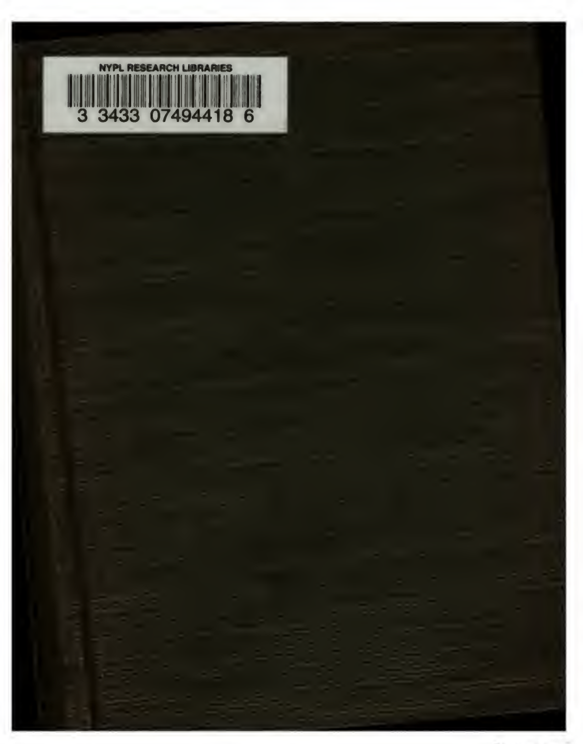

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07494418 6




NFG



NFG

Lichtenberg's

Georg Christoph Lichtenberg's
Vermischte Schriften.

Neue vermehrte,

von dessen Söhnen veranstaltete

Original-Ausgabe.

Mit dem Portrait, Facsimile und einer Ansicht des Geburtshauses des Verfassers.

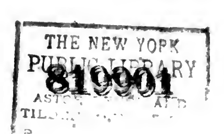
5

Fünfter Band.

Göttingen

Verlag der Dieterichschen Buchhandlung.

1844.



Inhalt

des fünften Bandes.

Vermischte Schriften.

Fünfter Theil.

Über

die Weissagungen

des verstorbenen

Herrn Superintendenten Ziehen *)

zu

Zellerfeld.

Dieser Aufsatz wurde von dem Verfasser unter dem 26. Sept. 1780 zuerst in die göttingischen Anzeigen von gemeinnützigen Sachen — ein städtisches Wochenblatt, — Nro. 40 d. 30. Sept. 1780 S. 165 ff. eingerückt, steht auch im hannov. Magazin von 1780 Stück 85.

Bereits vor acht Wochen wurden die Weissagungen des Hrn. Superintendenten Ziehen zu Zellerfeld von einer bevorstehenden großen Veränderung auf der Erde an einen meiner

*) Conrad Siegmund Ziehen, geb. 1727. gest. 1780. Anfangs Lehrer an einer Schule in Hannover, Feldprediger im hannoverschen Garderegimente, Caplan an der Hofkirche, Superintendent in Münden, zuletzt des Communion-Harzes und Hauptprediger zu Zellerfeld.

hiesigen Freunde im Manuscript geschickt, mit dem Auftrage, sie mir mitzutheilen, und meine Meinung darüber zu vernehmen. Ich gab dieselbe in wenigen Worten, wenn ich mich recht erinnere, dahin: Die Weissagungen wären zwar in einer für einen Schwärmer ziemlich simpeln und ordentlichen Schreibart abgefaßt, enthielten aber wahren Unsinn, wie alle andern neueren Weissagungen, nur mit astronomischen Kunstwörtern und vermeintlichen Beweisen aufgestutzt, wodurch aber Hr. Ziehen eine Unwissenheit in astronomischen Dingen verriethe, die mir bei einem Geistlichen und Gelehrten fast unbegreiflich wäre. Dabei erbot ich mich, meine Behauptungen, wenn es verlangt würde, geometrisch zu beweisen. Indessen breiteten sich diese Weissagungen immer mehr durch schriftliche davon gemachte Copien aus, und machten (nicht nur) eine Menge nicht gemeiner Leute, sondern selbst Männer von Einsicht in andern Dingen, aufmerksam und wohl gar unruhig, weil ein Theil von Hrn. Ziehens Weissagung bereits in Erfüllung gegangen sein sollte. Ein unvollkommener Auszug davon, der nicht viel mehr, als die bloßen Resultate enthielt, ging bis nach Obersachsen, und ich habe einen Brief von einem Gelehrten von dorther gesehen, der dieses Werk als eins der wichtigsten der neuern Zeit, und als voll von den tiefsten Einsichten in die Astronomie und das Innere der Natur ansieht. Ich wurde mehrmals ersucht, meine Meinung darüber öffentlich bekannt zu machen, ich schlug es aber immer aus, weil ich einem bloßen Manuscripte, das ich nicht einmal mehr in Händen hatte, nicht gern eine gedruckte

Widerlegung entgegensetzen wollte. Allein da nunmehr ein Auszug davon wirklich gedruckt ist *), und sogar zum Verkauf den Leuten in die Häuser gebracht wird; da die Herausgeber dieses Aufsatzes in der Vorrede sagen: es errege noch jetzt in den braunschweigischen und benachbarten sächsischen und rheinischen Landen allgemeine Aufmerksamkeit, und sie selbst wären überzeugt, er sei einer ernsthaften Beurtheilung und Überlegung würdig: so ist es wohl der Mühe werth, ein Mal ganz in der Kürze zu zeigen, daß das ganze Fundament dieser Weissagungen ein so abscheulicher Fehlschluß ist, daß ich mich nicht erinnere, je etwas Ähnliches gedruckt gelesen zu haben, es müßten denn die Schlüsse des Astronomen Kindermann **) sein,

*) Unter dem Titel: Nachricht von einer bevorstehenden großen Revolution der Erde, die insonderheit das südliche Europa, und einen Theil Deutschlands treffen, und mit dem Ende des Septembermonats anfangen wird. Im Auszuge herausgegeben. Mit einem Anhange über das Buch Chevilla. Frankfurt und Leipzig 1780. 48 Seiten. Später wiederholt aufgelegt. — Das eigentliche Werk selbst ist nach des Verfassers Tode (von einem Kaufmann Gotthard in Zellerfeld) herausgegeben, als: Anzeige eines bevorstehenden außerordentlichen Erdfalls und erklärende Theorie desselben. Nebst einem Anhange. Frankfurt und Leipzig 1786. 8. auch unter dem Titel: Ziehens Schriften, 1ster Band; wovon mehr nicht erschienen.

**) Eberhard Christian Kindermann — Enkel des Magisters, Predigers und Seniors, Balthasar Kindermann, in Magdeburg, geb. 1616, gest. 1706, — der sich Mathes. et Astro-

der ein Perspectiv erfunden zu haben glaubte, womit man von Dresden aus die Schiffe auf dem stillen Meere sehen könnte.

---

nomiae Cultorem nennt, und als Secretarius zu Dresden bezeichnet wird, schrieb: „Reise in Gedanken durch die eröffneten allgemeinen Himmelskugeln, auf welchen alle von Gott erschaffenen Weltkörper, sowohl deren Namen, Natur und Eigenschaften nach, ganz genau betrachtet, als auch, wie alle diese Körper in Kometen, und endlich in ein Nichts verwandelt werden, imgleichen auf was vor Art eines jeden, und besonders unser jüngster Tag dereinsten erfolget, gründlich gehandelt wird ꝛc.“ von Einem Christlichen Künstler, Kinder! man nennt sich zu Vermeidung eitler Ehre nicht gerne. Rudolstadt 1739. 8. mit Kupfern. In einer neuen, 1744 ebendaselbst unter dem Titel: Vollständige Astronomie ꝛc. ebenfalls mit Kupfern erschienenen Ausgabe dieses Werks führt das Capitel XVIII folgende Überschrift, die wir glauben hier folgen lassen zu dürfen: „Von denen Fix-Sternen gegen Norden; wie es komme, daß die in denen Nordlichen Creyssen befindlichen Fix-Gestirne mehr funkeln als andere? — imgleichen, ob man kein Instrument durch die Kunst anfertigen könne, wodurch man alle diese so weit entlegenen Fix-Gestirne, so uns gar nicht aufgehen, dennoch unsern Augen sichtbar machen kann, und ob man durch ein solches Instrument alles auf der andern Seite der Kugel befindliche sehen und wahrnehmen könne? wie ein solches Instrument wohl aussiehet und beschaffen sein müsse? wie auch, worinnen der Nutzen desselben bestehe, und was man vor Wunderdinge dadurch eröffnen kann? Ferner, ob es möglich ist, daß man mit einem solchen Wunderinstrumente auch die See besehen könne? wobei endlich die Möglichkeit, wie ein sol-

Man höre nun den Verfasser: „Die Erdfläche von Europa, sagt er S. 12, senkt sich bald gegen Norden, bald gegen Süden, doch so, daß sie sich immer mehr gegen Süden senkt.“ Also etwa so wie ein zinnerner Teller, den man auf einer Gabelspitze schlecht balancirt, einige Mal schwankt, und dann herabstürzt. Dieser Hauptsatz, von dem er ausgeht, muß nothwendig bewiesen werden. Wird er erwiesen, so sinkt Europa südwärts, und Herr Ziehens Weissagungen stehen fest, wird er hingegen nicht erwiesen, so steht Europa fest, und Hr. Ziehens Weissagungen fangen an zu schwanken, und stürzen zusammen. Hr. Ziehen hat dieses gefühlt, er holt also seinen Beweis aus den Tiefen der Astronomie, und dem Buch Chevilla, her. Die Capella, sagt er (ein Stern der ersten Größe im Fuhrmann), steigt immer mehr nach Norden herauf, ihre Mittagshöhe wird größer, und die Polhöhe kleiner. Dieses läßt sich (S. 32. 33.) schlechterdings nicht anders erklären, als daß der Horizont sich gegen Süden zu senkt, und vertieft. Da steht nun Hr. Ziehens Beweis, und das südliche Europa sinkt. Diese tiefe Weisheit hat er aus einem gewissen Buche Chevilla oder Chevila genommen, das ich nicht kenne, auch nicht zu kennen verlange, wenn mehr dergleichen Absurditäten darin vorkommen sollten, oder auch schon dieser einzigen wegen nicht. Die ersten Anfänger in der prakti-

---

ches mathematisches und optisches Seh-Rohr verfertigt werden kann, und wie es von außen und innen figurirt und beschaffen sein muß, deutlich gewiesen wird.“

schen Astronomie wissen, daß die Astronomen auf dem festen Lande die Sternenhöhen nicht von den Gränzen der Aussicht (dem bürgerlichen Horizont) an rechnen. Uns Göttingern könnte also der Weißner*) und alle die südlichen Gebirge einstürzen, ohne daß dadurch die Höhe der Sterne nur um eine Secunde vermehrt würde. Auf der See bedient man sich zwar der Grenze der Aussicht, aber nicht ohne Verbesserung, deren dieses Hülfsmittel unter gewissen Umständen bedarf. Man sagt, ein Stern befinde sich am Horizont, wenn eine gerade Linie von ihm nach dem Auge gezogen einen rechten Winkel mit der durch das Auge gehenden Verticallinie macht, er befinde sich nun in der Grenze der Aussicht oder nicht. Dieses war Eine Absurdität. Ferner hat zwar Hr. Ziehen Recht, wenn er sagt, die Capella nähere sich dem Scheitelpunkte (jetzt ungefähr 5 Secunden des Jahrs); allein dieses ist nicht bloß eine Eigenschaft der Capella, sondern unzähliger andern Sterne, und bei einer unzähligen Menge findet gerade das Gegentheil Statt, sie nähern sich dem Horizonte, Alles nach so längst Schülern bekannten Gesetzen, daß man auf 1000 Jahre voraus bestimmen kann, wo sie stehen werden. Hätte Hr. Ziehen statt seiner Capella, die, der Himmel weiß warum, im Buche Chevilla steht (vielleicht der großen Ähnlichkeit zwischen Capella, Chevilla, Sibylla und Cabbala wegen), den weit schönern Sirius betrachtet, so würde er gefun-

*) Oder Meißner, der 2000 Fuß hohe Gipfel im churhessischen Werragebirge.

den haben, daß der sich dem südlichen Horizonte nähert, so wie sich seine Capella davon entfernt; also eben so, wie Hr. Ziehen aus der Capella beweist, daß das südliche Deutschland gesunken sei, eben so läßt sich aus dem prächtigen Sirius und unzähligen Andern beweisen, daß es sich gehoben habe. Dieses ist die zweite Absurdität. Ferner sagt er, die Capella erhöbe sich im Meridian des Niederrheins. Hierin ist gar kein Menschenverstand mehr. Die Erhebung der Capella besteht in ihrer vergrößerten nördlichen Abweichung, und alle Örter in der ganzen Welt, denen sie südlich von ihrem Zenith culminirt, sehen sie dadurch höher. Dieses ist die dritte. Nähert sich endlich die Capella dem Pol, so wird sie sich bei ihrem untern Durchgange durch den Meridian auch vom nördlichen Horizonte entfernen, das heißt, nach Herr Ziehen müßte auch der nördliche Horizont, so wie der südliche, gesunken sein. Dieses ist die vierte. Er sagt, auf der südlichen Halbkugel sei es deßwegen kälter, weil die Sonne auf die eingesunkene Erde schiefer aufscheine. Allein versteht man denn die Sache nicht so: in Gegenden, die im Sommer hier und im Sommer dort die Sonne gleich hoch am Mittage sehen, ist es auf der nördlichen Halbkugel wärmer, als auf der südlichen? Sehen sie aber die Sonne gleich hoch, so scheint sie auch gleich schief auf. Das ist die fünfte.

Die magnetische Materie, sagt er, strömt sonst auf unserer Halbkugel von Mittag nach Norden, bekommt aber daselbst (bei Vulkanen), eine veränderte Richtung, sie strömt von oben nach unten. Dieses ist die sechste und siebente. Denn

strömt die magnetische Materie auf unserer Halbkugel von Süden nach Norden, so strömt sie auch auf der andern Halbkugel so. Oder gibt Hr. Ziehen der Erde zwei Nordpole, und heißt die Gegenden um die Linie Süden? Auch bei uns strömt diese Materie, wenn sie überhaupt strömt, von oben nach unten, etwa unter einem Winkel von 73 Graden, und mehr als beim Vesuv.

Doch ich werde müde, solche Abgeschmacktheiten zu widerlegen, und schäme mich, indem ich dieses schreibe, wenn ich bedenke, daß vernünftige Leute glauben möchten, ich habe sie aus eigener Überzeugung einer ernstlichen Widerlegung werth geachtet. Ich folgte aber bloß dem Bitten einiger Bekannten. Ich setze nur noch hinzu, daß es mir nicht schwer fallen sollte, die Zahl der Abgeschmacktheiten dieser in aller Rücksicht elenden Broschüre, bis auf 20 und 30 zu vermehren, wenn ich es der Mühe werth achtete, sie genauer durchzugehen. Also, da stürzen nun die Weissagungen des Hrn. Ziehen dahin, und Europa steht fest.

Allein seine Weissagungen sind doch zum Theil eingetroffen, sagt man. Eingetroffen? Was ist denn eingetroffen? Er weissagte einen Erdbruch, durch welchen Mähren von Österreich und Tyrol, Böhmen von Baiern, die Alpen von Deutschland, Frankreich und die Niederlande von Deutschland u. s. w. getrennt werden sollten; daß das Wasser im Canal so vertrocknen würde, daß die Flotten auf den Grund würden zu sitzen kommen. Und nun ereignet sich eine kleine Erderschütterung am Rhein. Was? der Mann weissagt einen allgemeinen Krieg, und

nun glaubt man, seine Weissagung sei in Erfüllung gegangen, wenn sich ein paar Bauern klopfen. Er setzt auf eine Quaterne nach bestimmten Auszügen, und denkt, er sei ein Prophet, wenn eine einzige Nummer davon aus dem Glücksrad kommt? Am Rhein sind die Erdbeben nichts weniger als selten, und mit einem gewissen Spielraume von Zeit lassen sie sich wohl vorhersagen. Jeder, der eine Ambe im Lotto gewinnt, ist ein größerer Prophet als Hr. Ziehen.

Auffallend ist es den Herren Herausgebern, daß Hr. Ziehen seine Aussage mit einem Eide habe erhärten wollen. Fürwahr, dieses Urtheil der Hrn. Herausgeber ist sehr auffallend. Herr Ziehen war ein redlicher Schwärmer, kein Betrüger, wie Schröpfer *), er wollte also nur mit dem Eide erhärten, was ihm jeder, der sein Buch liest, und sich auf Physiognomik des Styls versteht, gern ohne Eid glauben wird, nämlich, daß er Alles selbst glaube, was er da sage, und mehr konnte er nichts damit erhärten, wollte er durch einen Eid erhärten, daß das südliche Deutschland allmälig sinke, weil die Capella sich erhebe, so hätte er wider Vernunft und Geometrie geschworen.

Nun genug hiervon. Meine Leser werden mir vergeben, daß ich eines bereits verstorbenen Mannes Buch so hart ange-

---

*) Johann Georg Schröpfer, berüchtigter Betrüger, bankerotter Kaffeewirth in Leipzig, nannte sich Baron von Steinbach und franz. Obristen, erschoß sich im Rosenthale bei Leipzig 8. October 1774.



gangen habe, da er sich nicht mehr vertheidigen kann. Allein seine Sätze lassen sich nicht vertheidigen. Ich würde, wenn er noch lebte, eben so geschrieben haben, nur hätte ich vielleicht alsdann noch hinzugesetzt: Wie konnten Sie, als ein rechtschaffener Seelsorger, ohne einen einzigen der Sache kundigen Mann zu befragen, eine solche Schrift ins Publikum gehen lassen, die den Untergang von 7000 Ortschaften verkündigt, die also Tausende desto unruhiger machen wird, je gelehrter und je rechtschaffener Sie sind, der sie schrieb? Wie konnten Sie, der über die Gemüther Ihrer Gemeinde wachen, und wider den Aberglauben derselben streiten soll, sich auf diese Weise in Gefahr setzen, der Schutzpatron alles Aberglaubens zu werden? Denn der Unwissende, der glaubt, Sie haben hier demonstrirt, wird glauben, ein Anderer könnte vielleicht Andern abergläubischen Unsinn demonstriren. Sie haben freilich geglaubt, Sie hätten Alles demonstrirt, und Ihr Satz sei eine physikalische Entdeckung; allein eine so wichtige, schwere und gefährliche Entdeckung muß kein vernünftiger Mann bekannt machen, ehe er Leute, die der Sache auch gewachsen sind, darüber befragt hat. So ungefähr würde ich ihn angeredet haben, jetzt mögen diese Worte seiner Nachahmer wegen hier stehen. Herr Ziehen hat auch geweissaget, daß mancher bei seinem Buche lächeln würde. Diese Weissagung ist richtig eingetroffen, und gewiß befindet er sich jetzt vor Gott mit unter der Zahl *).

---

*) Wir dürfen hier wohl noch bemerken, als einen Beweis,

welche Wichtigkeit und welchen Glauben Hr. Ziehen seiner Weissagung beilegte, daß er dieselben den Regierungen in Hannover und Braunschweig, mittelst eines Pro-Memoria, gleichsam als Warnungsanzeige, im Januar 1780, zur Kenntniß brachte. — Wie verbreitet der Glaube an dieselben im Volke zum Theil war, geht auch daraus hervor, daß einzelne Gemeinden, in Erwartung der Ereignisse, ihre Felder nicht mehr bestellen wollten. Nach einer Neujahrspredigt des Generalsuperintendenten Dahme zu Clausthal vom Jahre 1786, soll Ziehen auch geweissagt haben, daß an einem bestimmten Tage im Sommer 1785 der Brocken Feuer speien, und die Lava bis Böhmen hin das Land überströmen werde. Sogar über Deutschlands Grenzen hinaus verbreitete sich der Ruf der Weissagung, wie eine am 15. Januar 1780 (soll wohl heißen 1786) von Lavater, wider die Furcht vor Erderschütterungen, über Psalm 46. v. 2—4, in Zürich gehaltene Predigt zeigt.

Noch ein Wort über Herrn Ziehens Weissagungen.

Aus dem göttingischen Magazin, 2tem Jahrg. 5tem Stücke 1782. S. 309 ff.

Ein Ungenannter hat in dem 8ten Bande der Chronologen des Hrn. Wekherlin S. 14. sich Herrn Ziehens wider mich angenommen. Der Verfasser des Aufsatzes scheint ein sehr rechtschaffener Mann zu sein, und seine Art sich auszudrücken, verräth sicherlich keinen angehenden Schriftsteller. Es ist auf diesen wenigen Blättern in einer bündigen Kürze auch Alles gesagt, was sich für einen redlichen Propheten des 18ten Jahrhunderts sagen läßt. Allein der Verfasser geht in seiner Defensionsschrift doch, wie mich dünkt, hier und da zu weit. Er sucht nicht bloß begreiflich zu machen, wie ein wohlmeinender und in vielen Dingen auch einsichtsvoller Mann in solche Fehler habe gerathen können; sondern er findet auch die Fehler selbst noch sehr

erträglich, und Ziehens fieberhaftes Faseln nicht sehr von Büffons*) süßen Träumen, oder gar von den Schlüssen der wachenden Vernunft im Astronomen verschieden, der die Bahn eines Kometen berechnet. Das ist viel zu viel. Würden freilich diese und andere Sätze des Verfassers überall mit dem Sinn gelesen, mit dem sie von ihm geschrieben sind, so wollte ich kein Wort darüber verlieren. Allein dieses ist selten der Fall, und jetzt vielleicht weniger als jemals. Man hat zu allen Zeiten Weissagungen Gehör gegeben, zumal den unangenehmen, wenn sie mit etwas mystischer Physik aufgestutzt, sich an irgend ein wahres, aber nicht in seinem ganzen Umfange erkanntes Sätzchen im Kopfe des Lesers anzuschließen schienen; allein ich weiß nicht, ob sie immer einen so großen Schutz von einer allzudemüthigen Philosophie erhalten haben, als jetzt. Daß unser Wissen Nichts ist, haben einige in dem geschäftigen Dienste der Wahrheit grau gewordene Männer erkannt, aber gewiß nicht mit dem Geiste ausgesprochen, mit dem es ihnen jetzt skeptische Indolenz hier und da nachspricht. Die Zahl derer, die sich, anstatt den Weg der Beobachtung und der Mathematik einzuschlagen, lieb · durch irgend ein spagyrisches oder theosophisches Schlupfloch in das Heiligthum der Natur einzuschleichen suchen, nimmt daher täglich zu. Vielleicht wissen es die wenigsten unserer Leser, daß es in Deutschland und in Frankreich, und

*) Georges Louis Leclerc, Graf von Büffon, geb. 1707, gest. 1788.

warum nicht auch in andern Ländern, eine unglaubliche Meng von Menschen gibt, und darunter auch Gelehrte, ja sogar Na turforscher, die in den Stunden, die sie von ihrem Dienste ab müssigen können, und zuweilen auch mitunter in denen, worin sie etwas Besseres thun sollten, das Bächlein von Erkenntni suchen, welches ehemals als ein unerschöpflicher Rio de la Plat im Paradiese, voll und gemeinschaftlich strömte. Sie glaube nämlich, Adam habe beim Sündenfalle nicht alle physikalische und metaphysischen Kenntnisse eingebüßet, sondern noch einig zerstreute Sätze daraus auf seine Kinder gebracht, diese hätten si wiederum den ihrigen mitgetheilt; und so erstrecke sich nun, de Lehren des Euklides und Aristoteles parallel, aber unendlich erhabe ner und feiner, eine Kette von Kenntnissen über den Köpfen vo Tausenden weg, von denen man aber doch die Spuren in den göttli chen Werken weniger Auserwählten, als des Raymundus Lul lius *), Jacob Böhms **), Herrmann Fictulds ***)

*) Raymundus Lullius, geb. 1253 auf Majorka, berühm ter Alchemist, wurde vom Abt Cramer, dem Könige Eduard III von England vorgestellt, dem er 1330 das Gold zu seinen Rose nobeln gemacht haben soll.

**) Jacob Böhm, Theosoph und Mystiker, geb. 1575, gest 1624.

***) Herrmann Fictuld, ein angenommener Name, schrieb Der längst gewünschte und versprochene chemisch-philosophische Pro bierstein, auf welchem sowohl die Schriften der wahren Adepten als auch der betrüglichen Sophisten geprüft werden. Dresden 1740. u. m. a.

des Johann de Monte Snyders*), des Albaro Alonso Barba**), in der *Catena aurea Homeri****), im doppelten Schlangenstab, oder dem kurzen und langen Weg zur Universaltinctur†), worin besonders die dun=

*) Johannes de Monte Snyders, soll Mondschneider geheißen haben. In Gegenwart Kaiser Leopolds I. verwandelte er 1660 in Wien mit einem einzigen Gran Tinctur ein ganzes Pfund Blei in Gold; that Ähnliches 1667 in Aachen. Schrieb: Tractatus de Medicina universali, ex tribus generibus extracta per universale menstruum. Deutsch von A. G. Berlig, Frankfurt und Leipzig, 1678.

**) Albaro Alonso Barba, Kunstmeister, Priester der Gemeinde der St. Bernhardskirche in der königl. Stadt Potosi im Königreiche Peru, schrieb ein Werk: Arte de los metales etc. Madrid 1640. 4. das als: Bergbüchlein ins Deutsche übersetzt 1676 in Hamburg erschien, und hochgeschätzt war.

***) *Catena aurea Homeri.* — Die goldene Kette, woran, nach der homerischen Mythologie (Ilias VIII. 19), Jupiter das Universum zu sich herauf zu des Olympus Höhen, alle Macht der Götter aber ihn nicht herunter zu ziehen vermochte, hat bekanntlich schon den ältesten Erklärern zu den mannichfaltigsten Auslegungen Veranlassung gegeben. Hiernach scheint sehr erklärlich, daß Mystiker und Alchemisten unter der „goldenen Kette Homers“ ein passendes Bild ihrer geheimen Wissenschaft finden konnten.

†) Dorothea Juliane Wallich, eine sächsische Alchemistin, der Sage nach die Tochter eines Adepten, schrieb oder gab nach des Vaters Handschrift unter Anderm heraus:

kele Lehre vom trocknen Wasser in ein eigenes Licht gesetzt wird, anzutreffen seien. Hierher gehört nun hauptsächlich das Buch Chevilla, aus dem Hr. Ziehen seine Weissagungen geschöpft hat. Dieses Buch Chevilla ist nicht allein ein äußerst schwer geschriebenes Werk, dieses hat es mit allen den tiefsinnigen Werken eben genannter Weisen gemein; sondern es unterscheidet sich von allen schwergeschriebenen Büchern hauptsächlich noch dadurch, daß es schon sehr schwer ist anzugeben, was es eigentlich ist, und wo es ist. Das ist alles Mögliche. Einige glauben, es stehe in der Bibel, ob es gleich noch niemand darin gesehen hat, und ob es gleich selbst die nicht darin gesehen haben, die glauben, es stände darin. Nach diesen wäre es also eine Art von Bibelseele, oder eine Naturlehre und Metaphysik in jene seligmachende Lehren aufgelöset, die dereinst entweder durch eine neue Offenbarung oder durch beständiges Studium zur Präcipitation werden gebracht werden. Die Vortrefflichkeit der biblischen Moral leuchte ohne Commentar ein, weil die Menschen ohne Tugend nicht bestehen können, hingegen seien die übrigen darin liegenden Kenntnisse nicht so nöthig und werden daher später offenbaret. So habe man lange mineralische Wasser getrunken, und ihre stärkende Kraft gefühlt, ohne zu wissen, daß

„Das mineralische Gluten, doppelter Schlangenstab, Mercurius philosophorum, langer und kurzer Weg zur Universaltinctur. Durch D. J. W. von Weimar in Thüringen.“ Leipzig 1705. 8. Neue Ausgabe: Frankfurt 1722. 8.

eine Luft darin stecke, welche die Thiere tödtet, und etwas von der Materie, woraus wir unsere Degenklingen und das kleine Schießgewehr verfertigen. So viel vom Buch Chevilla*). Es verhalte sich nun damit wie es wolle, so ist so viel gewiß, was Hr. Ziehen zur Präcipitation gebracht hat, ist nichts werth, und völlig dem gemeinen Niederschlag ähnlich, der sich in den Werken der ersten Anfänger zeigt, die sich in Sachen mischen, wovon sie nicht einmal die Anfangsgründe verstehen. Und doch hat neulich jemand für das Buch Chevilla 50 Ducaten geboten. Ja Bücher, wie die oben angeführten, von denen man kaum erwarten sollte, daß sie diesseits der Thüre des Tollhauses geschrieben sein könnten, werden noch täglich gedruckt und aufgelegt, also auch mit Beifall gelesen. Hr. Kraus in Wien**) weiß sehr wohl, was das für ein Handel ist. Und in solchen Zeiten wollen noch Männer von Geist, deren Philosophie zu fest gegründet ist, um selbst etwas fürchten zu dürfen, aufstehen und ihre vielleicht durch tiefes Studium erlangte Einsicht von der Unvollkommenheit menschlicher Theorien anwenden, den Untersuchungsgeist in andern zu lähmen, und sie glauben zu

*) Mehr von diesem Buche enthält der Anhang zu dem oben angeführten ziehenschen Aufsatze, so wie des Pastor Emerit. M. Chrn Fr. Götse, Schrift: Etwas von dem raren und schätzbaren Buche Chevilla, oder von der Rolle des Buchs der Rathschlüsse Gottes. Sorau und Leipzig 1786.

**) Chef einer damaligen Verlagsbuchhandlung? deren etwaige Nachfolgerin wir zu ermitteln nicht vermocht haben.

machen, jede freiwillig eingestandene Unwissenheit sei eine gelehrte — und das Alles bloß um einen rechtschaffenen Mann zu entschuldigen, dessen Rechtschaffenheit gar hierbei nicht bezweifelt wird? Ich bin so sehr überzeugt, als es der Verfasser nur immer sein kann, daß Hr. Ziehen ein redlicher Mann war; allein ich glaube nur noch dabei, und mit eben der Überzeugung, daß seine Weissagungen abscheulich sind, und nicht im geringsten mehr Aufmerksamkeit verdienen, als jede andere, die auf Jahrmärkten herumgetragen wird, und vielleicht noch weniger. Wir wollen einmal sehen. Warum sollen wir Hrn. Z. Weissagungen nicht schlechtweg verwerfen? „Etwa, weil unsere Physik ein Faden ist, der in der Luft schwebt, und unsere angenommenen Grundsätze nicht der Rede werth sind *)?" Das will sagen, unser Wissen ist Stückwerk, aber sind es unsere Weissagungen nicht auch, zumal wenn, wie bei den ziehenschen, unser Stückwerk von Wissen hinreicht zu zeigen, daß sie gar nichts sind? „Oder weil er ein redlicher verschlossener Mann war, der viele und tiefe Untersuchungen angestellt hat?" Antwort. Für seine Redlichkeit hat er die Achtung vieler vortrefflicher Männer erhalten, und selbst, daß man gegen seine Irrthümer noch schreibt, hat er zum Theil dieser Redlichkeit zu danken. Was seine tiefen Einsichten betrifft, so finden sich in der Schrift, auf die hier Alles ankommt, nicht die mindesten Spuren, keine eigene Beobachtung, keine kritische Benutzung

---

*) S. 21. Anm. des Verfassers.

der Beobachtungen Anderer, kein zusammenhängendes Raisonnement, nicht einmal ein zusammenhängender Traum; gar Nichts. Hingegen von Allem der bloße Schein, falsch verstandene Beobachtung mit ungeheuren und wiederum falschen Folgerungen daraus; Anwendungen der Astronomie, die über alle Maßen elend sind ꝛc. Das südliche Europa sinke allmälig, weil sich die Capella erhebe, und sie erhebe sich im Meridian des Niederrheins, sind zwei Sätze, wozu sich vollkommen ähnliche nur im Fieber finden lassen, und gehören in eben die Physik, aus welcher jemand vor 10 Jahren die nassen Sommer dadurch zu erklären glaubte, daß die Welt näher an die See gerückt sei. Und doch sind dieses gerade die Grundsäulen der ganzen ziehenschen Prophezeihung, und worauf sich vermuthlich bei ihm die ganze Überzeugung gründete. Er dachte, wenn das südliche Europa sinke, wie denn dieses mathematisch erwiesen wäre, und das nördliche stehe fest, so müsse es nothwendig über kurz oder lang irgendwo brechen, es geschehe nun wo oder wann es wolle. Und solche Irrthümer setzt der Verfasser den Epochen der Natur des großen Büffons entgegen, und heißt es Kometenbahnen berechnen? wie will er dieses vor Newton's, Halley's*) und Dörfel's**) Schatten verantworten?

*) Edmond Halley, geb. 1656, gest. 1742. Professor zu Oxford, königl. Astronom zu Greenwich.

**) Georg Samuel Dörfel, Prediger in Plauen, Superintendent in Weida, starb 1688. Erfinder der nachmals Newton zugeschriebenen, neuern Theorie der Kometen (1681).



„Aber von Z. Schrift haben wir das Ganze nicht, und ohne das sollte man nicht urtheilen.“ Ums Himmels willen was mag das für ein Ganzes sein, zu dem solche Glieder gehören, und die noch dazu der Künstler, um seinen Freunden einen Vorschmack vom Übrigen zu geben, vorzeigt und Copien davon machen läßt. Ist dieses Aufsteigen der Capella (in Spanien, Portugal, Italien rc. sinkt sie), ein unerhebliches Stück der ziehenschen Theorie, warum gibt er sie als eine Probe? Und ist es ein erhebliches, so wird die ganze Theorie nicht bloß unerheblich, sondern sie wird gar Nichts. Ich sehe überhaupt nicht, warum man um die ziehenschen Weissagungen mit so viel skeptischer Zurückhaltung herumgeht. Man muß Herz haben, solches unzusammenhängendes Zeug für Possen zu halten, sie kommen von wem sie wollen. Ob der Mann tiefsinnig gewesen sei, muß seine Schrift ausweisen, und nicht durch Aussagen von Freunden erwiesen werden wollen. Mancher hält für Tiefsinn, was dem Kenner gar Nichts ist, und für ein großes Unternehmen, was viele Zeit und Sitzen kostet, es ist aber gewiß, daß in der Welt sehr viel Schlechtes mit Schweiß und Mühe geschieht. Mir ist ein Mann bekannt, der viele Jahre über dem Pe mobile (so nannte er das perpetuum mobile) zubrachte, große Bogen Papier zusammenklebte, und sie auf dem Boden des Zimmers voll multiplicirte, und das so lange, bis über der allzuheftigen Anstrengung die rechnende Maschine still stand, noch ehe die berechnete zu gehen anfing, und er dahin starb, nicht ohne den Ruhm, ein guter, arbeitsamer und dabei nicht unwis-

fender Mann gewesen zu sein. Und ich weiß noch wirklich von mehreren Personen, die mit weitläuftigen Untersuchungen beschäftigt sind, die sich vermuthlich eben so endigen werden. Eine schwärmerische Vorüberzeugung von der Möglichkeit der Ausführung erhält einerseits ihren Fleiß, während Mangel an genugsamen Kenntnissen in den Hülfswissenschaften immer den Weg von der andern verlängert. Wie glücklich wären nicht solche, oft sehr rechtschaffene Männer, wenn sie einen vertrauten Freund hätten, nicht ihren Tiefsinn zu bewundern, oder ihre Einbildungskraft mit herzoglichmichelschen*) Ideen noch mehr zu verwirren, sondern ihr ganzes Unternehmen freimüthig zu prüfen. Allein man hat mir gesagt, solche Erfinder sollen sogar vor der Überzeugung vom Gegentheil fliehen, und die Leute vermeiden, von denen sie sie erwarten können. Es ist dieses ein Trieb, der gemeiniglich bei der zärtlichsten Liebe steht, der Gegenstand derselben sei nun ein geliebtes Kind oder ein geliebtes Project. Und es mag freilich eine schmerzhafte Empfindung sein, den Liebling unsers Herzens, mehrere Jahre durch

---

*) Johann Christian Krüger, geb. 1722, gest. 1750, Schauspieler und Schauspieldichter, schrieb unter andern, — nach Joh. Adolfs Schlegels Erzählung: das ausgerechnete Glück, in den bremer Beiträgen, 4ter Band, S. 32 ff. 1747 — ein Lustspiel von einer Handlung, unter dem Titel: „Herzog-Michel," welches der Verfasser hier im Sinne hatte. S. Johann Chr. Krügers poetische und theatralische Schriften, von Joh. Friedr. Löwen. Leipzig 1763. S. 447 ff.

den Vertrauten unserer besten Stunden und die erwählte Stütze in unserm Alter, auf einmal, und auf Lebenszeit dem Zuchthaus übergeben zu sehen.

Über das Eintreffen der Weissagungen des Hrn. Z. habe ich schon meine Meinung in der kleinen Schrift gesagt. Solche Dinge können schlechterdings nicht eintreffen, und, wenn es so scheint, so ist die beste Erklärung: wenn man den Wolf nennt rc. Zum Beschluß muß ich noch ein Paar Worte über eine Stelle der Schrift sagen, die von Vielen falsch verstanden werden könnte: der Verfasser sagt nämlich S. 21: „Ein profunder Gelehrter zu **Göttingen** (und zwar ist Göttingen auch da mit Schwabacher gedruckt), schrieb im vorigen Herbst: In diesen stürmischen Nächten habe ich an Ziehen gedacht. Der Mann ist doch wohl nicht simpler Visionär gewesen. Er hat etwa nur den Ort verfehlt, an dem er Revolutionen der Natur voraus sah. In Westindien ist ja viel davon vorgegangen, und zwar fast um die bestimmte Zeit. Vielleicht sah er auch nur zu viel.“ Mich dünkt, dieses hätte der rechtschaffene Verfasser weglassen müssen. Er gewinnt sicherlich bei den Gelehrten, die ich ihm nennen könnte, und die für eigentliche Richter hierüber, wenigstens nach dem jetzigen Grad menschlicher Einsichten in diese Dinge, eben so gut erkannt werden können als irgend ein Ungenannter, nichts; mir hingegen hätte er bei Leuten, die nichts von der Sache verstehen, und das sind eben nicht immer die ohnmächtigsten und bescheidensten, schaden können. Daß sich übrigens ein profunder Gelehrter vor der Erfüllung einer Weis-

sagung zumal in einer stürmischen Nacht fürchtet, würde mich nicht wundern, selbst wenn er ein profunder Physiker oder Philosoph wäre. Fürchtete sich doch Hobbes*) des Nachts vor Gespenstern, und solcher Hobbesianer gibt es noch sehr viele. Die Freundschaft gegen Grundsätze hält so wenig, wie die gegen Nebenmenschen, immer die Probe aus. Auch besteht diese gewiß wohlgemeinte, und außerdem nur in einem Privatschreiben, wie ich verstehe, geäußerte Entschuldigung sehr gut mit dem, was ich gesagt habe. Die Entschuldigung sagt: Hr. Ziehen hat sich im Orte geirrt: (und zwar nicht wenig, er sprach vom Canal und Baiern, und der Sturm war in Westindien). Er hat sich in Absicht auf die Größe geirrt; (und wiederum nicht wenig, die Schiffe im Canal sollten auf den Grund gerathen, und Baiern sich von Böhmen trennen 2c., und was ereignete sich? Einer von den Stürmen,

— — durch die der Herr der Erden
Die Krämer beugt, daß sie nicht Fürsten werden.

Und wo ereignete sich dieser Sturm? Antwort: im rechten Vaterlande der Wirbelwinde, der Donnerwetter und Orkane; wo den 1. Aug. 1781 schon wieder 20 große Schiffe ganz verunglückten und mehrere beschädigt wurden; wo, wie man schon aus der Karte sehen kann, lange vor unserer Zeit und unsern

*) Thomas Hobbes, geb. 1588, gest. 1679. Unter andern Verfasser der Werke «de Cive» und des «Leviathan.» Stand in Verbindung mit Baco, des Cartes, Gassendi, Galilei 2c.

Weissagungen sich alles dieses schon viele tausend Mal in sehr viel höherem Grade ereignet haben muß (und das aus Ursachen, die nicht sehr tief liegen, und die vermuthlich das Band, welches sowohl das südliche Amerika an das nördliche, als Perus Reichthümer an die madriter Schatzkammer anknüpft, schon so dünne genagt haben:) dieses sagt die Entschuldigung. Und was sagte ich? Alles dieses auch; nur ohne Entschuldigung, weil es mir unmöglich war, im frankfurter Ristretto von den letzten Jahren irgend etwas von einer Krämerzüchtigung (Revolution heißt es in der Entschuldigung) aufzutreiben, aus der sich das Fortrücken der Nachtgleichen hätte erklären lassen.

Unsere Leser muß ich um Vergebung bitten, daß ich eine solche Sache hierher bringe. Es ist nicht meine Schuld. Nachdem Hrn. Ziehens Schrift viele Personen von einer gewissen Classe erschreckt hatte, wurde ich gebeten, etwas dagegen bekannt zu machen, und dieses that ich im hiesigen Wochenblatt 40sten St. 1780. Es ist nicht Jedermanns Sache, und am allerwenigsten die meinige, wie Möser*), Wochenblät-

*) Justus Möser, geheimer Justizrath in Osnabrück, geb. 1720, gest. 1794. Die vortrefflichen Aufsätze, welche er von dem Jahre 1767 an, größtentheils in die Beilagen zu den stadtosnabrückschen Intelligenzblättern lieferte, sind von seiner Tochter J. W. J. von Voigts, unter dem Titel: Patriotische Phantasien, gesammelt und herausgegeben (1774) und später öfters aufgelegt. Seine sämmtlichen Werke, neu geordnet und aus

ter für eine Stadt zu schreiben, die zugleich Blätter für die Welt sind. Die Schrift wurde aber an zwei Orten nachgedruckt, und nun in einer Schrift angefochten, in die ich die meinige nicht hätte einrücken, und auf eine zu bescheidene Weise, als daß ich hätte schweigen können.

---

seinem Nachlasse gemehrt, gab B. R. Abeken, 1842 und 1843 in 10 Theilen in Berlin heraus.

Bemerkungen
über
ein Paar Stellen
in der
berliner Monatsschrift
für den December 1783.

Aus dem göttingischen Magazine, 3ten Jahrgangs 6tem Stücke, 1783. S. 953 ff.

Die Stellen, von denen hier die Rede ist, stehen S. 533 und 534 des erwähnten Stücks. Herr Bibliothekar Biester*) muthmaßet, daß der vortreffliche Verfasser des Briefs**) über

*) Johann Erich Biester, geb. 1749, gest. 1816. Mit Friedrich Gedike (geb. 1754, gest. 1803) von 1783 an Herausgeber der ältern berliner Monatsschrift.

**) Dieser Brief (Aufsatz): Über den seeligen Ziehen. Von einem Zellerfelder (H. G. Rettberg), steht in der berl. Monatsschrift a. a. O. S. 517—532.

Hr. Ziehen unter dem Spott, meine Schrift verstanden habe. Ich bin dieses gern zufrieden, da Hr. B. auf dergleichen Beschuldigungen so passend und meisterhaft antwortet, und setze nur noch hinzu, daß manche Dinge, ohne den mindesten Zusatz von Lachen erregender Materie, sogleich lächerlich werden, wenn man nur den Nimbus wegwischt, hinter dem sie versteckt lagen, und unter diese Dinge gehört, nach dem Zeugniß aller Vernünftigen, die ziehensche Behauptung, von der die Rede ist. Auf der 534 Seite wird gesagt: „ich und andere hätten bewiesen, daß Ziehens Gedanke eine erbärmliche Grille sei, und daß eben dieses der gleich darauf folgende Aufsatz des Hrn. Prevost*) noch deutlicher zeige.“ Hierüber will ich nun ein Paar Anmerkungen machen, die, wie ich überzeugt bin, diese beiden vortrefflichen Männer eben so freundschaftlich aufnehmen werden, als ich sie wohlmeinend niedergeschrieben habe. Ich glaube nämlich:

1) daß Hrn. Prevost's Aufsatz die Sache nicht allein nicht deutlicher darstellt, sondern daß der Aufsatz, seiner sonst übrigen Vortrefflichkeit unbeschadet, gar nichts gegen Hr. Z. beweiset, und 2) daß Hr. P. bei manchen Personen einen seiner

*) Isaac Benedict Prevost, geb. 1755, gest. 1819. Professor zu Montauban. Verfasser mehrerer geschätzten physikalischen Aufsätze in wissenschaftlichen Sammlungen. Der angeführte Aufsatz steht a. a. O. S. 537 ff. unter der Überschrift: Über den angeblichen Einfluß des Sternes Capella. Ein Brief an die Herausgeber.

Absicht gerade entgegengesetzten Eindruck könne gemacht haben. Hr. Z. sagt: die Capella entferne sich vom südlichen Horizont, nun aber seien ja die Fixsterne fix, folglich müsse der Horizont und das südliche Deutschland sinken. Hierauf antwortet Hr. P., die Capella entferne sich nicht vom südlichen Horizont, sondern nähere sich ihm. Allein offenbar redet Z. gar nicht von einer eigenen Bewegung der Capella, wo sollte er von der gehört haben? Und hätte er davon gehört oder gelesen, so hätte er auch wohl behalten, daß sie südlich sei. Nein! Ziehen meinte wohl, die scheinbare Bewegung der Capella, wodurch sie sich wirklich alle Jahr um 5 Secunden von dem südlichen Horizont entfernt, die in vielen Fixsternenverzeichnissen unter dem Namen Variation angegeben wird, und die ihm beim flüchtigsten Durchblättern der astronomischen Bücher bekannt werden mußten. Gesetzt aber, auch jene erstere Bewegung, von der Hr. P. redet, wäre ihm bekannt gewesen, so hätte er nicht die geringste Ursache gehabt, deßwegen seinen Gedanken fahren zu lassen. Er hätte sagen können: Gut! die Capella hat eine eigene Bewegung nach Süden, aber wie groß ist denn die? Antwort: $\frac{1}{5}$ Secunde in einem Jahre; die andere aber, die vom Sinken des Horizonts herrührt, ist 25 Mal größer, es bleiben mir also noch $4\frac{4}{5}$ Sekunden übrig, um welche das südliche Deutschland sinkt; und, hätte er fortfahren können: ihr werdet mich doch nicht für so einfältig halten, daß ich aus der eigenen Bewegung eines einzigen Sterns eine Bewegung des Horizonts herleiten will, während alle andere benachbarte Sterne stehen bleiben, aber

seht nun hin, nicht allein Capella entfernt sich jährlich vom Horizont, sondern auch die Hoedi *). Also gesetzt auch, was aber nicht ist, H. P. Widerlegung hätte den Hrn. Z. ganz um seine liebe Capella gebracht, so hätte er nur sagen dürfen, ich habe mich bloß im Stern geirrt, ich habe nicht gewußt, daß die Capella eine eigene Bewegung hat, womit sie dem südlichen Horizont nachgeht, aber seht die andern an, die entfernen sich doch, und deßwegen sinkt der Horizont. So viel zum Beweis meiner ersten Behauptung, und nun ein paar Worte zum Beweis der zweiten. Daß die Sonne mit ihren Planeten als Trabanten, sich selbst fortbewegt, ist zwar schon oft gemuthmaßet, aber erst in diesen Tagen so zu reden, durch Beobachtungen wahrscheinlich gemacht worden. Die Entdeckung, woran Hr. Prevost so rühmlichen Antheil hat, gehört mit unter die größten in der Astronomie. Sagt man also, daß Hr. Z. Behauptung erst recht deutlich durch diese neue Lehre widerlegt werde, so gewinnt dadurch unstreitig Ziehens Satz bei vielen Menschen sehr viel, zumal, wenn diese Menschen hören sollten, daß doch Manches in dieser neuen Lehre noch nicht so ganz ausgemacht sei, und Z. wird wohl gar entschuldigt, weil zu seiner Zeit die Sätze, die ihn eigentlich widerlegen konnten, noch nicht ausgefunden oder wenigstens noch nicht zu einer Widerlegung geordnet waren. Wenn jemand behauptete, das Nordlicht wäre

*) Zwei Sterne vierter Größe, auf der Schulter des Fuhrmanns.

der Widerschein von den Häringen in der See (und gerade ein solcher Satz ist der ziehensche), und ich wollte dagegen sagen: In den neuesten Zeiten habe Volta*) eine merkwürdige Eigenschaft der halbleitenden Körper entdeckt, und darauf ein elektrisches Mikrometer gegründet; durch dieses habe man gefunden, daß die Luft beim Nordlicht immer elektrischer sei als sonst, daher sei es wahrscheinlich, daß das Nordlicht elektrischen Ursprungs sei; so geschähe doch wirklich dem Häringssystem zu viel Ehre, auch wenn es dadurch widerlegt würde. Hier aber kommt noch dieses hinzu, daß Hr. Ziehens Capellensystem gar nicht einmal durch den Angriff erschüttert wird, wenn er sich nur in die Winkel zurückzieht, die ich angezeigt habe.

*) Alexander Volta, geb. 1745. gest. 1826.

Nachricht
von
Pope's Leben und Schriften,
aus
Johnson's Prefaces biographical and critical to the works of the english poets. London, 1781 *).

Wenig Werke sind in den neuesten Zeiten in England mit dem Beifall aufgenommen worden, womit man Johnson's Leben von englischen Dichtern durchaus aufgenommen hat. Dieses Glück werden sie überall haben, wo man gesunde Kritik, in bündigem, präcisem, wohlklingendem, also fast vollkommenem Ausdruck vorgetragen zu schätzen weiß. Unstreitig ist dieses das herrlichste Product dieses außerordentlichen Mannes. Zuerst folgen die vornehmsten Lebensumstände des Dichters und

*) Aus dem göttingischen Magazin, 3ten Jahrgangs, 1stem Stücke 1782. S. 62 ff. unter der Überschrift: „Über einige englische Dichter und ihre Werke, aus rc." Die Absicht, einige andere engl. Dichter folgen zu lassen, ist nicht ausgeführt.

dann eine Beurtheilung seiner vorzüglichsten Werke, nicht nach den windigen Regeln einer Experimentalkritik, die so lächerlich ist, als eine Experimentalgeometrie, und worauf sich doch bei uns der Credit vieler gerühmten Dichter gründet, sondern Alles ist raisonnirt und auf Regeln zurückgebracht, die so lange dauern werden, als Menschengefühl dauert. Wie würden nicht die Luftblasen von Oden, die man uns als Werke für die Ewigkeit anpreist, bloß weil ein paar Knaben, die unter die größten Lappenmäuler der Nation gehören, Ihr Herr Jeh wie schön! dabei ausrufen, vor der Prüfung dieses Mannes schwinden!

Ich denke unsern Lesern in diesen Blättern Einiges aus diesem Werke mitzutheilen — Anekdoten von den Dichtern, und Kritik über ihre vorzüglichsten Werke, oder wo nicht immer die letztere, doch das Urtheil eines Mannes von dem feinsten Gefühl, das als Surrogat für sie dienen kann. Den Sinn seiner Urtheile hoffe ich zu treffen, allein ich verzweifle gänzlich daran, sie mit der Stärke und dem Wohlklang auszudrücken, mit dem es im Original geschehen ist, wo Beides, Sinn und Ausdruck zugleich zeigen, daß die Verleger nicht sowohl das Werk veranlaßt, als vielmehr einen Mann, der einen großen Theil seines Lebens über den Werken jener Dichter zugebracht hat, aufgemuntert haben, seine Gedanken über sie, die eben so sehr die Frucht eines tiefen Studiums, als die unnachahmliche Darstellung derselben oft das Werk eines glücklichen Zufalls, zu sein scheint, an das Licht zu geben. Ich mache mit dem Manne den Anfang, der in unsern Tagen auch noch den Zusatz zu sei-

nem unsterblichen Ruhm erhalten hat, von unsern bewunderten und nirgends gelesenen Teutonen ein Klatscher genannt zu werden *).

---

*) Dieß bezieht sich auf die oben, Th. 4. S. 265 in dem Aufsatze: „über die Pronunciation der Schöpse ꝛc." vorgekommene Äußerung. Vielleicht interessirt es manchen Leser zu erfahren, wo Pope so qualificirt worden, und lassen wir daher das desfallsige Sinngedicht, zumal es kurz ist, aus dem deutschen Museum, Th. 1. S. 239 hier folgen:

Der englische Homer.

Mit sicherm Zügel, still und hehr,
Lenkt auf der Himmelsbahn der Göttersohn Homer
Die Sonnenross' Apolls, und überstralet milde
Mit Lebenskraft und Reiz elysische Gefilde.
Da hüpft, neumodisch angethan,
Herr Pope leicht daher, ersucht den Wundermann,
Ihm seine Staatskaross' ein wenig abzutreten,
Und lächelnd weicht Homer dem schmächtigen Poeten.
Er hängt den Rossen Schellen an,
Setzt breit sich auf den Sonnenwagen,
Dem reichen Brittenvolk eins vorzujagen,
Und knallt galant: mit Ungestüm
Entkollern dem schmächtigen Mann
Die stolzen unsterblichen Rappen,
Hoch über den Sirius hin; und tief, tief unter ihm
Herrscht Grönlands Winternacht, Geheul und Zähneklappen.
In des Herrn Voß, an den Herausgeber des deutschen Mu-

Alexander Pope.

Pope ward am 22sten Mai 1688 geboren, und starb den 30sten Mai 1744. Sein Körper war schwächlich, und in seiner ersten Jugend seine Gemüthsart sanft und gefällig. Sein Körper blieb, was er anfangs war, bis an sein Ende, allein sein Gemüth wich von dieser ersten Richtung ab. Pope blieb immer schwächlich, allein er wurde endlich bitter und hartnäckig. In seiner Kindheit hatte seine Stimme etwas so Reizendes, daß man ihn die kleine Nachtigall nannte. Er lernte von seiner Tante lesen, und liebte Lectüre von seinem 8ten Jahre an, seine Hand bildete er nach gedruckter Schrift, und brachte es in dieser Art von Fractur zu einem hohen Grade von Vollkommenheit, und schrieb sie sein ganzes Leben hindurch schön, übrigens war seine Hand schlecht. Ogilby's *) Übersetzung des Homer, und Sandys **) vom Ovid erweckten in ihm den Dichter.

---

seums, gerichteten „Vertheidigung gegen Hrn. Prof. Lichtenberg" (1782. Th. 1. S. 219), ist dieser Angriff, als von einem der Seinigen („von uns") herrührend, von ihm anerkannt.

*) John Ogilby, geb. 1600, gest. 1667. Zuerst Tanzmeister, dann Master of the King's revels in Irland, Schauspieldirector und Buchdrucker. Unter Anderm Übersetzer des Virgils und Homers.

**) George Sandys, geb. 1578, gest. 1643. Sohn des Erzbischofs von York; machte große Reisen, paraphrasirte Theile der Bibel, übersetzte Ovids Metamorphosen (1627. 1632).

Sandys hat er es öffentlich gedankt, dem Ogilby nicht. Von sich selbst sagte er, er habe schon in Versen gelallt, und wisse sich der Zeit nicht zu erinnern, da er keine Verse gemacht habe. Sein erster und Hauptvorsatz war, ein Dichter zu werden, und zufälliger Weise ging seines Vaters Absicht mit ihm eben dahin, er schlug ihm sogar Gegenstände vor, und munterte ihn zum Feilen auf, und sagte dann, wenn er glaubte, es wäre Alles richtig: das sind brave Reime!

Bei seinem Studiren der englischen Dichter reizte ihn sehr bald Dryden's Versification, die er als das Modell betrachtete, das studirt werden müsse, und faßte eine solche Ehrfurcht für diesen Lehrer, daß er einige Freunde bat, ihn mit sich nach dem Kaffeehause*) zu nehmen, welches Dryden besuchte, und fand sich schon damit beruhigt, daß er ihn gesehen hatte. Dryden starb den 1sten Mai 1700, einige Tage eher als Pope 12 Jahr alt war. Also so früh fühlte er die Macht der Harmonie und den Drang des Genies. Seine erste poetische Frucht war seine Ode auf die Einsamkeit, die er vor seinem 11. Jahre schrieb, und in der nichts ist, was nicht andere frühzeitige Knaben auch geleistet haben; die überhaupt Cowley's**) Versuchen in diesem Alter nicht beikommt. In seinem 14ten

*) Will's Coffee-house.

**) Abraham Cowley, geb. 1618, gest. 1667. Dr. med. Wegen seiner Oden wohl Pindarus Anglorum genannt. Schrieb lateinische und englische Gedichte.

Jahre übersetzte er die Thebais des Statius, und gab einigen Erzählungen des alten Chaucer ein mehr gefälliges Kleid. Seine Versification hatte nun ihre Form angenommen, und er übertraf (in seinem 14ten Jahre) an Geschmeidigkeit derselben sein großes Muster selbst: allein, dieses ist das Wenigste, was man für jene Zeit zu seinem Lobe sagen kann: Er zeigt eine solche Bekanntschaft mit dem menschlichen Leben, sowohl überhaupt, als mit den Vorfällen der großen Welt, daß es kaum begreiflich ist, wie ein Knabe von vierzehn Jahren zu Binfield, mitten im Forst von Windsor, zu solchen Kenntnissen habe gelangen können.

Um italienisch und französisch zu lernen, ging er auf eine kurze Zeit nach London, wo er bald damit, so weit es seine Absicht erforderte, fertig war. Vom Italienischen findet man eben nicht, daß er sonderlich viel Gebrauch im Künftigen gemacht habe. Nach seiner Rückkehr nach Binfield, waren seine eigenen Verse sein größter Zeitvertreib. Er versuchte alle Arten derselben, und schrieb über eine Menge Gegenstände. Er schrieb eine Komödie, ein Trauerspiel, ein episches Gedicht Alcander, und ein Lobgedicht auf alle Potentaten von Europa, und glaubte, wie er selbst sagt, er wäre nunmehr das größte Genie, das je gelebt hätte. Indessen, so wie seine Urtheilskraft reifer wurde, so schmolzen jene Werke der Kindheit weg. Alcander wandelte auf Hrn. Atterbury's *) Rath ins Feuer. Vom

*) Atterbury, geb. 1662, gest. 1731. Bischof von Roche-

Trauerspiel weiß man nur noch, daß es sich auf eine Legende von der heil. Genoveva gründete. Was aus der Komödie geworden ist, ist gänzlich unbekannt. Er übersetzte den Cicero de Senectute, studirte Tempels Versuche und Locke vom menschlichen Verstande. Alles dieses geschah, ehe er 16 Jahr alt war; um diese Zeit wurde er Sir William Trumbal, ehemaligem Gesandten zu Constantinopel und Staatssecretair *), vorgestellt, da er sich von öffentlichen Geschäften in die Gegend von Vinfield zurückzog. Der funfzehnjährige Knabe bezeigte sich bei der ersten Zusammenkunft so, daß er und der Staatsmann Freunde wurden und nachher Briefe wechselten. Mit seinem 16ten Jahr hebt sich sein eigentliches Schriftstellerleben an. In diesem schrieb er seine Hirtengedichte. Sie wurden, wie sie es wohl verdienten, den Dichtern und Kritikern der damaligen Zeit vorgelegt, und mit Bewunderung gelesen. Nun wurde er mit den Dichtern bekannt, besuchte das Kaffeehaus der schönen Geister, wo Dryden präsidirt hatte, und erschien als declarirter Dichter. Sein Fleiß, diese ganze Zeit über, war unermüdet und seine Neugierde unersättlich, er bereicherte seinen

---

ster, König Wilhelms III. und der Königin Caplan. Des Hochverraths angeklagt, starb er in seinem Exil zu Paris.

*) Unter Wilhelm III. Sir William war damals einige 60 Jahre alt. Er starb 1716 zu East-Hamstead in Berkshire (bei Vinfield). Unter andern Eigenheiten dieses Mannes wird erzählt, daß, als er im Jahre 1687 zum Gesandten in Constantinopel ernannt worden, er den Weg dahin zu Fuße gemacht habe!



Geist mit Thatsachen und Bildern, und verschlang Alles, was ihm seine Bücher hierzu darboten, mit wenig unterscheidender Gierigkeit. In seinem 21sten Jahre schrieb er seinen Versuch über die Kritik, ein Werk, so voll von alter und neuer Gelehrsamkeit, und von solcher Kenntniß des Menschen, solchem unerschöpflichen Witz, und das Alles in der leichtesten Versification vorgetragen, daß es dem reifsten Alter und dem Mann von der ausgebreitetsten Erfahrung Ehre machen könnte. In seinem 23sten Jahre folgte sein Lockenraub, der in den Annalen der Dichtkunst ewig als eines der ersten Muster der scherzhaften Poesie aufgestellt werden wird. In dem erstern Gedicht, hatte er sich als einen scharfsichtigen Kritiker und eleganten Schriftsteller gezeigt, und die richtigsten Vorschriften dem eigentlichen, schaffenden Dichter gegeben; in letzterem zeigte er durch die unendliche Fruchtbarkeit seiner Erfindung, daß er sie auch ausüben könne. Er selbst hielt die Einflechtung der Maschinerie in die Handlung dieses Gedichts für sein Meisterstück. Auch den Tempel des Rufs schrieb er in seinem 21sten Jahre, ob er gleich erst jetzt erschien, ebenfalls voll von Beobachtungsgeist und Gelehrsamkeit, die man von diesem Alter kaum erwarten kann. Von seiner Epistel der Heloise an Abelard weiß Johnson das eigentliche Datum nicht; sehr weit von dieser Zeit fällt es aber nicht ab. Prior's *) Nutbrown maid war die Veran-

*) Matthew Prior, geb. 1664, gest. 1721. Staatsmann und Dichter, namentlich beliebter songs und Liebesgedichte.

lassung dazu. Wie weit er sein Original zurückließ, sagt Johnson, ist unnöthig anzuführen, da man vielleicht, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten, sagen kann, daß er Alles übertroffen, was je von dieser Art geschrieben worden. Indessen war dieses in reifern Jahren sein Favoritgedicht nicht; warum, kann man nicht sagen.

Bisher hatte er reichlich Ruhm, aber auch wenig mehr als diesen eingeerntet, er dachte also in seinem 25sten Jahre auf ein Werk, das Brot und Ruhm zugleich einbrächte, und dieses war die Übersetzung der Iliade mit Noten. Es wurde eine Subscription eröffnet, die nicht anders als mit dem besten Successe begleitet sein konnte. Pope stand in der Blüthe seines verdienten Ruhms; Alles was sich in England nur irgend durch Glanz der Würde oder des Ruhms auszeichnete, kannte ihn persönlich. Er ging mit allen Parteien gleich freundlich um, und beleidigte keine derselben durch Äußerung politischer Gesinnungen, es war also natürlich, beide vereinigten sich, das Werk zu unterstützen, und Alle wetteiferten, einen Dichter zu heben, der Niemanden beleidigt und Alle ergötzt hatte.

Mit diesen Aussichten kündigte er eine Iliade in 6 Bänden in Quart, für 6 Guineen an, eine Summe, die, nach dem damaligen Werth des Geldes, nichts weniger als unbeträchtlich war, und Alles überstieg, was man bisher bei ähnlichen Gelegenheiten gefordert hatte. Indessen es ging gut, und Jedermann war geschäftig, das Unternehmen zu empfehlen. Der

bekannte Lord Oxford *) bedauerte indessen, daß ein Genie, wie Pope's, seine Zeit mit einer Übersetzung verdürbe, schlug aber kein Mittel vor, wie er ohne so etwas hätte bestehen können.

Popen, der nun fand, daß er nicht allein seine eigene Ehre, sondern auch die von seinen Freunden, die ihn in seinen Schutz genommen hatten, gleichsam verpfändet hatte, wurde bange bei seiner Unternehmung, er war ängstlich und bekümmert, seine Nächte wurden unruhig, er träumte von Reisen durch ihm unbekannte Wege, und wünschte im Ernst: Jemand möchte ihn vor den Kopf schießen. Indessen das gab sich. Er machte oft funfzig Verse in einem Tage, und so sah er endlich das Ende aller dieser Mühseligkeit.

An Feinden konnte es ihm nicht fehlen. Es gab welche, die seine Kenntniß des Griechischen in Zweifel zogen, und in der That, wenn man bedenkt, wie er, als ein Mensch von nunmehr 25 Jahr, gelebt hatte, so läßt sich leicht begreifen, daß das Griechische nicht sonderlich dick bei ihm sitzen konnte. Allein er fragte, und wer in aller Welt würde einem solchen Manne seinen Beistand versagen? Überdieß ist Homer nichts weniger als schwer, wenig hängt bei ihm von besondern Umständen der Zeit und des Orts ab, Alles ist bei ihm allgemeine menschliche Natur. Keine conventionelle Ideen und Bilder, die sich mit

*) Robert Harley, Lord Oxford. Geb. 1661, gest. 1724. Staatssecretair; bewirkte die Union von England und Schottland. Ließ den Gelehrten großen Schutz angedeihen.



der Convention wieder verlieren, bringen bei ihm Vieldeutigkeit und Dunkelheit hervor, die oft den Sinn bei neuern Dichtern vor uns verhüllt. Eine ganz wörtliche Übersetzung des Homer ist daher immer die beste, und die gemeine lateinische Übersetzung desselben hat aus der Ursache oft mehr Eindruck auf Leute von Gefühl gemacht, und ihnen die simple Majestät desselben fühlbarer dargestellt, als der mühsame Prunk einer fein abgeschliffenen Übersetzung. Aber Übersetzungen hatte Pope genug. Im Lateinischen den Eobanus Hessus*), im Französischen den La Valterie**) und Dacier***), im Englischen den Chapman†), Hobbes und Ogilby. Des Chapman's bediente er sich fleißig, man sagt sogar, er habe nie eine Stelle übersetzt, ohne dessen Übersetzung erst zu Rathe gezogen zu haben, ja man argwohnte sogar, er habe sie öfters statt des Originals gebraucht.

---

*) Eobanus Hessus, geb. 1488, gest. 1540. Professor der Dichtkunst und Geschichte zu Erfurt und Marburg.

**) La Valterie. Dichter und Hellenist. Man verdankt ihm eine Übersetzung der Iliade (1681) und schreibt ihm eine Nachahmung der Batrachomyomachie zu (1709).

***) Dacier, Anna, Tochter des bekannten Tannaguy Le Fevre, (Tanaquil Faber), geb. 1651, gest. 1720. Mitglied mehrerer Akademien; Gattin von André Dacier, beständiger Secretair der franz. Akademie rc., geb. 1651, gest. 1722.

†) Geo. Chapman, geb. 1557, gest. 1634 oder 1635. Dramatischer Dichter.

Durch diese Übersetzung kam nun Pope in glücklichere Umstände, denn außer den Subscriptionsgeldern bezahlte ihm Lintot noch 200 Pfund für jeden Band, so daß er also am Ende 5320 Pfund 4 Schilling herauskriegte, das ist, das Pfund zu $5^2/_3$ Thaler gerechnet, über 30146 Reichsthaler. Es kann, setzt Johnson hinzu, der litterarischen Neugierde nicht ganz unwillkommen sein, daß ich bei der Geschichte der englischen Iliade so umständlich gewesen bin. Es ist unstreitig die edelste Übersetzung eines Dichters, die die Welt je gesehen hat, und ihre Bekanntmachung muß als eine der großen Begebenheiten in den Annalen der Literatur betrachtet werden.

Nun gibt Johnson aus dem Originalmspt. dieser Übersetzung, die sich im britischen Museum befindet, einen Auszug von Versen mit den dabei geschriebenen Veränderungen, der äußerst lehrreich für Dichter, und zumal für englische sein muß. Die meisten Veränderungen scheinen freilich mehr Veränderungen des polirenden, als des feilenden Verfassers zu sein. Allein was für ein Unterricht müßte es nicht sein, die Werke eines großen Schriftstellers mit allen Veränderungen zu sehen, durch die sie endlich das geworden sind, was sie sind, wie jede Strophe erzeugt und gepflegt worden ist, und allerlei Züchtigungen erleiden mußte, ehe sie der Vater in die Welt schickte; wie hundert Zeilen wegstarben, ehe sie reif wurden rc. Ich kann nicht leugnen, ich würde bei manchem Schriftsteller, das, was er weggestrichen hat, so gern lesen, als was jetzt gedruckt da steht, und das theils zur Lehre, und theils zum Trost. Denn wenn man das

vollkommene Werk eines großen Mannes nicht erreichen kann, so ist es immer keine geringe Aufmunterung, wenigstens zuweilen zu sehen, daß er mit uns einerlei Fehler begangen, und auf ähnliche Weise lange um das Ziel herumgeirrt hat, das er suchte. Boileau*) soll an einem Gedicht, es ist mir entfallen, was für einem, 11 Monate gearbeitet und 3 Jahre ausgebessert haben, und doch hatte es nicht völlig 400 Verse.

Popes Übersetzung kam nach und nach heraus; sie machte erstaunliches Aufsehen, und Alles was Geschmack hatte oder doch haben wollte, bemühete sich, irgend etwas zu erfahren, was es in den Stand setzte, über einen so allgemeinen Gegenstand von Unterredung mitsprechen zu können. Der berühmte Lord Halifax**), der erst selbst ein Dichter und dann ein Patron der Dichtkunst war, folglich ein Recht hatte, den Kenner zu machen, wollte gern einige Gesänge davon hören, noch ehe sie öffentlich erschienen. Die ganze Geschichte erzählt Pope mit folgenden Worten: der berühmte Lord Halifax machte eigentlich mehr Anspruch auf Geschmack, als daß er wirklich welchen besaß. Als ich mit den drei ersten Gesängen meiner Iliade fertig war, bat er mich, ich möchte ihm das Vergnügen machen, sie ihm

---

*) Boileau, Nicolaus, zubenannt Despreaux, Mitglied der franz. Akademie rc., geb. 1636, gest. 1711.

**) Carl Montague, Lord Halifax, geb. 1661, gest. 1715. Newtons Freund. Staatsmann, Dichter und Mäcen schöner Geister.

in seinem Hause vorzulesen. Addison, Congreve*) und Garth**) waren von der Gesellschaft. An vier oder fünf Stellen unterbrach mich der Lord sehr höflich, und sagte immer ungefähr mit denselben Ausdrücken: „Mit Ihrer gütigen Erlaubniß, Hr. Pope; mich dünkt, da ist was in dieser Stelle, was mir nicht so ganz recht gefällt. — Haben Sie die Güte und merken Sie sich sie einmal, und überlegen Sie es, wenn Sie Zeit haben. Ich bin versichert, Sie können ihr noch eine kleine Wendung geben.“ Ich fuhr hierauf mit Dr. Garth nach Hause, und klagte ihm unterwegs, daß mich der Lord in eine nicht geringe Verlegenheit, durch seine sogar unbestimmten, und allgemeinen Anmerkungen gesetzt hätte; ich hätte fast die ganze Zeit schon an die Stellen gedacht, und könnte schlechterdings nicht ausmachen, was dem Lord eigentlich in denselben anstößig gewesen wäre. Der Doctor lachte recht herzlich über meine Verlegenheit, und sagte, ich wäre nicht lange genug mit dem Lord bekannt, um seine Art zu kennen, und sollte mir ja den Kopf nicht mit Ausbesserung jener Stellen zerbrechen. Alles was Sie thun, ist, sie gerade so zu lassen, wie sie sind, nach zwei oder

*) William Congreve, geb. 1672, gest. 1729. Unter Andern Verfasser des von Dryden durchgesehenen und gelobten Lustspiels: the old Batchelor (1693).

**) Sir Samuel Garth, gest. 1719 etwa 46 Jahre alt. Thätiger Arzt und Dichter. Verfasser eines geistvollen Spottgedichts: the Dispensary (1699) auf Ärzte rc.

drei Monaten sprechen Sie wieder einmal beim Lord an, danken ihm für die gütigen Bemerkungen über jene Stellen, und lesen sie ihm, als wären sie verändert, vor. Ich habe ihn viel länger gekannt, als Sie, und stehe Ihnen für den Ausgang. Ich folgte seinem Rath, und wartete dem Lord einige Zeit nachher auf, sagte, ich hoffte, er würde nun seine Bedenklichkeiten bei jenen Stellen gehoben finden; las sie ihm, gerade so wie sie damals waren, vor: und Seine Excellenz waren außerordentlich vergnügt mit den Veränderungen und riefen: Ja nun, nun ist Alles vollkommen richtig: Nichts in der Welt kann besser sein.

Zu gleicher Zeit mit den ersten Gesängen von Pope's Übersetzung erschien eine vom ersten Gesang von Tickell*), die Addison, der wohl nicht ganz frei von Eifersucht über Pope's Ruhm freigesprochen werden kann, jener beliebten vorzog. Sie sei homerischer, sagte er. Sie fiel aber ohne einen einzigen Streich, den Pope dagegen gethan hätte, von selbst. Man muthmaßet mit Grund, daß Addison selbst der Verfasser derselben gewesen sei; wäre dieses, so hätte Pope an seinem erhabenen Gegner die empfindlichste Rache erlebt, nämlich die, ihn mit dem peinigenden Bewußtsein gestraft zu sehen, eine Niederträchtigkeit gegen einen Freund begangen zu haben, ohne den Endzweck zu erreichen, für den sie unternommen worden war.

*) Thomas Tickell, Addison's und Cragg's Unterstaatssecretair, gest. 1740. Schrieb, außer der Übersetzung des ersten Gesangs der Iliade, The prospect of Peace, the Royal Progress etc.

Im Jahr 1720 wurde endlich seine Iliade fertig, und bald darauf erschien sein Shakespeare. Pope's Name war groß, und Tonson der Verleger dachte, er könnte auf einen Shakespeare, mit dem Namen Pope voran, in vier Quartbänden auch wohl mit 6 Guineen subscribiren lassen. Sehr irrte er sich auch nicht, denn von 750 Exemplaren, die er druckte, wurde eine große Menge für diesen Preis abgesetzt; allein der Credit dieser Ausgabe fiel bald so sehr, daß 140 Exemplare das Stück zu 16 Schillingen (ungefähr $1/8$ des ersten Preises) verkauft wurden. Pope, der sich zu diesem Unternehmen durch eine Belohnung von 217 Pfund (etwa 1230 Thaler) hatte verleiten lassen, konnte nie ohne Kränkung daran denken. Denn Theobald *), ein Mann von handfestem Fleiß, aber sehr magern Talenten, schrieb nicht allein erst seinen Shakespeare restored, sondern gab auch endlich selbst einen Shakespeare heraus, worin er ihm seine Fehler mit aller Insolenz eines Siegers aufdeckte. Pope stand nun hoch genug, um gefürchtet und gehaßt zu werden, und Theobald genoß von Andern alle die Unterstützung, die die Begierde, einen stolzen Charakter zu demüthigen, nur einflößen konnte. Von dieser Zeit an haßte Pope alles Ediren, Compiliren, Commentiren und alle Wörterkritik, und hoffte,

*) Lewis Theobald, gest. 1744. Seinen Shakespeare restored gab er 1726 heraus. Pope machte ihn anfangs, unter dem Namen Tibbald, zum Helden seiner Dunciade, welche Stelle später Cibber einnahm.

die Welt zu überreden, sein Unternehmen sei bloß deßwegen verunglückt, weil sein Geist für solchen diminutiven Kram viel zu erhaben sei. Allein, setzt Johnson hinzu, Pope that freilich Vieles falsch, und Manches ließ er ganz ungethan, aber man bringe ihn auch nicht um das Lob, das ihm gebührt. Er war der Erste, der sagte, durch was für Hülfsmittel der Text verbessert werden könne. Wenn er selbst die ältern Ausgaben zu nachlässig nützte, so lehrte er Andere Genauigkeit. In seiner Vorrede hat er mit großer Kunst und Eleganz den Charakter des Dichters entwickelt, den Dryden von ihm gegeben hat, und zog außerdem die Aufmerksamkeit des Publikums auf Shakespeare's Werke, die man öfters genannt, aber wenig gelesen hatte.

Die warme Unterstützung, die Pope bei seiner Iliade genossen hatte, wollte er nun nicht erkalten lassen; er machte daher bekannt, daß er die Odyssee übersetzen wolle, und zwar in fünf Bänden zu fünf Guineen. Hier aber nahm er Gehülfen, entweder, weil er müde war, über fremden Werken zu schwitzen, oder, wie Ruffhead glaubt, weil er gehört hatte, daß Fenton *) und Broome **) schon eine Übersetzung angefangen hätten, und also lieber in solchen Leuten Mithelfer, als Nebenbuhler

*) Elijah Fenton, Unterlehrer in Headley, Surrey. Gest. 1730. Außer einem Bande Gedichte, schrieb er auch ein Trauerspiel Mariamne. Er erhielt von Pope 300 Pf. Sterl. für seine Arbeit.

**) Wilh. Broome, gest. 1745 bekam 600 Pf. Sterl.

sah. Jetzt ist es bekannt, daß er von der Odyssee nicht mehr als zwölf Gesänge übersetzt hat, das Übrige ist Alles von Fenton und Broome, und die Noten von dem Letztern ganz allein. Auch mit diesem Werke machte er einen außerordentlichen Profit; es wurde 1723 fertig, und von nun an entschloß er sich schlechterdings Nichts mehr zu übersetzen. Hierbei scheint es indessen, als wenn er nicht ganz aufrichtig mit dem Verleger zu Werke gegangen wäre, und Lintot, so hieß jener, drohete ihn sogar zu verklagen; so viel ist gewiß, es wurde dem Publikum verhehlt, welchen und wie viel Antheil jeder dieser Übersetzer an dem Werke hatte, und von der Nachricht, die man hierüber dem Werke beifügte, weiß man nunmehr so viel, daß sie unwahr ist.

Hierbei ereignete sich ein seltener Fall. Spence*), ein Mann von weder tiefer Gelehrsamkeit, noch sehr mächtigen Geistesgaben, schrieb eine Kritik über diese Übersetzung. Was er indessen wider das Werk vorbrachte, war nicht selten wahr, und was er dachte, gemeiniglich richtig gedacht, und seine Bemerkungen empfahlen sich durch kaltes Blut und Aufrichtigkeit. Pope wurde durch die Kritiken dieses Mannes so wenig aufgebracht, daß er vielmehr von Stund an mit Spence eine Freundschaft errichtete, die bis an sein Ende dauerte. Spence war bei ihm in seinen letzten Stunden, und sammelte hernach allerlei Nachrichten von Pope, die er aus dessen Umgang geschöpft hatte.

*) Joseph Spence, Professor zu Oxford, geb. 1698, gest. 1768. Die Kritik erschien 1727.

Im Jahr 1727 schrieb er mit Swift zugleich die bekannten Memoirs of a Parish Clerk, worin unter mehreren satyrischen Ausfällen auf allerlei Schriftsteller, unter andern den berühmten Burnet*), endlich auch die Art of Sinking in poetry erschien, aus welcher endlich die Dunciade entsprang. Die Absicht dieses berühmten Gedichts, welches eines von Pope's größten und am meisten ausgearbeiteten ist, war, alle die Schriftsteller, die ihn angefallen hatten, und einige andere, die er für wehrlos hielt, der Vergessenheit und Verachtung zu übergeben. An die Spitze aller Dunse stellte er den armen Theobald, den er der Undankbarkeit beschuldigte, dessen eigentliches Verbrechen aber wahrscheinlich doch bloß war, daß er einen bessern Shakespeare geliefert hatte. Diese Satyre hatte überhaupt den von Pope gesuchten Effect; jeder Name, der darin angetastet wurde, wurde wie verpestet. Ralph, der sich ohne Noth in den obigen Streit mischte, erhielt ein Plätzchen in der zweiten Ausgabe, und klagte, daß er einige Zeit wirklich in Gefahr gewesen wäre, zu verhungern, die Buchhändler hatten kein Zutrauen länger zu seinen Fähigkeiten. Das Gedicht kam nur allmälig in Aufnahme, wäre auch vielleicht nie in welche gekommen, wenn die Dunse hätten schweigen können, denn wen in aller Welt kann es interessiren, zu wissen, daß hier und da ein unbekannter Schmierer ein Duns ist? Allein jeder Mensch

---

*) Gilbert Burnet, Bischof von Salisbury, geb. 1643, gest. 1715.

ist für sich selbst ein wichtiges Geschöpf, und also in seinen eigenen Augen für Andere, vertheidigt sich daher als ein solches, und macht eben dadurch die Welt mit den Umständen bekannt, die man erst wissen mußte, um über ihn lachen zu können, mit den Leiden des gekränkten Hochmuths sympathisirt kein Mensch.

Die drollige Geschichte des Krieges, den dieses Gedicht zwischen ihm und den Dunsen erregte, gibt Pope selbst in der Zuschrift an den Lord Middlesex, unter dem Namen Savage. Sie läßt sich nicht gut abkürzen, deßwegen übergehe ich sie ganz; wer sich irgend einmal in der Nothwendigkeit befunden hat, ein Wespennest ausschwefeln zu müssen, wird sich ohnehin eine Vorstellung davon machen können.

Die vielen Artigkeiten, die nunmehr Pope'n von allen Ecken und Enden her gesagt wurden, machten ihn eitel, er hielt sich für nichts Geringeres als eine der Ur-Kräfte in dem System des Lebens. Es ist aber nicht bekannt, daß ihn seine Eitelkeit je zu größeren Schwachheiten verleitet hätte, als der, daß er Alles glaubte, was ihm vorgeschmeichelt wurde, und daß er zuweilen, wenn er sich für gekränkt, und seine Absicht für verkannt hielt, sagte, er wolle auch nun keine Zeile mehr drucken lassen. Wenn er nun so sprach, so baten und fleheten die, die neben ihm saßen, es doch nicht zu thun, und seine Eigenliebe erlaubte ihm nicht, nur einmal zu argwöhnen, daß diese Leute hernach weggingen und lachten.

Um das Jahr 1735 erschien sein Briefwechsel mit vielen seiner Freunde in Druck. So übel Pope es auch zu neh-

men schien, daß der berüchtigte Curll *), der ihn von einer unbekannten Person gekauft, denselben ohne sein Vorwissen gedruckt hätte, und diesen Curll sogar beim Oberhause verklagte, so ist es doch wahrscheinlich, daß die Sache nicht ohne des Verfassers Vorwissen, und vielleicht gar mit dessen Betrieb geschehen ist. Pope hatte nun Gelegenheit, selbst eine Ausgabe der Welt mit Anstand vorzulegen, warum es ihm wohl einzig und allein zu thun gewesen sein mag. Diese Briefe erfüllten nun die ganze Nation mit dem Lob seiner Aufrichtigkeit und Zärtlichkeit, seines freundschaftlichen Herzens und seines Wohlwollens. Allein weder sein Ruhm noch der Neid gegen ihn wurden dadurch sonderlich vergrößert, man las sie als Beiträge zur Privatgeschichte der Zeit, oder als Muster des Briefstyls in der Stille, ohne viel davon zu sprechen. Pope erscheint hier in dieser Sammlung mitten unter den übrigen schönen Geistern

---

*) Edmund Curll, ursprünglich Bedienter, widmete sich dem Buchhandel, den er durch seinen unmoralischen Charakter und schlechte Streiche herabwürdigte. Aus seiner Bude bei Covent-Garden ließ er obscöne Bücher hervorgehen oder geschätzte Werke Anderer, denen er durch seine schlechten Noten und Kupferstiche mehr Interesse zu geben glaubte. Als er: the Nun in her smock, und ein anderes gleich scandaleuses Buch hatte erscheinen lassen, wurde er an den Schandpfahl gestellt und ihm die Ohren abgeschnitten. Er starb 1748. Hätte ihm Pope nicht einen Platz in der Dunciade gegeben, würde sein Name ewiger Vergessenheit verfallen sein.



seiner Zeit; allein er verliert sicherlich nicht durch die Vergleichung. Man muß aber auch bedenken, daß er es in seiner Gewalt hatte, sich zu begnügen; vielleicht hatte er lange schon eine solche Bekanntmachung im Sinn, und schrieb also mit Sorgfalt, oder suchte nachher nur solche Briefe aus, die ihm am glücklichsten entworfen und am fleißigsten geschrieben schienen. Man kann, sagt Johnson, hier von Pope sagen, daß er seine Briefe immer mit seinem Ruhm vor Augen schrieb; Swift die seinigen, als ein Mann, der dachte, daß er an Popen schrieb, allein Arbuthnot *) die seinigen gerade so wie ihm die Gedanken jedesmal aufstiegen.

Noch vor der Erscheinung dieser Briefe, gab er den ersten Theil seines Versuchs vom Menschen heraus. Sein Name sowohl als der Name seines Freundes **), dem das Werk zugeeignet ist, wurden in den ersten Ausgaben weggelassen, und so kam es, sagt Warburton ***), daß man es allen Menschen

*) Siehe unten Seite 59.

**) Henry St. John, Lord, Viscount Bolingbroke, geb. 1672, gest. 1751. Kriegs- und Marinesecretair (1704), Staatssecretair, Gesandter in Paris (1712); Hochverraths angeklagt (1715). Floh nach Paris, die Rückkehr wurde ihm erlaubt (1723). Verfasser unter Andern der: Letters on the study and use of history.

***) William Warburton, geb. 1698. gest. 1779. Capellan des Königs, Canonicus von Durham, Bischof von Glocester. Pope vermachte ihm das Eigenthum seiner Schriften, die er auch herausgab.

zuschrieb, den Mann ausgenommen, der allein ein solches Gedicht schreiben konnte. Diejenigen von Pope's Freunden, die von der Sache wußten, gingen umher und überschütteten den neugebornen Dichter mit Lob, und gaben zu verstehen, Pope hätte nie von einem Nebenbuhler so viel zu fürchten gehabt als von diesem. Solchen Schriftstellern, die Pope persönlich beleidigt hatte, oder deren Urtheil die Welt für entscheidend hielt, und von denen er Neid oder böse Absichten vermuthete, schickte er das Gedicht selbst noch vor der Bekanntmachung zu, damit sie durch ein Lob, das sie nachher, wenn er als der Verfasser bekannt würde, nicht gut wieder zurücknehmen konnten, ihre eigene Feindschaft außer Wirksamkeit setzen möchten. Unter dieser Vorsicht erschien die erste Epistel dieses Gedichts im Jahr 1733. Die Aufnahme derselben hatte eben nichts Ungewöhnliches, sie war nichts weniger, als gleichförmig; doch konnten selbst die, die das Werk für unvollkommen hielten, einigen Stellen ihr Lob nicht versagen. Der Absatz desselben nahm zu, und die Ausgaben vermehrten sich. In einer der folgenden fand sich gleich in den ersten Zeilen eine merkwürdige Veränderung, die ich aus Ursachen hersetze, die ich schon oben angezeigt habe. Die Zeile:

A migthy maze *but not without a plan*

hieß vorher: A migthy maze *of walks without a plan.*

Die letzte Zeile ist offenbar widersinnig, denn wenn in den Gängen des Labyrinths gar kein Plan war, so ist es unnütz, einen suchen zu wollen, und das wollte doch eigentlich der Dichter thun. Die andere betraf die Zeile:

In spite of pride *in erring reasons spite*
One truth is clear whatever is is right.

Davon hieß die erstere:

— — *and in thy reasons spite*

vermuthlich hat der Verfasser nach der Hand gefunden, daß Wahrheiten, die troz der Widersprüche, die ihnen die Vernunft entgegensezt, dennoch bestehen, wenigstens nicht von der Gattung der sehr verständlichen sein können. Als die zweite und dritte Epistel erschien, so rieth man immer mehr auf Popen, der sich endlich im Jahr 1734, da er die vierte herausgab, sich öffentlich zu derselben bekannte.

Von dem, was Johnson über die moralische Tendenz dieses Gedichts, den Streit mit Crousaz*) und Warburton's Vertheidigung sagt, erwähne ich nichts; eben so wenig auch von der gemeinen Sage, daß Bolingbroke, das Silbenmaaß ausgenommen, Alles dazu hergegeben habe. Große Dichter sind selten große Philosophen, Alles, was man für die Philosophie von ihnen erwarten kann, ist, daß sie dem bereits Bekannten ihr Feuer einhauchen, und ihm noch Reiz für denjenigen Theil des menschlichen Geschlechts mitzutheilen, den entweder Schwäche oder Beruf verhindert, jene Wahrheiten in ihrer minder gefälligen Nacktheit in den Werken der Weltweisen selbst anzuschauen.

*) Jean Pierre de Crousaz, geb. 1663. gest. 1750. Königl. schwedischer Legationsrath. Schrieb unter Andern: Examen de l'Essai (de Pope) sur l'homme (traduction de De Resnel) Lausanne 1737.

Ihr Verdienst ist deßwegen nicht minder groß. Selbst die Unbestimmtheit, welche ihre bildlichen Vorstellungen begleitet, öffnet den Geist, und so denkt Mancher, der liest, dabei mehr, als der Dichter, der die Veranlassung war, oder auch als er bei dem deutlich ausgedrückten Satze gedacht haben würde; ja sie können selbst dem Philosophen nützen, der die überraschende Klarheit ihrer Begriffe wieder zur Deutlichkeit heraufzustimmen, und was ihm das Glück, welches sehr oft die wildesten Sprünge der Begeisterung am meisten begünstigt, zufließen ließ, gehörig zu nützen weiß. Pope und Bolingbroke waren Freunde, der erstere ein Dichter, der andere ein Mann vom größten Genie, das freilich mit großen Leidenschaften zu kämpfen hatte, deren Sieg leider oft darin bestand, daß er so tief sank, daß ein paar sonst impotente Schlucker, nach aller Anspannung, sagen konnten, sie seien ihm gleich. Pope hat wohl sicherlich einzelne Ideen von Bolingbroke geborgt; daß aber die Anordnung, Verbindung und Erläuterung von Bolingbroke herrühre, ist nie erwiesen worden, und wer nur etwas Gefühl für diese Dinge hat, wird sehen, daß es ein Dichter war, der hier angeordnet, verbunden und erläutert hat, und ein Dichter wenigstens war Bolingbroke nicht.

Nach dem Moralsystem, das in diesem Gedichte enthalten sein sollte, nahm er sich vor, noch über verschiedene Pflichten des Menschen besonders zu schreiben. Eines von diesen Stücken ist seine Epistel an den Lord Bathurst*), über den Gebrauch

*) Allen Lord Bathurst, geb. 1684, gest. 1775. Staats-

der Reichthümer. Hierauf folgten seine Charaktere von Männern, die er dem Lord Cobham dedicirte, worin er seine Favorittheorie von der herrschenden Leidenschaft weiter ausführte, eine Lehre, die gefährlich sein würde, wenn sie wahr wäre; Pope hat aber sicherlich die Sache nicht übersehen. Diesen folgten Charaktere von Frauenzimmern, die troz dem Fleiß, den er darauf verwendet, nicht eher Beifall fanden, bis man Ursache hatte zu glauben, daß sie nach dem Leben gezeichnet wären. Atossa ist die damalige Herzogin von Malborough. Es macht seinem Herzen von Seiten der Dankbarkeit nicht viel Ehre, den Charakter dieser Dame hier aufgestellt zu haben, und zwar alsdann erst, da er nichts mehr von ihr zu fürchten hatte.

Zwischen 1730 und 1740 gab er seine Nachahmungen des Horaz*) heraus. Diese Nachahmungen sind ein Mittelding zwischen Übersetzung und Originalcomposition. Horaz sagt da vom Shakespeare, was er eigentlich vom Ennius**) gesagt hatte, und von neuern Schmeichlern und Verschwendern,

---

mann. Geist und Kenntnisse brachten ihn mit Pope, Swift, Addison rc. in Verbindung.

*) Quintus Horatius Flaccus, geb. 67, gest. 9 vor Christi Geburt. Einer der größten lyrischen und satirischen römischen Dichter.

**) Quintus Ennius, geb. 239 vor Christi Geburt. Einer der berühmtesten römischen Dichter. Von seinen zahlreichen Werken sind nur Fragmente auf uns gekommen.

was eigentlich für den Pantolabus*) und Nomentan**) gemünzt war. Diese Art von Gedichten, wenn die Gedanken dem modernen Gegenstand ganz unverhofft gut anpassen, und die Parallele glücklich fortläuft, hat etwas sehr Gefälliges. Sie scheinen ein Favoritzeitvertreib unsers Dichters gewesen zu sein, denn er hat es hierin weiter gebracht, als irgend Jemand vor ihm.

Die Denkwürdigkeiten des Martinus Scriblerus, die um eben diese Zeit erschienen, enthalten eigentlich nur das erste Buch von einem Werke, welches Pope, Swift und Arbuthnot***), die sich unter der Regierung der Königin Anna zu versammeln pflegten und sich den Scriblerus-Clubb nannten, in Gemeinschaft entworfen hatten. Ihre Absicht war, den Mißbrauch der Gelehrsamkeit in dem erdichteten Leben eines Pedanten durchzuziehen. Allein die Gesellschaft ging auseinander, und es wurde nichts aus der Sache.

Wenn man von dieser Probe, die wahrscheinlich von Ar-

---

*) Der Name eines damaligen Schmeichlers und Schmarotzers. Horat. Sat. I, 8, 11. II, 1, 22.

**) Desgleichen. Horat. Sat. I, 1, 101. I, 8, 11. II, 1, 22.

***) Johann Arbuthnot, wurde 1710 Mitglied der Societät der Ärzte in London, und trat in ein genaues Verhältniß zu Swift, Pope und Gay. Im Jahre 1714 faßte er mit den beiden ersteren die Idee einer Satyre auf die Gelehrsamkeit. Was davon fertig geworden, ist unter dem Titel: Denkwürdigkeiten von Martinus Scriblerus mit in Pope's Werken gedruckt. Er starb 1735.

buthnot herrührt, einige Züge von Pope abgerechnet, auf das Ganze schließen darf, so ist der Verlust desselben nicht sonderlich zu beklagen; denn die Thorheiten, die die Verfasser lächerlich machen, werden so selten verübt, daß man sie nicht kennt: auch ist die Satyre bloß Gelehrten verständlich. Er schafft sich erst Phantome von Abgeschmacktheit, und dann verscheucht er sie, er heilt Krankheiten, die nie jemand hatte. Aus diesem Grunde hat auch das gemeinschaftliche Werk dreier großen Schriftsteller nie die Aufmerksamkeit der Welt sonderlich auf sich gezogen; es wurde wenig gelesen, oder vergessen, wenn es gelesen wurde, weil die Erinnerung an dasselbe Niemanden um ein Haar klüger, besser oder fröhlicher machte. Viel Originelles hatte der Entwurf auch nicht; im Ganzen hat es etwas vom Don Quixote und in einzelnen Theilen ist Vieles aus der Geschichte des Mr. Oufle*) nachgeahmt.

Pope hatte nach Gedanken und Bildern in einer Region gehascht, die noch von wenigen englischen Schriftstellern bereist worden war, nämlich die neuern lateinischen Dichter benutzt, die Boileau so sehr herabzuwürdigen suchte, und die auch leider nur allzusehr vernachläßigt werden; Pope schämte sich

*) Abbé L. Bordeloa, geb. 1663, gest. 1730 schrieb: Histoire des Imaginations extravagantes de Monsieur Oufle, causées par la lecture des livres qui traitent de la Magie, du grimoire, des demoniaques etc. Paris 1710. 2 Voll. in 12. Eine deutsche Übersetzung davon erschien zu Danzig 1712. Der Name Oufle ist das Anagramm von Le fou.

indessen ihrer Bekanntschaft nicht, auch war er nicht undankbar gegen sie. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts erschien in London eine kleine Sammlung von Italienern, die lateinisch gedichtet hatten. Der Herausgeber verschwieg seinen Namen, allein die Vorrede wies, daß er der Sache gewachsen war. Diese Sammlung vermehrte Pope um mehr als die Hälfte und gab sie 1740 in zwei Bänden heraus, ließ aber höchst ungerechter Weise die Vorrede seines Vorgängers weg. So geriethen diese Bände, die weiter nichts als den bloßen Text enthalten, wieder von Neuem in Vergessenheit.

An einem größern Werke, das als eine Folge des Versuchs über den Menschen angesehen werden konnte und eben so wie dieser aus vier Episteln bestehen sollte, verhinderte ihn nun sein immer zunehmendes Asthma; es unterblieb also; doch setzte er aus einigen Materialien dazu noch ein neues Buch der Dunciade zusammen, worin er mit Recht solche Studien lächerlich macht, deren Zweck entweder unerreichbar, oder wenn er erreichbar, unnütz ist. Hierin fiel er wieder über Cibbern *) her, und gerieth dadurch in einen Streit, den man aus seinem Leben wegwünschen möchte; Er war offenbar der Angreifer, und seine nachherigen heftigen Bitterkeiten gegen Cibbern waren nicht in Verhältniß mit des Letztern nothgedrungenen Ausfällen auf ihn.

*) Colley Cibber, berühmter Schauspieler und Schauspieldichter. Geb. 1671, gest. 1757. Verfasser von Love's last Shift; Woman's Wit; the Careless husband etc.

Der Streit war übrigens ganz von der Art, in welcher gemeiniglich der Nichts verliert, der Nichts zu verlieren hat. Bald nach dieser Zeit fingen seine kränklichen Umstände an immer heftiger zu werden, er gab also alle Gedanken an neue Compositionen auf, und beschäftigte sich bloß mit Ausbesserung seiner bereits vorhandenen Werke. Er legte sein episches Gedicht bei Seite, vielleicht ohne sonderlichen Verlust für die Welt; denn sein Held war Brutus der Trojaner, der nach einer lächerlichen Fiction eine Colonie in Britannien anlegte. Der Gegenstand war also aus den fabelhaften Zeiten, und die handelnden Personen ein Geschlecht, über welchem sich die Einbildungskraft erschöpft hat, und bei welchem der Geist leicht ermüdet, zumal, wenn er bloß durch Blankverse unterhalten wird, eine Versart, die Pope ganz ohne alle Überlegung und ohne gehörige Rücksicht auf die Natur der englischen Sprache gewählt hatte. Den ersten Entwurf, wenigstens einen Theil desselben, hat uns Ruffhead*) aufbehalten, woraus man sieht, daß Pope die Unüberlegtheit hatte, den Namen seiner Helden Endungen zu geben, die nicht in einerlei Zeitalter vorkommen.

Im Mai 1744 näherte sich sein Ende merklich. Den sechsten redete er den ganzen Tag irre, einige Tage erwähnte er dieses Umstands, als einer der größten Demüthigungen für die

*) Owen Ruffhead, the Life of Alexander Pope, compiled from original manuscripts, with a critical Essay on his writings and genius. London 1769. S. 409 ff.

menschliche Eitelkeit; er klagte nach der Hand, daß er alle Gegenstände mit falschen Farben und wie durch einen Vorhang sähe, und sagte, was ihm am lästigsten fiele, wäre die Unfähigkeit zu denken; ein Zustand, der manchen gesunden Dichtern sonst ganz wohl behagt. Er gab diese Zeit über ein zweifelloses Vertrauen auf ein künftiges Leben zu erkennen. Als ihn sein Freund Hooke, ein Katholik, befragte, ob er nicht auf eben die Weise sterben wolle, wie sein Vater und seine Mutter gestorben wären, und nicht einen Geistlichen verlange, so sagte er: Ich halte es eben nicht für nothwendig, aber es wird doch sehr gut sein, daß ich es thue, und ich danke Ihnen, daß Sie mich daran erinnert haben*). Den Morgen, nachdem der Priester ihm das letzte Sa-

---

*) Pope war ein Katholik, allein unter seinen Werken findet sich nur ein einziges Gedicht, worin er sich es hat merken lassen; dieses ist der oben erwähnte Brief an den Lord Bathurst, wo er sich mit Recht über die thörichte Ceremonie den Pabst in Effigie zu verbrennen, und über die Aufschrift, auf dem sogenannten Monument†), aufhält, worin den Katholiken der große Brand von 1666 zur Last gelegt wird. Anm. d. Verf.

†) Diese 202 Fuß hohe Säule ionischer Ordnung, wurde nach einer Zeichnung von Sir Christopher Wren und unter seiner Leitung in den Jahren 1671 bis 1677 aufgeführt. Die fragliche, an ihrer Basis befindliche Inschrift, die einzige englische, während die übrigen lateinisch sind, war: This Pillar was set up in perpetual remembrance of the most dread–

crament ertheilt hatte, sagte er: Es ist doch nichts in der Welt verdienstlich, als Tugend und Freundschaft, und Freundschaft selbst ist nur ein Theil der Tugend. Er starb am Abend des 30sten Mai 1744 so sanft, daß die Umstehenden die eigentliche Zeit seiner Hinfahrt nicht angeben konnten. Er liegt zu Twickenham*) an der Seite seiner Eltern begraben, wo ihm sein berühmter Commentator Warburton, Bischof von Gloucester, ein Grabmal errichtete. Die Sorge für seine hinterlassenen Papiere überließ er dem Grafen von Marchmont und dem Lord Bolingbroke, dessen Stolz er sicherlich durch einen solchen Auftrag zu schmeicheln hoffte. Aber keine Seele traue ihrem Einfluß mehr nach dem Tode. Nach einer dem Wohlstande angemessenen Zeit meldete sich der Buchhändler Dodsley bei einem dieser Herren,

---

ful burning of this ancient City begun and carried on by the treachery and malice of the Popish faction in the beginning of September, in the year of our Lord 1666, in order to the carrying on their horrid plot for extirpating the Protestant religion and old English Liberty, and introducing Popery and Slavery. Die Inschrift wurde unter Carl II. gesetzt, unter Jacob II. verwischt, unter Wilhelm III. wieder hergestellt, und endlich 1830, auf Befehl des Gemeinderaths ganz vernichtet. An act of tardy justice, sagte man uns in England.

*) Ein am Ufer der Themse schön gelegenes Dorf $10^1/_2$ englische Meilen von London. Berühmt war seine Villa daselbst, die, an Baroneß Howe übergegangen, 1807 abgebrochen ist.

und bat, man möchte ihm vergönnen, Verleger zu sein; allein man antwortete, daß man das Paquet noch nicht durchgesehen hätte, und — — was auch immer die Ursache sein mag, die Welt hat noch nicht erblickt, was eigentlich für die Nachwelt bestimmt war. Eine Anzeige der Ursachen von einem solchen Verfahren der Executoren kann hier nicht Statt finden; Johnson gibt einige Umstände an, die es begreiflich machen.

Es ist bekannt, daß Pope's Figur nicht nach dem besten Modell geformt war. In seiner Nachricht von dem kleinen Clubb (vielleicht dem Clubb der Kleinen) vergleicht er sich selbst mit einer Kreuzspinne, und wird als hinten und vorn ausgewachsen beschrieben. In seiner Kindheit, sagt man, sei er sehr schön gewesen, allein sein ganzer Bau war schwach und zart, und wie solche Körper alle Mal leicht verdreht werden können, so war bei ihm die allzustarke Application Ursache an der Entstellung. Seine Statur war so klein, daß man, um ihn einigermaßen mit gewöhnlichen Tischen ins Gleiche zu bringen, seinen Sitz erhöhen mußte. Allein sein Gesicht war nicht unangenehm und seine Augen feurig und lebhaft. Durch seine natürliche Ungestaltheit, oder die zufällige Verdrehung seines Körpers, wurden alle Lebensfunctionen desselben so sehr gestört, daß sein ganzes Dasein eine anhaltende Krankheit war. Was ihn am häufigsten plagte, war das Kopfweh, welches er dadurch zu lindern suchte, daß er den Dunst von Kaffee einschnupfte, den er deßwegen sehr nöthig hatte.

Das Meiste, was man von seinen kleinen Sonderbarkeiten

weiß, hat man einem weiblichen Bedienten des Grafen von Oxford zu danken, die ihn vielleicht im mittlern Alter gekannt hat. Er war um diese Zeit so schwach, daß er beständig einer Wärterin bedurfte; und so empfindlich gegen Kälte, daß er eine Art von Pelzwamms unter einem Hemd von grobem Linnen mit feinen Ärmeln trug. Wenn er aufstand, so wurde ihm sogleich ein Schnürleib von steifem Zeug angelegt, denn er war kaum im Stande, sich aufrecht zu erhalten, ehe dieser zugeschnürt war. Eine seiner Seiten war zusammengezogen. Seine Beine waren so dünn, daß er ihnen mit drei Paar Strümpfen, die ihm jedesmal das Mädchen aus- und anziehen mußte, ein dickeres Ansehen zu geben suchte; er konnte ohne Beihülfe weder zu Bette gehen, noch aufstehen. Seine Schwäche machte es ihm auch sehr schwer, sich rein zu halten. Sein Haar war ihm fast gänzlich ausgefallen, und er speiste zuweilen mit dem Lord Oxford, wenn keine Gesellschaft da war, in einer sammetnen Mütze. Seine Gallatracht war schwarz, eine Knotenperücke und ein kleiner Degen.

Der Ruf, den der Umgang mit ihm gewährte, verschaffte ihm viele Einladungen, allein er war ein sehr beschwerlicher Gast. Er brachte keinen Bedienten mit, und hatte dabei so viele Bedürfnisse, daß kaum eine ziemlich zahlreiche Aufwartung hinreichte, sie zu befriedigen. Wo er hin kam, da war kaum Platz für sonst Jemanden, er forderte die Aufmerksamkeit und beschäftigte die Thätigkeit des ganzen Hauses. Lord Oxford jagte einige Bedienten fort, weil sie schlechterdings seine nichts

bedeutenden und oft läppischen Commissionen nicht ausrichten wollten. Wenn die Dienstmädchen im Hause sonst nachlässig gewesen waren, so entschuldigten sie sich gemeiniglich damit: sie hätten für Hrn. Pope zu thun gehabt. Eine seiner beständigen Forderungen an die Leute war Kaffee des Nachts, und er war der Frauensperson, die dann Aufwartung bei ihm hatte, äußerst lästig, allein er ließ es sich auch angelegen sein, sie für die schlaflosen Nächte zu belohnen. Eine Magd beim Lord Oxford versicherte, daß sie weiter keinen Lohn verlange, wenn es ihr einziges Geschäft wäre, Hrn. Pope aufzuwarten.

Bei Tisch übernahm er sich zuweilen mit Essen und liebte hauptsächlich stark gewürztes Fleisch. Wenn er sich den Magen überladen hatte, und man bot ihm ein Gläschen Liqueur an, so schien er anfangs über die Zumuthung aufgebracht, trank es aber am Ende doch. Seine Freunde schrieben seinen Tod einem Gericht stark gewürzter, in einem starken Aufguß von Butter gebackner und so zum Gebrauch aufbewahrter Lampreten (potted lampreys) zu, die er sich selbst mit einem ganz eigenen Vergnügen in einem silbernen Saucennapfe aufzuwärmen pflegte. Daß er das Essen nur allzusehr liebte, ist wohl ausgemacht, allein es ist wohl übereilt zu schließen, daß er sich damit das Leben verkürzt habe, wenn man bedenkt, daß eine so elend gebauete Maschine, wie sein Körper war, unter der hartnäckigsten Anstrengung zu ununterbrochenem Studiren und Nachdenken, dennoch 56 Jahr ausgehalten hat.

In Gesellschaft war er eben nicht sehr glänzend und leb-

haft. Ob man gleich weiß, was er geschrieben hat, so ist doch sonderbar, daß man, so nahe bei seiner Zeit, wenig oder nichts weiß, was er gesagt hat. Eine einzige besondere Anmerkung von ihm hat man aufgezeichnet: als man eine Einwendung gegen seine Inschrift für den Shakespeare mit dem Ansehen des Patrick*) unterstützen wollte, sagte er (horresco referens! ruft der Lexikographe Johnson dabei aus): Ich räume ein, daß ein Lexikographe wohl die Bedeutung eines Worts einzeln wissen mag, aber nicht von zweien in Verbindung.

Er war eigensinnig und leicht böse zu machen, und dann erlaubte er sich manchmal eine kleine Rache. Zum Beispiel: er verließ zuweilen Lord Oxford's Landhaus, ohne Abschied zu nehmen, und ohne daß ein Mensch wußte warum. Freilich am Tisch befand sich eine kleine Plage für ihn, in der Person der Lady Mary Wortley, einer Freundin von Lady Oxford; diese kannte seinen Eigensinn, und konnte durch kein Bitten bewogen werden, ihm nicht so lange zu widersprechen, bis der Dispüt endlich zu dem Grad von Bitterkeit stieg, daß eins von beiden darüber aus dem Hause ging.

In seinem häuslichen Charakter war Frugalität ein sehr hervorstechender Zug. Er haßte alle Abhängigkeit, und vermied also weislich Alles, was zu Ausgaben verleiten konnte, denen sein

*) Dr. Samuel Patrick, gest. 1748. Beamter an der Charter House Schule. Er besorgte einige Ausgaben von Hederich's Lexikon und Ainsworth's Dictionary.

Vermögen nicht gewachsen war. Zuweilen aber artete doch diese löbliche Vorsicht in kleine Knickereien aus. Z. E. die, daß er seine Verse auf die Hinterseite von Briefen schrieb, wie man noch an dem Mspt. der Iliade sieht*), wodurch er etwa in 5 Jahren 5 Schillinge ersparte, und die, daß er seine Freunde oft sehr knauserisch tractirte. Wenn er z. E. zwei Freunde bei sich auf seinem Landhause hatte, so pflegte er ihnen des Abends bei Tisch nur etwa ein halbes Quartier Wein vorzusetzen, davon trank er zwei kleine Gläser selbst und ging dann weg und sagte: Meine Herren, ich lasse Sie bei Ihrem Wein, und doch pflegte er seinen Freunden öfters zu sagen: er hätte ein Herz für Alle, ein Haus für Alle, und was sie auch davon denken möchten, ein Vermögen für Alle. Seine Einkünfte, gewisse und zufällige, zusammen, beliefen etwa sich auf 800 Pfund des Jahrs, wovon er, wie er sagte, Einhundert auf Mildthätigkeit verwenden könne.

Weil Pope unter zwei Regierungen lebte, worin die Dichtkunst wenig geachtet wurde, so hegte er in seinem Herzen eine thörichte Verachtung gegen die Könige. Indessen erweichte sein Stolz bei einer geringen Achtung, die ihm der Prinz von Wal-

---

*) Ruffhead in Pope's Life S. 181. 182. bemerkt: «the «first manuscript copy is yet in being, and is designed «for some public library, as of singular curiosity, being «written in the envelopes of letters; which occasioned Swift's «calling him — *Paper-sparing Pope.*»

lis bezeigte, und er wußte nichts Rechts zu antworten, als ihn dieser fragte: wie es käme, daß er einen Prinzen hochschätzen könne, da ihm die Könige zuwider wären. Seine Verachtung der Großen kommt auch etwas zu oft in seinen Schriften vor, um reel zu sein; man denkt nicht viel an das, was man wirklich verachtet.

So viel für dieses Mal von der Geschichte dieses Mannes und seiner Schriften überhaupt. Besondere Bemerkungen über seinen schriftstellerischen Charakter sollen in einem der nächsten Stücke des Magazins folgen *).

*) Dies ist unterblieben.

Über

die Schwärmerei unserer Zeiten:

ein Schreiben

an

den Herausgeber (des göttingischen Magazins).

Aus dem göttingischen Magazin, 3ten Jahrgangs 2tem Stücke 1782. S. 237 ff. wegen Lichtenberg's darauf erfolgter Antwort aufgenommen.

Daß Sie, ein Mann, der sich genug mit echter Wahrheit beschäftigen kann, genöthigt worden sind, abermals etwas wegen Ziehen's Weissagung zu schreiben*), um den Eindruck zu unterbrechen, den eine solche Fiebergrille bei Leuten von allerlei Stande gemacht hatte, mußte Ihren gerechten Unwillen erregen, und es bewegt auch mich, folgende oft veranlaßte, mehr und mehr dringende Gedanken auszuschütten.

Von Gothen, Vandalen, Longobarden, Sarazenen und

---

*) Bezieht sich auf den vorstehend S. 14 abgedruckten Aufsatz.

allen wilden Völkern haben wir nicht mehr zu befürchten, daß sie das Licht der Vernunft und der Wissenschaften wieder auslöschen, und Finsterniß über Europa verbreiten möchten. Aber ein innerer Feind, des man sich nicht versiehet, den wir hegen und pflegen, der im Nebel wandelt, und dicken Nebel um sich verbreitet, scheint uns mit dieser Gefahr zu beschleichen. Es ist die überhand nehmende Seuche der Schwärmerei: denn, wer noch Augen hat zu sehen, der schaue um sich, wie diese Träumereien sich jetzt ausbreiten und dem hellen Lichte der Vernunft Trotz bieten.

Besonders ist noch dabei zu beklagen, daß theils sehr gute Köpfe, die mit der lebhaftesten Einbildungskraft begabt sind, theils sehr gute Gemüther, mit dem besten Willen und den sanftesten Neigungen, leicht dadurch hingerissen werden.

Theologen, und zwar nicht von den geringsten, schwindeln in der Mystik, forschen in der Cabala, horchen nach Erscheinungen und Wundergeschichten. — Zinzendorf's*) schwärmerische Secte, die alles Wissen gering schätzet, hat zu unsern Zeiten ihre Lehrer fast in alle bekannte Länder ausgesandt, und zahlreiche Gemeinden errichtet. — Moralisten predigen Triebe der Empfindung und Drang des Gefühls. Die Wirkung zeigt sich auf mancherlei Weise, wie eines jeden besondere Gemüthsbeschaffenheit ihn lenkt: bei dem einen in brausendem Enthusias-

---

*) Nicolaus Ludwig, Graf von Zinzendorf, Stifter der Herrenhuter, geb. zu Dresden 1700, gest. zu Herrenhut 1760.



mus, beim andern in ängstlich stiller Entzückung, so wie der Zauberstab der Circe allerlei Gestalten hervorbringt. — Der kleinen Schwärmerei wollte ich nicht einmal erwähnen, die man Empfindsamkeit oder vielmehr Empfindelei nennt, wenn sie sich nur auf das Frauenzimmer, und bei diesem etwa nur auf das Todesurtheil einer Mücke erstreckte, da man sich doch glücklicherweise kein Bedenken macht, Hühnern, Tauben, Fischen, Krebsen das Leben zu nehmen. Aber das, meine ich, verdient doch wohl einer Erwägung, daß sich eine solche Empfindelei auch auf unsere Rechtsgelehrte ausbreitet, da es wichtigern Einfluß hat. Mit großem Eifer sucht man ja jetzt alle Wege, um das theure Leben eines Spitzbuben dem Staate zu erhalten, und da man sonst aus natürlichen Grundsätzen den Räuber, der die wesentliche Verbindung der bürgerlichen Gesellschaft gebrochen, eben sowohl des Todes schuldig erachtet hatte, als den erklärten Feind, der von außen unsere Äcker angreift, ja noch wohl mehr, weil jener gefährlicher ist und weil er sich selbst diesem Urtheile der Gesellschaft unterworfen hat, so will man nun lieber die unschuldigen und beleidigten Mitglieder des Staates verurtheilen, den Bösewicht, wenn er nicht die Freiheit haben soll, ferner zu schaden, auf ihre Kosten zeitlebens zu ernähren. Hierher rechne ich auch, wenn man, um die Hurerei zu begünstigen, nicht allein alle bürgerliche, sondern auch die sittliche Ahndung dieses Lasters aufheben will u. s. w. — Auch Philosophen hat, wie mich dünkt, ihre große Kunst schwärmen gemacht, da sie nicht allein alle Wesen außer sich, sondern sogar ihr eigenes

Wesen, aus der Wirklichkeit ins leere Reich der Einbildungen hinein raisonniren wollen. — Ist es nicht auch der herrschende Hang zur Schwärmerei, wenn Dichter sich vorzüglich an Feenmärchen, Romanzen und Rittergeschichten, oder abenteuerlicher Erregung der Leidenschaften vergnügen? — Jedoch, die Dichter können sich rechtfertigen, daß ihnen besonders das Reich der Phantasie zu bearbeiten zukomme: aber die Naturkunde sollte doch wenigstens auf reine Erfahrung gebauet werden. Nun verlassen hingegen vorgebliche Naturforscher diese sichere Bahn gründlicher und deutlicher Erkenntniß, grübeln statt dessen im Schwall des unsinnigsten Geschwätzes, und gefallen darin sich und Andern. — Ein vorzüglicher Gegenstand der Schwärmerei ist endlich die Geisterwelt. Die Geschichten eines Swedenborgs*) werden achtungswerth gehalten! Schröpfer, ein elender Gaukler, hat mit der Einbildung von Geisterbeschwörungen viele, auch vornehme Anhänger gewinnen, ja noch nach seinem elenden Tode erhalten können. — Dunkele Forschungen erhalten einen Grad von Wichtigkeit, da hohe Personen in dergleichen Geheimniß versprechende Gesellschaften angelocket und mit solchem Dunste umnebelt werden. — Wie weit könnte nicht dieser Schwindel noch gehen! denn, was Fanatismus, der Vernunft verachtet, vermögend sei, haben ja die Wiedertäufer-

*) Emanuel von Swedenborg, geb. zu Stockholm 1689, gest. zu London, 1772. Bis 1747 beim schwedischen Bergwerkscollegio angestellt. Als Theosoph bekannt.

geschichten *) und die Schwärmereien aller Zeiten und Völker gezeiget. Das ist aber eben das Gefährlichste, daß er sich unter dem Eifer für Tugend und Religion versteckt, und dadurch viele, auch wohlmeinende Gemüther berücket.

Werden nicht schon wirkliche Kenntnisse und Wissenschaften öffentlich verachtet? Auch die, welche die Fähigkeiten unsers Geistes entwickeln: auch die, welche die Bedürfnisse und Verhältnisse dieses Lebens betreffen, dadurch sich, unserer Bestimmung nach, jene Fähigkeiten entwickeln sollten: auch die, welche die offenbare Weisheit des Schöpfers in der abhängigen Einrichtung aller uns vor Augen liegenden Wesen betrachten lehren? Dagegen verspricht man, den Geist von dem Niedrigen, Sinnlichen, Sichtbaren, Nichtigen abzuführen, und versenkt ihn in Grillen, die man als unkörperlich anpreiset, und die in der That unsinnlich und undinglich sind. Die Finsterniß voriger Jahrhunderte wird wieder zurückgerufen: der Chiromantie sind wir bereits ziemlich nahe: es fehlt nur, daß auch die Astrologie wieder statt der Mathematik in Flor gebracht werde, welches vermuthlich die Nachfolger unsers Ziehen's, wenn sie das theure Buch Chevila gefunden haben, bestens befördern werden. Mit Recht bemerken Sie, Lehrer der Wahrheit, „daß Bücher, von denen man kaum erwarten sollte, daß sie jenseit der Thür

---

*) Es darf hier nur an die Gräuel der Wiedertäufer Bernhard Knipperdolling und Johann Bockholt zu Münster, 1534—1536, erinnert werden.

des Tollhauses geschrieben sein können, jetzt täglich gedruckt und aufgelegt, und mit Beifall gelesen werden.“ Ja, die Meßverzeichnisse und gelehrten Zeitungen oder Monatsschriften zeigen, daß diese Bezauberung sich mehret, und theils das schon verworfene Zeug wieder hervorgesucht, gesammelt und aufgelegt wird, theils neue Mißgeburten gleicher Art aus verworrenem Gehirne ausgeheckt werden. Dieß geschieht auch nicht allein bei uns Deutschen, wo unter andern neulich wieder ein Annulus Platonis, oder physicalisch-chemische Erklärung der Natur, von einer Gesellschaft echter Naturforscher aufs neue verbessert und mit vielen wichtigen Anmerkungen herausgegeben ist (Berlin u. Leipz. 1781. Octav.), sondern auch in Frankreich, wie das wahnsinnige Buch Des Erreurs et de la Verité bezeuget, und in mehrern Ländern.

Merkwürdig ist immer die besondere Verwandtschaft des chemischen Unsinns mit dem theosophischen und moralischen, die man überall in den Schriften der Goldsucher (Philochrysen: κατ᾽ἀντίφρασιν Philosophen genannt) antrifft. Man sollte vernünftigerweise gedenken: wenn einer auch aus Blei Gold hervorzubringen erfände, was könnte er sich einbilden, dadurch klüger oder besser zu werden, als wir andern, die aus Mennige und Mehl Blei hervorzubringen wissen? Aber: fürs erste sind die Schriften das sicherste Recept, den Verstand zu verwirren, denn sie führen von aller ordentlichen und deutlichen Erkenntniß, und von dem Wege, dieselbe zu erlangen, ab.

Der Lehrer gafft umher, da er in diesen düstern Grillen, ja sogar in phantastischen Zahlen und Figuren Sinn und Verstand suchen will, der nie darin gesteckt hat; und durch solches blinde Tappen gewöhnt er sich dann überall zu dergleichen taumelndem Gange der Gedanken. Aus einmal gefaßtem Vorurtheile macht man den trefflichen Schluß: Weil diese Schrift unverständlich ist, so muß eine höhere Weisheit dahinter stecken, und weil das, was der Verfasser schreibt, eigentlich genommen, Unsinn ist, so muß er etwas anderes Tiefsinniges dabei gedacht haben. Man zerbricht sich also den Kopf, um zu verstehen, was ein Narr geschrieben hat, der nicht verstanden sein wollte, und der sich meistens selbst nicht verstand. Dazu kommt noch die emsige Begierde, das Gesuchte in der Wirklichkeit zu erlangen, welche schon durch die beständige Anstrengung auf diesen einen Punkt die Denkkraft zerstöret. Und dann fliehet dieser Punkt immer vor den Augen weg: die süße Hoffnung, zum Ziele zu gelangen, bleibt immer gleich weit entfernt, und verschwindet im Rauche: nun wendet man alle Kräfte an, und bemüht sich, was nicht durch natürliche Mittel gelingen will, durch übernatürliche zu gewinnen: und so wird aus Hoffnung und Verzweifelung vollkommener Wahnsinn erzeugt. Eine Schande ist es doch für unsere Zeiten, da in der echten Chemie, diesem edlen Zweige der Naturkunde, durch zuverlässige Untersuchungen, so Vieles geleistet worden, und noch so Vieles zur Befriedigung wahrer Wißbegierde darin zu erforschen, übrig wäre, daß nun noch die alte Leier jener leeren Grillenfänger wieder gerührt

wird. Man werfe nun einen Blick auf ihre gesammte Weisheit. Alle die Erfahrungen und Auflösungen wahrer Chemiker und Naturforscher sind ihnen fremd, und nicht nur die neuern, feinern, sondern sogar die bekanntern. Von den erprobten Eigenschaften der Metalle, Halbmetalle, Erden, Salze, brennbaren Körper, imgleichen des Feuers und der Luft, wissen sie nichts, und eben so wenig vom Pflanzen- und Thierreiche. Die verschiedenen Grade der chemischen Anziehung, welche doch den Hauptschlüssel zu den Erscheinungen geben müssen, haben sie nie betrachtet. So irren sie denn bei den meisten längst schon entwickelten Dingen, dem Schwefel, den Salzen u. s. f. noch in unbestimmten und ungegründeten Ausdrücken herum: ihren Mercurius und Arsenik, dessen wahre Beschaffenheit sie nie untersucht hatten, dichten sie nur allenthalben hinein, wo kein Wachender je eine Spur davon beobachtet hat *). Wenn sie bei ihrem Kohlengewühl je etwas gefunden haben, so war es gewiß blindlings, ohne zu wissen, wie sie dazu kamen, oder was sie

*) Zur Probe nur ein paar Stellen, die mir eben beim flüchtigen Durchblättern in die Augen fallen: denn ausdrücklich diese Schriften durchzulesen, wäre wohl meine Sache nicht. Annul. Platon. p. 500. „Der Schwefel ist ein trocknes Öl — ein coagulirtes Steinöl.“ — p. 525. „Spiritus salis ist ein geistiges alcali —“ p. 532. „Daß der ⊙ ☿, 🜍 und ⊙ hat ist allen Artisten bekannt: daß er aber mehr sulphurisch ist als mercurialisch, kann nichts hindern, und ist oben erwiesen, daß der ☿ und alle Arsenikalsubjecte aus dem Schwefel werden“ u. s. f.
Anm. des Verfassers.

hatten: denn sie bekümmern sich nie zu untersuchen was sie verbinden oder scheiden, oder was nachbleibt; sondern nehmen ein Ding an, wie sichs am ersten ihrer Einbildungskraft schmeichelnd darstellt *). Ihre Vernunftschlüsse sind ihnen eigen: z. B. das Gold ist mit dem Zeichen eines Zirkels ⊙ bezeichnet worden: nun findet sich auch ein Zirkel in dem Zeichen des Quecksilbers ☿, oder des Spießglases ♁; folglich muß in dem Quecksilber oder Spießglase Gold stecken — durch bündige Gründe zu untersuchen, was Wahrheit, oder nur Wahrscheinlichkeit sei, ist gar ihre Weise nicht; sondern je sattsamer widersinnigere Dinge das Spiel der Einbildung verspricht, desto begieriger werden sie ergriffen **). — Auf solchem Wege nun, und bei

*) Nur den einzigen Antimonialprozeß anzuführen: nannte man nicht mercurius vitae, was calx antimonii oder antimonium corrosum war, und spiritus vitrioli philosophicus, was spiritus salis war? Anm. des Verfassers.

**) Wie wenig Wahrheitsliebe, oder Wahrheitsforschung und gesunde Beurtheilung man sich von diesen Schriften versprechen könne, und was sich ihre Verfasser von dem Verstande oder Glauben der Leser versprechen, will ich nur aus einem Beispiele zeigen. — In dem angeführten Annulo Platonis wird p. 100 in der Anmerk. einem ihrer alten Orakel, dem Porta †),

†) Jo. Baptista de la Porta, Neapolitaner, Astrolog etc. starb 1615, 70 Jahre alt. Schrieb unter andern: Magia naturalis sive de miraculis rerum naturalium Libri IV; de furtivis literarum notis vulgo de ziferis Libri V; auch Komödien und Tragödien. Anm. d. H. H.

solchen Führern, sollen wir noch verborgene Wahrheiten zu erlangen hoffen! Ja ihre Vernunftlehre schränkt sich nicht blos bei ihrem Tiegel ein, wo man noch wohl die wahren Producte von dem Rauche scheiden könnte; sondern, was das Schlimmste ist, es soll alle Wissenschaft, alle höhere Erkenntniß, selbst von göttlichen Dingen, aus diesem Nebel hervorbrechen, oder doch in diesem Nebel stecken. — Den Buchhändlern, welche sehen, daß sie mit der Ausgabe solcher Schriften jetzt ihr Glück machen

Folgendes ohne Bedenken nachgeschrieben. „Die Asche von Krebsen an einem feuchten Orte, oder mit Regenwasser befeuchtet, gibt innerhalb 20 Tagen unzählig kleine Würmer, und wenn man Rindsblut darauf spritzt, so werden hernach Krebse daraus." — Ja, diese echten Naturforscher setzen noch hinzu: „Diese Erfahrung ist zuverlässig. Digby hat einem Freunde in Paris eine ganze Schüssel voll solcher von ihm selbst gemachter wohlschmeckender Krebse vorgesetzt, und Paracelsus †) lehrt ein ähnliches, einen verbrannten Vogel wieder herzustellen." — Ich wünsche doch, daß Alle, die ihr Zutrauen auf diese Schrift setzen, ehe sie die großen darin angerathenen dunkeln Arbeiten vornehmen, erst mit diesem klaren Prozesse der Krebs- und Vögelaufweckung anfangen mögen. Sie können versichert sein, daß, wenn sie damit zu Stande kommen, es ihnen auch nicht fehlen wird, aus einem verreckten Pferde einen schönen Zelter wieder herzustellen, und dann — so viel Gold zu machen, als ihnen beliebt. Anm. d. Verf.

†) Philippus Aureolus Theophrastus Paracelsus Bombastus von Hohenheim, geb. 1493 bei Zürich, gest. 1541 zu Salzburg. Alchemist, Astrolog, Theosoph rc. Anm. der H. H.

können, und deßhalb alles dahin Gehörige wieder hervorsuchen, wollte ich einen leichten Rath geben, um noch mehr zu liefern. Sie dürfen nur einen Laboranten dingen, dem durch das mißlungene Goldsuchen, nebst verschwendetem Vermögen, der Verstand verrückt worden. Dieser muß ihnen denn allerlei theologische Redensarten mit chemischen Ausdrücken und Zeichen unter einander mischen: so haben sie eine Schrift, mittelst welcher sie als Verleger wirklich Gold machen können. Daß kein Verstand darin ist, schadet gar nicht: je toller desto besser, weil man desto mehr Tiefsinn darin zu wittern glauben wird.

Aber nun im Ernst: was für Rath, um noch die gesunde Vernunft unter uns zu erhalten? — Wahrheitsforscher haben aus Beobachtung der menschlichen Seelenkräfte gelernt, wie die Neigung zum Wunderbaren hinreissen kann *) — wie Leidenschaften, und besonders geschmeichelte oder betrogene Hoffnung, den Verstand bezaubern — welche Stärke die gehäuften undeutlichen Vorstellungen oder lebhaften Empfindungen haben, bei beständiger Richtung der Einbildungskraft auf dergleichen Ge-

*) Leibnitz sagt sehr treffend: «C'est un malheur des hommes, de se dégoûter enfin de la raison même et de s'ennuyer de la lumière. Les chimères commencent à revenir, et plaisent, parce qu'elles ont quelque chose de merveilleux. Il arrive dans le païs philosophique ce qui est arrivé dans le païs poétique: On s'est lassé des Romans raisonnables et on est revenu depuis quelque tems aux contes des Fées.»

Anm. des Verfassers.

genstände, alles Vermögen des gesunden Denkens zu ersticken, sich die lächerlichsten Dinge vorzustellen und seine Einbildungen für wahres Gefühl zu halten, so daß keine Vernunftschlüsse dagegen wirken können — wie man sich ferner zu den verworrenen Vorstellungen und der schiefen Denkungsart, gleich einem Kinde, welches durch Nachahmen schielen lernt, mehr und mehr gewöhnen kann, und wie sich der Schwärmer auch in seinen Empfindungen so einwieget, daß er keinesweges herausgerissen sein will, sondern alle andere Vorstellungen mit Fleiß verdunkelt — endlich, wie ansteckend die Seuche der Phantasie sich äußere, welches man bei den Zitterern (trembleurs) und andern Fanatikern erfahren hat.

Es wäre also, wie mich dünkt, sehr zu wünschen, daß Männer, die noch mit wachenden Augen Wahrheit von Einbildung unterscheiden und dem menschlichen Geschlechte Einsicht der Wahrheit erhalten wollen, sich bei Zeiten mit vereinten Kräften bemühen möchten, die sich verbreitende Träumerei zu zerstreuen. Sie müßten der guten Sache halber freilich gewärtig sein, allerlei Verdruß zu erdulden: denn der Eifer geht weit, und man siehet schon, wie diejenigen, welche sich gegen die Herrschaft der Phantasie haben auflehnen wollen, von jenen Anhängern in Schriften geschmähet oder sonst übel begegnet worden, oder wie man ihnen wenigstens, nach dem Beispiele jenes sanftmüthigen Schwärmers, einen bösen Namen zu machen suche. Ich wollte also wohl Ihr Magazin zu solchen Bemühungen vorschlagen: aber die Namen der Vertheidiger der Ver-

nunft müssen, als bei den gefährlichen Unternehmungen, äußerst verschwiegen bleiben. Und wie soll die Sache angegriffen werden? — Bei denen, die schon berauscht sind, ist, wie gesagt, doch alle Mühe umsonst angewandt. Wie können wir dem die Empfindung des innern Lichts abstreiten, der sich immer die Augen drücket? Und wer die Harmonie der Sphären zu hören glaubt, wird uns auch übel aufnehmen, wenn wir ihm aus dem Traume helfen wollen. Nur ein Mittel weiß ich, welches zuweilen der Zufall darbietet. Es ist die Ablenkung des Gemüths auf Gegenstände der wirklichen Welt, die stark reizen und beschäftigen. Diese, besonders wenn sie unvermuthet überraschen, können noch den Entzückten wieder zur Besinnung bringen, eben wie man einen Nachtwanderer durch Aufrufung seines Namens erwecket. — Ein aufrichtiger Mann erzählte mir selbst, daß er auch ehedem das innere Licht brünstig gesucht, und nachdem er es Tag und Nacht auf seinen Knien erfleht, endlich erhalten zu haben geglaubt hätte. — Das läßt sich begreifen, antwortete ich ihm: aber wie kamen Sie wieder los davon? — Es starb mein Bruder, sagte er, da hatte ich eine Zeit lang viele dringende und zum Theil verdrießliche Geschäfte zu besorgen, und als ich nachmals wieder in mich selbst zurückkehren wollte, da war das Licht verschwunden.

Die Schwierigkeit ist jedoch hierbei, daß wir dieses Mittel nicht, wo wir wollen, anbringen können. Aber das bleibt doch in unserer Macht, daß wir die noch unberauschte Jugend von dem Taumeltrunke abhalten. Der Verstand unbefangener Ju-

gend sieht schon an sich Ungereimtheiten leicht ein, wenn sie ihm nur nicht mit einer gewissen Wichtigkeit vorgestellt werden, dadurch er in seiner Untersuchung scheu werden muß. Dieß habe ich bei den Gespenstergeschichten und andern Aberglauben selbst erfahren, da mir in meiner Jugend die Rockenphilosophie, Gespenster- und Beschwörungsgeschichten bloß als Träume und Kinderzeitvertreib zu lesen gegeben wurden. Ich las sie, lachte darüber, und es ist mir immer Tand geblieben. Eben das habe ich bei mehrern Kindern wahrgenommen, da man sonst weiß, daß wenn in der Jugend dergleichen Grillen mit einer Achtung eingeprägt werden, nachmals auch denkende Männer sich kaum ganz davon los machen können. — Noch mehr muß es wirken, wenn man bei Zeiten darauf eigentlich geleitet wird, das wirklich Lächerliche zu bemerken. — Ein Schwärmer in London hatte durch seine Reden, Ausrufungen und Gebärden sich großen Zulauf erworben. Die Vorstellung gründlicher Theologen machte dagegen keinen Eindruck. Aber: was geschah? Der berühmte Schauspieler Foote, welcher ein Meister in der Nachahmungskunst war, stellte nur diesen Begeisterten einen Winter hindurch oftmals treffend vor. Alsbald verschwand der ehrwürdige Glanz, und man sah den Mann wie er war, einen Thoren! — So lasse man also nur die noch unbelebten Sinne der Fanatiker betrachten, der in den finstern Goldsucherschriften Erleuchtung spähet: der in die Possen der kabalistischen Zahlen, oder in die albernsten Figuren, welche nur der Unsinn dunkler Zeiten hinkratzen konnte, Geheimnisse hineindenken will; der, den Blick

in sich gekehrt, immer seinen Kohlenrauch vor Augen hat, und aus diesem Rauche alle Geister hervorsteigen siehet: der mit einer lächelnden Selbstzufriedenheit, die dem Wahnsinne gemein ist, auf uns nüchterne Sterbliche herabschauet, die wir so hoher Offenbarungen nicht gewürdigt sind. — Wird nicht unser Jüngling ihm sein Mitleiden erwiedern, und den Thoren mit seiner Thorheit laufen lassen? — Nur einer Überschauung aller Wissenschaften und Kenntnisse bedarf es, um ihn bemerken zu lassen, daß die Nothwendigkeit einer gründlichen Untersuchung physischer sowohl als historischer Wahrheit, ja die ganze Art und Weise, wie dieß anzufangen sei, in den vorigen Jahrhunderten noch gar nicht auf die Bahn gebracht war: daher dann allerlei Schriften diesem oder jenem Verfasser auf gut Glück untergeschoben und ohne Bedenken angenommen worden: daher die nach dem Urtheile damaliger Zeiten unbezweifelten Wahrnehmungen von Hexereien, Erscheinungen und Abenteuern, wie auch von Drachen, Greifen und Basilisken, welche alle jetzt nur in solchen Gegenden zu Hause sind, wo noch keine Aufklärung Statt gefunden hat, daher dann auch die mit einfältigem Glauben hingeschriebenen und nachgeschriebenen Prozesse vom Goldmachen oder Krebsmachen u. s. f., welches genugsam zeiget, was wir aus der Einsicht jener Zeiten und Schriftsteller für Aufklärung und Zurechtweisung im Erkenntnisse der Wahrheit uns zu versprechen haben. — Es braucht nur einen Fingerzeig auf Völker und Geschichte aller Zeiten, um zu lernen, daß die Einhüllung in Dunkelheit und vorgeschützte Geheimnisse

immer dem Unverstande oder dem Betruge eigen gewesen sind: daß die reine Wahrheit in keinem Bilde verehrt oder vorgestellt sein will*): daß die Vorhänge der hieroglyphischen Symbole und mystischen Ceremonien nie den Verstand aufzuklären, sondern immer zu verfinstern gedient haben, und daß sie eigentlich nur in das kindische Alter des menschlichen Witzes hin gehörten, so daß sich jetzt fast unsere gemeinen Handwerker schon solcher Gaukeleien und possenhaften Aufzüge zu schämen anfangen.

Doch, ich lasse mich zu weit ein, da ich keine Ausführung, sondern nur einen Wink geben wollte, auf dieses Bedürfniß unserer Zeit zu achten, und geschicktere Männer, besonders aber Vorgesetzte und Lehrer aufzumuntern, jede Gelegenheit zu nutzen, um der Jugend die Augen zu öffnen, und dadurch dem menschlichen Geschlechte, dem man doch den Fortgang in Erkenntniß der Wahrheit wünschen sollte, einen wichtigen Dienst zu leisten. — Auch scheint es mir am Ende, ich möchte wohl die Gefahr zu groß vorgestellt haben, da ich bedenken sollte, daß dergleichen Verstandesnebel schon mehrmals von Zeit zu Zeit aufgestiegen und auch bald von den Strahlen der Wahrheit wieder zerstreuet worden, oder etwa nur auf Sümpfen hängen geblieben sind.

*) Man möchte gedenken: das feine Wesen des Feuers hätte noch wohl zum unschuldigen Bilde der Gottheit, als belebender wohlthätiger Kraft, dienen können. Aber, auch diese Vorstellung hat doch nur die reine Betrachtung verhindert, und die alberne Secte der Feueranbeter hervorgebracht. Anm. d. Verf.

Antwort
auf das
vorstehende Sendschreiben.

Aus dem göttingischen Magazin, 3ten Jahrgangs 4tem Stücke 1783. S. 589 ff.

Ich habe Ihnen, würdiger Ungenannter, eine Antwort versprochen, die im 3ten Stücke dieses Magazins erscheinen sollte; sie erscheint aber, bloß aus einem Versehen von mir, erst in dem gegenwärtigen, weil die 10 Bogen des vorigen, und darüber, ganz wider meine Erwartung, zu der Zeit schon voll wurden, da ich glaubte, noch Raum für diesen Brief zu haben. Indessen gibt mir dieser kurze Aufschub Gelegenheit, Ihnen außer dem, was ich damals sagen konnte, auch etwas von dem Eindruck zu sagen, den Ihr Sendschreiben überall gemacht hat. Ich habe darüber Briefe von Orten erhalten, die über 150,000 Semidiameter von Göttingen aus einander liegen, und alle erklären es für ein kräftiges Wort, geredet zu seiner Zeit, und geben dadurch den überzeugendsten Beweis ab, wie ausge-

breitet diese Seuche ist. Nur denke ich von dem Buch des Erreurs et de la Verité, so wie von der Fortsetzung desselben unter dem Titel Tableau des Rapports entre Dieu et l'homme, etwas von Ihnen verschieden. Allein, wenn auch meiner Meinung nach, Ihr Tadel dieses Buch nicht trifft, so sind tausend andere, die er trifft, und sich an die Stelle desselben setzen lassen. Ich bat einmal Hrn. Dieterich, mir doch seinen Vorrath von den neuesten alchymischen Schriften sehen zu lassen, und er schickte mir fürwahr einen Ballen. Ich habe in meinem Leben noch nicht so viel Nonsense beisammen gesehen; schon die Titel und die einigen beigefügten Kupferstiche sind wirklich betrübt, und ich habe endlich den Pack mit einer Empfindung weggelegt, die ich mich nur ein einziges Mal gehabt zu haben erinnere, und das war, als ich nach einem Besuche, den ich den Kranken in Bedlam abgestattet hatte, mich in die Straße stellte, und aus einiger Entfernung meinen Blick auf jenes Jammerhaus warf. Ich glaube auch, Bedlam wäre keine unschickliche Benennung für das Zimmer einer Bibliothek, worin man solche Bücher aufbewahrt. Nun kehre ich wieder zu den oben angeführten französischen Werken zurück. Ich weiß es von einem Manne, der einer der aufgeklärtesten Köpfe ist, und so wenig ein Theosophe oder an der Spagirie kranker als Sie, mein Werthester, oder ich: von diesem, sage ich, weiß ich, daß jene Bücher nichts weniger als Wahnsinn enthalten, sie haben nur einen allzusehr zusammenhängenden Verstand, den aber nur wenig Leute einsehen. Allein wohlverstanden, tiefe Weisheit ist

gar nicht darin, so wenig als in manchem andern mit Chiffern geschriebenen. Sie enthalten weder Metaphysik, noch Theosophie, sondern sind geschrieben, die sehr weit aussehenden Absichten gewisser Leute *) zu befördern, deren Endzweck es auch ganz und gar nicht entgegen ist, wenn eine Anzahl von Menschen, welche die eigentliche Bedeutung nicht verstehen, im Suchen nach hoher und tiefer Weisheit in diesen Büchern sich den Verstand schief drehen. Wieder auf die Alchymisten zu kommen. Wäre es nicht der Mühe werth, dieses Volk einmal wieder auf die Bühne zu bringen? Es ist freilich schon oft geschehen, aber doch noch nicht so wie es sein müßte. In den Stücken, die ich gesehen habe, waren die Züge nicht gedrängt genug, dafür habe ich aber in meiner Jugend ein Paar Leute gekannt, bei denen waren sie desto gedrängter. Sie waren beide herzensgute Leute, dienstfertig, in ihrem Amte thätig und getreu, und der größten Freundschaft fähig. Nur auf die Geistlichkeit hielten sie nichts, das war ein Fehler, aber dafür desto mehr auf den rothen Löwen, und die Zahl 7, und das war der andere. Auch unterschieden sie sich dadurch von andern (denn diese Geisteskrankheit wird immer etwas vom Temperament modificirt), daß sie ihrem Hauswesen gut vorstanden. Sie glaubten; aber ihr Glaube war nicht thätig, etwa das Lesen solcher Bücher ausgenommen; oder wenn etwas gethan

*) Of a set of designing men steht im Original.

Anm. des Verfassers.

wurde, so war der ganze Apparat ein Arzneigläschen, das nicht jeder zu sehen bekam. Der eine hatte sich zum Tabacksstopfer das Zeichen des Mars und der Sonne gewählt, nämlich Mars war der Stiel und mit der Sonne wurde gestopft. Der andere bekam eine Blase auf der Zunge, die er aus dem heimlichen Gläschen heilen wollte, und zog sich einen Krebs zu. Anstatt nun einen Arzt zu befragen, setzte er sich ruhig vor einem Spiegel nieder, als wenn er sich rasiren wollte, und schnitt sich mit dem kaltesten Blute ein Stück nach dem andern von der Zunge ab. Er mußte unvermeidlich daran sterben. Ich erinnere mich noch mit dem größten Vergnügen an einen Abend, da sie sich mit Freudenthränen (wenigstens dem Letzten wurden gleich die Augenlieder roth, wenn er vom Stein der Weisen oder der Universalmedicin sprach) und mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von methodistischer Salbung in den Mienen, die abgeschmacktesten Historien erzählten und sich ihre Hoffnungen wechselseitig stärkten. Z. E. von geringen, schlecht dahergehenden Männchen, die Gold und Silber Centnerweis an die Münzmeister von Deutschland lieferten; von der Wichtigkeit der siebenten Stunde des siebenten Tages im siebenten Monat, und hundert Dinge, so einfältig, daß man sich schämt, sie auch nur im Scherz zu erzählen. Ich glaube, der Eine (der mit dem Tabacksstopfer), wäre morgendes Tages gestorben, wenn er Hoffnung gehabt hätte, dafür sein Leben im Jahr 7777 ausleben zu können. Das Angenehmste aber war, sie differirten zuweilen doch in Meinungen, und widerlegten einander; falsche Sätze

mit falschen Sätzen und Träumereien mit Träumereien. Für einen, der über Beide lacht, kann nicht leicht etwas Unterhaltendes gedacht werden, und müßte sich auf dem Theater vortrefflich ausnehmen, wenn es nicht allzusubtil angelegt und mit Handlung verbunden würde. Man müßte aber ja keine eifrigen Disputirer nehmen, keine hitzigen Köpfe (und das waren auch diese nicht), sondern zwei langsam und leise redende stille, wo jeder mit einer Segensmiene, ganz ruhig, aber mit kaum zu verbergender innern Freude, dem Andern bei jeder Replik den Gnadenstoß zu geben glaubt.

Übrigens waren sie selbst nicht zu bekehren, und ich glaube wirklich, es läßt sich einem, dem beide Augen ausgestochen sind, das Gesicht eher wiedergeben, als einem solchen Menschen die Vernunft. Jedem Einwurf, den man ihnen machte, lächelten sie mit der Miene des mitleidigen Triumphs entgegen, als wollten sie sagen: werden Sie nur erst älter, so wird sich das schon geben. Wenn Alles bei ihnen aus einem einzigen falschen Grundsatze, übrigens durch vernünftige Ableitung geflossen wäre, so wäre vielleicht noch Hoffnung gewesen, einmal die Nessel auszureißen, aber so hatte jeder Satz von den hunderten, die sie bei der Hand hatten, für sich, wie die Glieder eines Bandwurms, angesogen, und zehrte an ihrer Vernunft. Allein das glaube ich, daß vielleicht da, wo sie dissentirten, einer den andern hätte auf seine Seite ziehen können. Ob ihnen nicht vielleicht durch Inoculation der Krätze, die Herr von Haller gegen die dumme Schläfrigkeit empfiehlt, eine bessere Beschäftigung

hätte verschafft, und sie auf diese Weise durch Schabung ihrer Selbst zur Selbstbesserung hätten gebracht werden können, lasse ich dahin gestellt sein. Gerechter Gott, was der Mensch ist! Noch muß ich anzeigen, daß sie sehr viel auf Magnete hielten. Als ich den Don Quixote zum ersten Mal las, fielen mir diese beiden Männer ein, und ich dachte wirklich damals (1765) auf einen Roman, worin der Held ein solcher Mann wäre. Denn gewiß ist jetzt der wichtige Dienst, den die Bücher zuweilen leisten, Köpfe zu verrücken, von den Ritterbüchern auf die spagirischen gefallen. Es müßte sehr leicht sein, den Charakter durch einen Pajazzo wie Sancho zu unterstützen, und ihm durch eine ganz an klingender Münze, Küchenfeuer und culinarischen Versuchen klebende Seele den höchsten Relief zu geben. An Liebe könnte es nicht fehlen, denn durch die geheimen Fläschchen werden auch Herzen geschmolzen. Ein solcher Roman würde zugleich ein Roman für Europa werden. Allein ich fand es doch schwer, dem Ganzen hinlängliches Interesse zu geben, und ich habe mich also auf einen so ungewissen Erfolg hin, nicht überwinden können, die fürchterliche Sprache zu studiren, die gemeiniglich diese Leute sprechen. Ein herrlicher Zug ist folgender: in England hat neulich einer bewiesen, der König von Frankreich sei das gehörnte Thier in der Offenbarung Johannis Cap. 13 v. 18, weil seine Zahl 666 sei, und in der That gibt LVDoVICVs 666. Wenn ich ein paar hundert solcher Züge hätte, so machte ich mich noch daran. Aber wo erhält man die? Man müßte sich unter sie mischen,

und in einer solchen Luft, glaube ich, erlebte die gesundeste Vernunft nicht den Lohn ihrer Arbeit.

Da Sie von diesen schleichenden Gothen und Vandalen reden, so muß ich Sie noch mit einer andern Art näher bekannt machen, die öffentlich, und immer mehr und mehr Deutschland überziehen, und das sind die schönen Geister; die Leute, die wissen, was in jedem Journalwinkel versteckt liegt, jedes Stück kennen, was bei dieser oder jener Bühne gegeben worden ist; wo und wenn und worin eine Schauspielerin debutirt, wer neuerlich gekämmt worden ist, wen man gebürstet, wem man das Fell gegerbt hat, wen man gestriegelt, wen man durch- und mitgenommen, und wem man eine unangenehme Stunde gemacht hat. (Sehen sie, es hat Alles seine Kunstwörter). Jene großen Durchblätterer kleiner Bücher, bei denen immer der Mund übergeht, wovon das Herz nicht voll ist. Die von poetischem Eifer für die Tugend, für das Vaterland und für die Nothleidenden glühen, ohne tugendhaft, ohne Patrioten, und ohne wohlthätig zu sein. Denn in der That kann jener Eifer eben so leicht ohne die eigentliche Kraft bestehen, wovon er den Schein hat, als poetische Liebe mit Impotenz. Betrachten Sie einmal den allgemeinen Hang der Jugend, für poetische Blumenlesen, für das Theater zu arbeiten und Romane zu schreiben. Die Verblendung dieser guten Leute geht gewiß sehr weit, sonst würden sie gewiß nicht ihr Lieblingsgeschäft aus Bemühungen machen, worin es nicht allein sehr schwer ist, groß zu werden, sondern auch schimpf-

lich mittelmäßig zu sein. Gewiß ist unter allen mittelmäßigen Dingen der mittelmäßige Dichter das elendeste. Ich kann mich irren, allein ich glaube, daß Erzieher nicht genug auf die Erstickung dieses Hangs, der meistens eine gänzliche Impotenz des Geistes in spätern Jahren nach sich zieht, Rücksicht nehmen können. Ist er unwiderstehlich, alsdann los damit. Ovid, Wieland, Voltaire und Pope würden Dichter geworden sein, und wenn der Staupbesen darauf gestanden hätte. Allein man sehe auch hin, was sie gemacht haben. Welche Nation und welches Zeitalter, möchte man fragen, haben etwas den Stanzen im Oberon Ähnliches aufzuweisen, zumal den Schilderungen weiblicher Schönheit in demselben?

Sehen Sie hingegen, wie alle ernsthafteren Studien vernachlässigt werden. Sonst hörte Alles praktische Geometrie, eine der angenehmsten Wissenschaften, dem Leibe so heilsam als der Seele. Jetzt wird sie nur von Wenigen getrieben, und darunter hauptsächlich noch von Officieren. Mancher, dem es in der Welt zu nichts nützt, lernt reiten der Motion wegen, warum verschafft er sich nicht auch nützliche Kenntnisse, und übt er nicht auch seinen Verstand der Motion wegen? Plato*) sagt: wer nicht weiß, daß die Seite und Diagonale eines Quadrats incommensurabel sind, ist eine Bestie. Heutzutage wimmelt es von alten Bestien, die nicht einmal wissen, was ein Quadrat ist, wenigstens nicht das Quadrat einer Zahl. Bedenkt man

---

*) In seinem *Meno*, §. 18.

dabei, wie Alles über Physiognomik herfiel, wie Alles silhouettirte, daß man fürchten mußte, die Portraitmalerei, die zu Korinth mit einer Silhouette anfing *), würde in Deutschland mit einer aufhören; wie durch ein unnützes Orthographeln es endlich dahin kommen wird, daß wir gar keine Orthographie mehr haben; wie noch immer von Empfindung plaudern verwechselt wird mit sprechen aus Empfindung; wenn man die Leute sieht, denen so recht wohl wird, wenn sie sich so unter guten Menschen befinden, denen es so leicht, so weit um die Brust wird, wenn sie über sich rollen sehen den Jupiter und alle Planeten; so sollte einem wohl die Geduld ausgehen. Ein gefühlvolles, freundschaftliches Herz ist das größte Geschenk, womit der Himmel einen Menschen beglücken, hingegen der Kitzel immer davon zu scribbeln, und sich in diesem Gescribbel groß zu dünken, eine der größten Strafen, die er über ein schreibendes Wesen verhängen kann. Das Mehl her und nicht die Mühle, sagt Möser. Bedenkt man außerdem unsere Messiasgeschichtchen; daß wir neben Rosenkreuzer **) auch Rosenfelder ***) haben; daß Jacob Böhm neu aufgelegt worden; daß der

*) S. Plinii N. H. XXXV. 5.

**) Rosenkreuzer, bekannter geheimer Orden, über dessen Stifter (Chr. Rosenkreuz, oder Valentin Andreä, oder Agrippa von Nettesheim) wie die Zeit seiner Stiftung, man verschiedener Meinung ist. In der letzten Hälfte des 18ten Jahrhunderts erwachte er wieder und ging mit Schröpfer unter.

***) S. die berlin. Monatsschr. 1783. 1stes St. Anm. d. Vf. „Der vorgebliche neue Messias in Berlin" von J. E. Bie-

verstorbene Bischof zu Paderborn den Knochen des heil. Liborius 1400, einem Gnadenbildchen zu Werne 1700 und den Armen an baarem Gelde 000 Thaler vermacht; wie Hr. Jost, Pater und Schurke*) in Baiern, die Inquisition eingeführt wissen will; wie Alles für Kinder schreibt, ***phien für Kinder, ***gien für Kinder und ***iden für Kinder, und darüber die Männer vergißt**): so sieht man wohl, die Stunde ist gekommen, und Alles ist reif für einen Mann, der Juvenal's Geißel ergreift,

---

ster. Ein gewisser Joh. Paul Philipp Rosenfeld, geb. 1731 bei Eisenach, gab sich für den neuen Messias aus; erhielt in Folge richterlichen Urtheils in Berlin am 8. Novbr. 1782 öffentlichen Staupenschlag und wurde zur lebenslänglichen Festungsstrafe nach Spandau abgeführt.

*) Der Lector theologiae im Dominicanerkloster zu Landshut in Baiern, Thomas Aquinas Jost, Verfasser einer Schmähschrift auf Walch's Symbolik, 1773, und einer auf die Freigeister, 1777, ließ 1779 unter dem Titel: Bildnisse der Freiheit und Inquisition, einen Vorschlag durch den Druck öffentlich ausgehen, worin er die Errichtung eines bairischen Inquisitionsgerichts empfahl. Den von der Büchercensur in München untersagten Druck genehmigte der Fürstbischof zu Freisingen, Ludwig Joseph Freiherr von Welden. Doch wurde die ganze Auflage confiscirt und Pater Jost von seinem Lectoramte abgesetzt. S. Wekhrlin Chronologen. B. 5. S. 105. Frkft. und Leipzig 1780.

**) Ich habe im Ernst gehört, daß Jemand vor hat, eine Hebammenkunst für Kinder zu schreiben. Anm. d. Verf.



und darunter haut, damit Joseph Platz findet, wenn er dahin kommt.

Ein Freund von mir, viel zu bescheiden, um auch nur den entferntesten Anspruch auf ein solches Verdienst zu machen, arbeitet wirklich an einem Gedicht, das wenigstens einen ähnlichen Zweck hat, und Nutzen stiften kann. Ich habe Erlaubniß, Einiges daraus bekannt zu machen, und ich kann es nicht schicklicher thun, als am Ende dieses Briefes. Er wünscht zu erfahren, ob man ihm Stärke genug zutraut, und dazu mögen folgende Proben hinlänglich sein. So viel muß ich Ihnen sagen: die besten Stellen im Gedicht sind die Charaktere gewisser Personen, die ich noch nicht bekannt machen darf. Hier ist der Anfang, und einige einzelne Stellen.

Si natura negat, facit indignatio versum *).

Nein! länger schweig ich nicht, fürwahr, das geht zu toll,
Mein Mitleidsquell versiegt, und euer Maß ist voll.
Dieß wär' Germanien? — Das mit noch starker Hand
Vernunft zum Thron erhob und Rom in Fesseln band?
Wo einst, nach langer Nacht, die die Natur verhüllte,
Von ihrem Thron verdrängt, den Aberglaube füllte,
Als Gott dem Licht befahl und: Kepler **) werde, sprach,

*) Jun. Juvenalis Sat. I. 79.

**) Joh. Kepler, geb. 1571, gest. 1630.

Der Lehrer Newton's ward, und so durch Keplern Tag?
Wo Leibnitz*) = Ödipus Verwandtschaftsräthsel löste
Von Seele und von Leib von Braunschweig und von Este?
Das, wenns bei Spiel und Wein auch Zeit und Licht vergaß,
Die Flucht von Licht und Zeit auch wieder nüchtern maß**)?
Dafür, daß Flasch' und Faß es oft geleert mit Schwelgen,
Auf Fässer Donner zog und Blitze auf Bouteillen***)?
Es, wo einst Faust zuerst des Teufels Schreibkunst fand?
Es, Luther's †), Guericke'ns ††) und Dürer's †††) Vaterland?

---

*) Gottfried Wilhelm Freiherr von Leibnitz, geb. 1646, gest. 1716. Die Äußerung des Verfassers bezieht sich auf die Geschichte des mit Este verwandten Hauses Braunschweig, dessen Geschichte zu beschreiben Leibnitz vom Herzoge den Auftrag erhalten hatte.

**) Der Verfasser zielt hier auf Römer's Entdeckung von der allmäligen Fortpflanzung des Lichts, und auf die Erfindung der Taschenuhren. Anm. des Verfassers.

***) Die Erfindung des Schießpulvers, und der fälschlich sogenannten Leidenschen Flasche, die bekanntlich einem Deutschen, dem Hrn. v. Kleist (Prälat von Kleist, Decan des Domcapitels zu Camin in Pommern, im Jahre 1745) zugehört. Anm. des Verfassers.

†) Martin Luther, geb. 1483, gest. 1546.

††) Otto von Guericke, geb. 1602, gest. 1686.

†††) Albrecht Dürer, geb. 1471, gest. 1528.

Das glaub ich nimmermehr, die Sphäre ist verdreht,
Da stand Moropien*), wo jezo Deutschland steht.
Verlorn auf ewig weg, blieb nicht zu seinem Heil,
Noch hier und da verkannt, ein Weiser**) ihm zu Theil,
Der wie ein Pharus Licht durch dunkeln Sturm verbreitet,
Und es vielleicht dereinst zur alten Stelle leitet.

O seht nur, wie der Hauf von Candidaten schwärmt
Und Alles im Gedräng verfehlten Endzwecks lärmt:
Den Teufel trieb und bannt' zu deutscher Christen Übel
Elwangen***) aus dem Leib und Halle†) aus der Bibel:

---

*) Moropien. *Μωρός* heißt dumm, närrisch, stumpf. Meropia war der alte Name der Insel Kos. Meropes sind bei Homer Menschen, im Gegensatz zu Thieren. — In Rücksicht auf diese Wörter, und mit Beziehung auf des Thomas Morus (geb. 1480, enthauptet 1535) *Utopia* mag *Moropia* ein Narrenland bezeichnen.

**) Im Original steht hier ein zweisylbiges nomen proprium, das aber vor der Bekanntmachung des ganzen Gedichts nicht eingerückt werden konnte. Anm. des Verfassers.

***) Der Wunderdoctor, Pater J. J. Gaßner (S. Th. 4. S. 17), trieb sein Gaukelspiel 1774—76 vorzugsweise im Frauenkloster Söflingen bei Ulm und in Elwangen.

†) Der Verfasser hat hier die berühmten Theologen Jacob Sigismund Baumgarten, geb. 1706, gest. 1757, und Joh. Salomo Semmler, geb. 1725, gest. 1791, Professoren zu Halle, im Auge.

Schön, wärs nur aus der Welt, allein durch dünn und dick,
Gings in ein grunzend Heer von Säuen der Kritik,
Die nun mit Rüsseldrang durch unsre Saaten streifen,
Und eh'r Vernunft und Witz als wie sich selbst ersäufen.
Wo sonst im frischen Grün Weisheit und Tugend stand,
Ums Himmelswillen seht, da welket jetzt ein Land,
Wo vor der Hörnerzeit sich kritsche Böckchen stutzen
Und jeder Bub' die Nas' eh'r rümpfen lernt als putzen.
Seht, von dem Rhein zur Spree ist nichts als Sturm und
Drang,
Gedanken Zolle groß in Wörtern Ruthen lang;
Die Zeitung ist Pasquill, Journale sind Timore *),
Und jedes Dintenfaß ist Büchse der Pandore **),

*) Timorus. Berlin 1773. (S. oben Th. 3. S. 79 ff.) Eine Satyre, deren Verfasser, nach dem Urtheile eines gewissen Recensenten ins Tollhaus gehörte. Indessen war es merkwürdig, daß der Verfasser herausblieb, hingegen der Recensent, sichern Nachrichten zufolge, bald nach gefälltem Urtheile hineinging. Anm. des Verfassers.

**) Eine Dame von himmlischer Schönheit, denn wirklich hatten sich auch Götter und Göttinnen bemüht, sie mit Allem auszusteuern, was schön und reizend war. Jupiter aber, der mit ihr dem Feuerdieb Prometheus einen Streich spielen wollte, gab ihr eine Büchse an ihn, worin alles menschliche Übel eingeschlossen war, als sie nun hinkam, und die Büchse aufmachte, so flogen, so geschwind sie auch dieselbe wieder zumachen wollte, dennoch alle die Plagen und Übel heraus, die man hier und

Und Alles, Alles zwickt und sticht und beißt und brennt,
Von Viper Hofmann*) an zur Mücke Recensent.
Ein Volk, bei dem noch sonst Wort und Gedanken zweckten,
Bölkt jetzt ein Kauderwelsch in zwanzig Dialekten.
Und spricht nicht jedermann, was kaum der Zehnte lernt?
Und wird nicht jeder Jung be Schäkspeart und be Sternt?
Und übt nicht jeder sich am Schwächern in Satyren,
So wie Barbierer sich an Bettlern im Rasiren?
Vom Thron zur Hütte hin, vom Wallfisch bis zum Frosch,
Vom Donnerer Homer's, zu Eichsfelds**) Dieux de poche,
Goldmacher, Henkerknecht, Poeten, Thier und Götter,
Und Alles findt bei uns Bewunderer oder Spötter.
Das Laster wird mit Reiz, Tugend mit Trotz gelehrt,
Und so führt man ein Volk, mehr lenksam als bethört,
Zur Höll am Gängelband, zum Himmel bei den Haaren,
Ein füchsisch, wespisch, wölfisch, teuflisches Verfahren. —
Ein Buch, das manchen Kopf vielleicht noch fegen könnte,
Sinkt degradirt herab zum Wisch fürs andre Ende;

---

in der Nachbarschaft und überhaupt in der ganzen Welt täglich sehen kann. Anm. des Verfassers.

*) Leopold Aloys Hofmann (?) Professor der deutschen Sprache und Litteratur auf der Universität zu Wien, gest. 1806. Ein berüchtigter Schriftsteller seiner Zeit.

**) Das an Göttingen fast unmittelbar grenzende Eichsfeld, dem katholischen Glauben zugethan, war bis 1803 churmainzisch.

Wenn dorten Fidibus, mit ihren Siegwarts Sünden
Den Varinas verschmähn und Mädchenherzen zünden.

Nun geht er zu den Dichtern über:

Mischt Centnerignoranz und Stolz mit etwas Ohr
In einem Bettelsack, gleich kriecht ein Bard' hervor.
So wohlfeil ward ein Duns der Vorwelt nicht geboren,
Duns Midas hatte doch noch Gold bei seinen Ohren.

Das Volk, das Plato einst aus seinem Staat verbannt*),
Scheint ganz zu uns geflücht't und überströmt das Land.
Was kaum noch Prose lallt', will schon in Reimen schwatzen,
Und Alles piept und tschirpt wie Finken und wie Spatzen,
Glaubt, Ehr' und Name sei bloß Dichtereigenthum,
Ja mancher Sechziger hälts noch für Heldenruhm,
Im rauhen Rabenton Orakelzeug zu krächzen,
Und gar in Liederchen Flickseufzerchen zu ächzen.

Der Schöpfung Meisterstück entzieht die weiche Hand
Dem Kind und dem Filet, der Küche und dem Band;
Von Dichterfeuer warm, mehr als vom Küchenfeuer,
Kneipt sie ein Saitenspiel, Maultrommel mehr als Leier.
Da liegen um sie her ein halbes Epigramm,
Ein Musenalmanach, ein Kochbuch und ein Kamm;
Bei Nahrung für das Herz liegt Pulver für die Zähne,
Beim Plan zum nächsten Ball ein Plan zur ersten Scene
Von einem Trauerspiel. Werg, Puder, Nadeln, Flor,

*) Die Dichter. Anm. des Verfassers.

Lock, Yorick, Filidor*), Demantenblitz für Ohr
Und Haar und Hals, Bons Mots auf Freunde und Freundinnen:
Zum Putz für ihren Kopf von außen und von innen. —

Von einem Dichter, der sehr brausend anfängt, aber bald nachläßt, sagt er:

Gleich Pindars Genius seh ich auf Purpurschwingen
Jetzt den berauschten Bard der Sonne entgegen dringen;
Da tobt Horaz in ihm; erstimulirte Kraft
Zwängt glühendes Gefühl aus kalter Wissenschaft.
Noch braußt sein kühner Flug! Horch! noch — noch immer fliegt er,
Nun steht er still — ruht — sinkt — stürzt, wahrlich plumps! da liegt er.

Von den häufigen, oft ungeschickten, Elisionen in selbst ernsthaften Gedichten: Der ꝛc.

---

*) Filidor der Dörferer. Diesen Beinamen hatte, in der v. zehenschen Rosenzunft (Philipp v. Zehen, geb. 1619. Purist, Verfasser einer großen Menge Gedichte) der Poet Jacob Schwieger aus Altona, der ums Jahr 1665 am rudolstädtischen Hofe lebte. Er schrieb unter Andern: Liebesgrillen oder Lust- und Liebesscherz. — Ehr- und Sittenlieder. — Verlachte Venus aus Liebe der Tugend. — Geharnischte Venus. — Die verführte Cynthia durch listiges Nachstellen des Floridans. Filidors entflammte Jugend. — Im ristschen Schwanen-Orden (Joh. Rist, geb. 1607, gest. 1667. Dichter geistlicher Lieder ꝛc.) hieß Schwieger der Flüchtige.

Zischt schweres st'ts aus stets und näselt n't t aus nett —
So bleibt am Ende gar vom Witz das bloße — Z.
O wählt ein besseres Feld, wollt ihr auch Lorbern holen,
Sagt nur, was nützt euch denn ein solches Stück von — Polen?

Der, stolz auf Sylbenbrand und ein Vocalenmorden
Vermählt castrirten Sinn mit — anglisirten Worten;
Dünkt sich erleuchteter, jemehr sein Leser tappt,
Sein Wort verständlicher, je stumpfer er es kappt:
So wird manch träger Gaul von deutschem Schweif und Sitten,
Durch schöpferischen Schnitt zum Stumpfschwanz und zum Britten.

Bei Gelegenheit eines Mannes, der im Gedicht Don Zebra heißt, castilianisch geht auf der Straße und in Schriften, sagt er:

Im Steckbrief, beim Avis, in Acten und Mandaten,
Im langen Sin — te — mal und Wir — von — Got-
tes — Gnaden,
Im Landrecht, Protocoll, und Haus- und Kirchenbuch,
Da ist natürlich gehn noch freilich gut genug.
Doch willst du, daß dein Gang Germanien entzücke,
So wähl' dir, lieber Mann, die Stelze oder Krücke.

Ja jedes Wort fein hübsch gestiefelt und gestelzt
Und jedes Hirsenkorn wie eine Welt gewälzt,
Um das Gedankchen her pflanz' Corybantenchöre *)

---

*) Eine Truppe von Menschen, Priestern oder Halbgöttern, es ist gleich viel, die um Jupiters Wiege eine Art von Ja-

Von Wörtern, daß Kritik den Gott nicht — quieken höre.
Stopf aus wo's fehlt mit Bom und jeden Riß mit Bast,
Und stecke Bombast hin, wo sonst nichts anders paßt.
Servire Zoten selbst mit Pracht und Alpenprose,
Und deinen St. Omer ja aus der goldnen Dose.
Zeig alles was du willst, nur nicht Castratenzwang;
Was dir an Mannkraft fehlt, ersetz stracks durch Gesang.

Er gibt die Geschichte eines verzärtelten Dichterlings. Dieser wird zwar schon als Kind in Geometrie unterrichtet, aber wie? Hier ist das Examen in Gegenwart der Eltern. Der Lehrer und das Kind sprechen:

So komm und sag einmal, mein allerliebstes Heinzchen,
Wie viel ist einmal eins? Sprich! „Ein bloßes, kleines Einschen."
Wie witzig und wie wahr! Nun sage mir, mein Kind,
Wie viel nach dem Euklid im Dreieck Winkel sind?
„Sechs." Gut, mein Schätzchen, gut, drei Winkel und drei Seiten,
Das sind zusammen sechs, wir sprachen ja von beiden.
Nun noch von Winkeln was, komm, sag mir einmal an,
Wie viel ein Dreieck wohl nun rechte haben kann?
„Zwei." Recht, mein Lämmchen, recht! Wenn ich die drei addire,

---

nitscharenmusik machten, damit Saturn dessen Weinen nicht hören konnte, weil er Neigung hatte, das Kind zu schmausen, wenn er es fände. Anm. des Verfassers.

So hat das Dreieck zwei, so wie das Viereck viere.
O das ist brav gelernt! Nun weißt du noch, mein Kind,
Wir hattens gestern erst, was Parallelen sind?
„O Parallelen sind — sind Linien, die sich schneiden.“
Recht — im Unendlichen und zwar zu beiden Seiten.

Nun folgt ein Examen in der Geographie, worin sich die Französelchen und die Portugieschen nicht übel ausnehmen; aber wie gehts auch auf Universitäten?

Des Geistes Feuer erlischt, stockt, oder schießt in Lieder,
Und Impotenz befällt der Seele Zeugungsglieder;
Dem Venusübel folgt das Phöbusübel *) nach
Und bricht der Mannheit Rest, den jenes noch nicht brach.
Oft hat, was dort entging, noch hier den Tod erlitten,
Franzosen wich es aus, allein starb an den — Britten.

Hierauf äußert der Verfasser einige freilich etwas eigene Grundsätze. Er denkt nicht, daß man den Kindern Alles so sehr spielend beibringen müsse, weil in ihrem folgenden Leben das Schicksal ihnen allerlei Wahrheit nichts weniger als spielend beibringt und überhaupt eine Abneigung gegen alle schwere Arbeit daraus entsteht. Sie müssen gehorchen lernen.

Meintwegen krönet sie bei Pauken und Trompeten,
Lehrt Stereometrie an Torten und Pasteten,

---

*) Der Verfasser hat hier vielleicht den schwülstigen, dunkeln Styl im Sinne gehabt, den die Franzosen Phébus nennen. S. Th. 4. S. 235, so wie die Nachahmung der Engländer.

Was Strahlenbrechung sei, an Wein und Kraftgelee,
Hydraulik an Liqueur, Orgeade und Kaffee;
Was Finsternisse sind, lehrt sie an Apfelsinen,
Und Sternenbilder-Form mit Mandeln und Rosinen;
Der Kegelschnitte Schnitt an einem Zuckerhut,
Und Hemisphärik gar an Lilien, Milch und Blut.
Das Streicheln, Schmeicheln, Thun und Tätscheln hilft euch nichts.
Bei Mädchen gehts noch wohl — auf Backen des Gesichts;
Bei Buben lob ich mir den Brauch der weisen Insel*),
Die malt das andere Paar, switsch! mit dem Birkenpinsel.

Jemand spricht von Wiederherstellung des guten Geschmacks durch die Lesung und Nachahmung der Griechen überhaupt.

„Die ehemals schaffende und lehrende Natur
„Ist längst zu alt für uns, ein Mittel gibt es nur.“
Was? Nieswurz? „Nein!“ Pasquill? „Nein!“ Pädagogsche Besen?
„Nein!“ Bliz! so sagt es denn! „die Griechen müßt ihr lesen.“
O Jammer! jämmerlich! O Deutschland! O Genie!
Nachahmen? Griechen? Was? die Knasterbärte die?
Wen meint ihr denn? vielleicht Homer, den blinden Schwätzer,

*) Ob hier der Verfasser die Insel der Weisen oder bloß Albion gemeint habe, weiß ich nicht. L.

Dem=Dem=most=mosthenes*) und Epikur**) den Ketzer?
Die Flenn=Els Heraklit***), den Lachnarr Demokrit****);
Rothgießer Phidias*****), Myron†) den Kupferschmidt?
Die Stumpfnas Sokrates††), den schiefen Alexander†††)
Und den Odeumskopf Perikles††††) mit einander?

---

*) Es wird auf dieses Redners stammelnde Zunge angespielt. Anm. des Verfassers.

Geb. 375, gest. 313 vor Christo.

**) Wegen seiner angeblichen Grundsätze so bezeichnet. Geb. 342, gest. 270. v. Chr.

***) Heraklit, ein finsterer melancholischer Philosoph aus Ephesus. Daher die Bezeichnung „die Flenn=Els", welche ihm der Verfasser gibt. Lebte um die 69te Olympiade.

****) Demokrit, geb. 494 vor Christo, gewöhnlich als Gegensatz des Heraklit, wie auch hier, bezeichnet.

*****) Phidias blühte um 444 vor Christo, die kolossale Bildsäule der Pallas und der Akropolis in Athen goß er aus Bronze; andere seiner Statuen waren aus Elfenbein ꝛc.

†) Myron, Schüler des Ageladas, Bildhauer, berühmt durch eine von ihm verfertigte eherne Kuh.

††) Sokrates geb. 470, gest. 400 vor Christo.

†††) Alexander der Große, geb. 334, gest. 302 v. Chr. Sein Hals war nach der linken Seiten hin schief.

††††) Perikles, geb. 472, gest. 429 v. Chr. Erbauer des ersten Odeums zu Athen, des Parthenons ꝛc. Das Odeum

Über den jetzigen Ruhm in Deutschland redet er einen seiner Freunde so an:

Freund, deine Wissenschaft, dein Tiefsinn, Fleiß und Müh
Kommt 50 Jahr zu spät, und um ein Schock zu früh.
Du suchst Ruhm durch Verdienst? da kannst du lange laufen,
Mein Gott, den kannst du ja mit Postgeld leichter kaufen.
Wenn einer dicht' und kriecht und Briefe schreibt, so ist er
Horaz und Pop' so leicht als Doctor und Magister.
Drum beuge nur dein Haupt in unterthän'ger Tiefe,
Vor dem, der ihn schon hat, und schreib — frankirte Briefe.
Willst du wohl wetten? — Top! — für hundert Thaler Banko,
Liefr' ich dir deutschen Ruhm bis 1800 franco.
Und billig, zehne nur für einen Monat Kost,
Und noch zehn fürs Papier und achtzig für die Post.
Steigt man denn bloß zum Ruhm, kann man nicht in ihn sinken?
Läßt sich's zur Ewigkeit bloß gehn und nicht auch hinken?

---

hatte eine zeltförmige Gestalt, Perikles aber wird σχινοκέφαλος (meerzwiebelköpfig) genannt. Kratinus brachte in einem Lustspiele, — nach Plutarch, Vit. parall. Pericles XIII ed. Hutten — diese Gestalt des Odeums, wie des Schädels von Perikles, in Verbindung. Dieß mag dem Verfasser hier vorgeschwebt haben.

Hinauf, hinab, gleichviel, die Nachwelt sieht es doch,
Preist Cäsarn auf dem Thron, wie Curtius im Loch.

Ich wünschte, daß ich Ihnen noch einige Schilderungen von Modethorheiten abschreiben könnte, allein ich muß hier schließen, um dem in der Vorrede erwähnten Gedicht auf die Belagerung von Gibraltar Platz zu machen, dessen Verfasser ich mir fast zu errathen getrauete, aber nicht nennen darf, weil er sich mir nicht genannt hat. Nur hat er gemeldet, daß es die Frucht einiger wenigen Nachmitternachtsstunden sei.

Note der Herausgeber.

Die Herausgeber glauben dem folgenden Gedichte auf die Belagerung von Gibraltar den dasselbe betreffenden Theil der Vorrede (vom 23sten März 1783) des göttingischen Magazins (3ten Jahrgangs 4ten Stücks), worin es zuerst für das Publikum gedruckt erschien, hier vorausschicken zu müssen:

„Das Gedicht auf Gibraltar verdient einige Anmerkungen. Daß ein Deutscher, und ein Engländer die letzten Versuche auf Gibraltar lächerlich findet, ist ihm gewiß zu verzeihen, da man sie, so viel wir wissen, noch nirgends lächerlicher gefunden hat, als in Paris selbst. Es war auch in der That unmöglich, ohne Unwillen den Contrast zwischen der Sprache der Belagerten und der Belagerer anzuhören. Paris: Gibraltar wird ein artiges Namenstagsangebinde für diese oder

jene Person sein. Sobald wir Gibraltar weggenommen haben, so werden wir Jamaica nehmen. Das Feuer des Feindes ist heftig, thut aber wenig Schaden; es ist an Allem Mangel in der Festung; täglich sehen wir den Feind Todte begraben. — London: Die Garnison zu Gibraltar befindet sich recht munter; Elliot wird von der Garnison allgemein geliebt; Er liebt die Hannoveraner sehr; es sind wieder ein Paar Schiffe aus der Barbarei mit frischem Proviant angekommen, die Garnison fängt nun an, sich Gärtchen anzulegen; Sir Ashton Lever hat eine Subscription eröffnet, um den braven Soldaten ein tüchtiges Schiff mit Kartoffeln zu schicken, weil sie dieselben gern essen. Und nun der Ausgang! — Zu der tapfern Besatzung Gibraltars gehörte übrigens, während der ganzen Belagerung, vom Juni 1779 an, eine hannoversche Brigade, bestehend aus drei Bataillons (18 Compagnien) im englischen Solde — von Hardenberg, nachher von Sydow; von Reden und de la Motte, — unter dem Commando des damaligen Generalmajors, nachherigen Generallieutenants, de la Motte. Sie hatte eine Stärke von überhaupt 1378 Mann *).

*) Briefe über die Belagerung von Gibraltar, an einen Freund in Hannover geschrieben. 11ter Brief im hannöv. Magazin vom 15. Juli 1785. 56. Stück. S. 883 f.

Elliot war bei der ganzen Garnison, besonders bei den Deutschen, deren Sprache er fertig redete*), außerordentlich beliebt. Namentlich wird auch angeführt, daß er dafür sorgte, daß die Hannoveraner immer mit Taback versehen seien, während ihnen früher dessen Gebrauch untersagt war.

*) Schlözer's Staatsanzeigen. B. 2. (1782) S. 518. 519.

113

Simple,

jedoch authentische Relation

von den curieusen

schwimmenden Batterien,

wie solche

anno 1782 am 13. und 14. Septembris unvermuthet
zu schwimmen aufgehört,

nebst dem,

was sich auf dem Felsen Calpe, gemeiniglich der Fels von Gibraltar genannt, und um denselben, sowohl in der Luft als auf dem Wasser zugetragen.

Durch

Emanuelem Candidum,
Candidat en Poësie allemande, à Gibraltar.

114

115

Vorbericht,

den man vorher lesen muß.

Der Verfasser erzählt nicht die ganze Geschichte der Belagerung, sondern wirft sich, wie man sagt, gleich an das Ende der Begebenheiten, indem er voraussetzt, daß das Meiste seinen Lesern eben so gut bekannt ist als ihm. Calpe heißt bei ihm immer entweder der Fels, an dessen Fuß Gibraltar liegt, oder Gibraltar selbst, welches diejenigen wohl merken müssen, denen unbekannt ist, daß dieser Fels wirklich ehemals Calpe geheißen. Dieser und ein ähnlicher Fels *) in Afrika, ihm gerade gegenüber, heißen die Säulen des Hercules, und auch diese Benennung kommt im Gedicht vor. Den Namen Elliot **) hat er zuweilen drei- zuweilen zweisylbig gebraucht. Diese Frei-

*) Sein Name ist Abyla.

**) Elliot, Georg August, Lord Heathfield, in Sussex, geb. 1712, gest. 6. Juli 1790. Diente lange in Deutschland — wurde bei Dettingen 27. Juni 1743 verwundet, — 1776 Gouverneur von Gibraltar.

heit wird den Leser nicht hindern, den Vers fließend wegzulesen. Ersteres gebietet zwar die Natur der Sache, da das Wort wirklich dreisylbig ist, Letzteres hingegen entschuldigt wiederum die geschwinde Aussprache, da man nur zwei Sylben hört. Genaue historische Richtigkeit, zumal im Detail, wird man von einem solchen Gedicht nicht verlangen, da man sie heutzutage kaum einmal von einem Geschichtschreiber verlangt.

Candidus.

1.

Don Alvarez *) lag jämmerlich,
Bloß der Belagrung wegen,
So lang vor Calpe, daß er sich
Fast hinten durchgelegen:
Das macht, der Felsen ist fürwahr
Ein rechter Demant in dem Haar
Der Jungfer von Europa.

2.

Er grub und zeichnete und schoß,
Und macht' viel Zubereitung.
Doch gabs am Ende nichts als bloß
Artikel in die Zeitung.
Denn er verstand 's Belagern schlecht
Und Elliot 's Cap'tulirn nicht recht:
So ward nichts aus der Sache.

---

*) Don Martin Alvarez von Sotomayor, führte die Belagerung von Gibraltar drei Jahre, nämlich vom Sommer 1779 bis in den Sommer 1782, da er von dem Herzog von Crillon abgelöset wurde.

Anm. des Verfassers.

3.

Nun kam Crillon, der Wundermann,
Durchs enge Meer gekrochen.
Da ward entsetzlich viel gethan,
Doch noch viel mehr gesprochen.
Belagert hatte man nun zwar
In Circa schon 3 ganzer Jahr,
Doch noch nicht angefangen *).

4.

Nun fing man an mit vollem Lauf.
Zehntausend Centner Pulver
Und Eisen gingen täglich drauf;
Ganz Spanien roch nach Sulpher;
Die Erde bebte vor Crillon,
Man sagt, er hab von Lissabon
Die Stöße kommen lassen **).

5.

Die Pendeluhrn zu Malaga ***)
Die wollten nicht mehr gehen.

---

*) In allen Zeitungen stand, sobald der Herzog von Crillon im Lager ankommen würde, sollte die Belagerung angehen. Anm. d. Verf.

**) Das furchtbare Erdbeben hatte daselbst am 1. Novembr. 1755 Statt.

***) Am mittelländischen Meere nicht weit von Gibraltar.
Anm. des Verfassers.

Und in ganz Andalusia*)
Wollt' keine Mausfall' stehen.
Die Schornstein' selbst sahn rund herum,
Sich schon nach Menschenköpfen um,
Um sich darauf zu stürzen.

6.

„Elliot du und dein Felsendamm
„Sollt morgen unterliegen,
„Der jüngst, sprach er, Minorca nahm**)
„Wird hier auch können siegen.
„Darauf hol' ich mir Jamaica,
„Dann's Königreich Hibernia,
„Und dann — dann gehts — nach London.

7.

Doch ward durch Pulver, und durch Stoß
Kein Quartblatt Land erhalten.
Tagtäglich ändert der Franzos,
Der Britte ließ's beim Alten,
Da fuhr er fort: „So geht es nicht,
„Wir müssen ihm im Angesicht
„Uns auch ein Calpe bauen***)."

---

*) Namen der Provinz, in welcher Gibraltar liegt. A. d. Vf.

**) Im Anfange des Jahrs 1782 wurde Minorca von spanischen und französischen Truppen, unter dem Herzoge von Crillon, für Spanien erobert.

***) Hier wird auf ein sehr hohes Werk angespielt, das, den

8.

Und prahlt: „Hört Britten, trotz Natur,
„Und euers Rodney's*) Siege,
„Zerschmettr' ich euch, sobald ich nur
„Mein Calpe fertig kriege.“
Da schaufelte — da scharrete —
Da hackete — da karrete —
Ein Cälpchen man zusammen.

9.

Allein kaum sah der große Calp'
Das Cälpchen sich erheben,
Bumm! Bauz! da lag das Cälpchen halb,
Sein Restchen stand daneben.
Wie roch's da nach Lavendelduft!
Wie sumsten da in hoher Luft
Französch' und spanische Flüche!

10.

Drauf kam, im Projectiren stark,
Ein Mann, d'Arçon mit Namen:

Zeitungen nach, Crillon errichten ließ, um die Stadt bequemer beschießen zu können.

Anm. des Verfassers.

*) George Brydges Rodney, geb. 1718, gest. 1792. Am 16. Januar 1780 schlug er die spanische Flotte unter Don Juan Langara auf der Höhe von St. Vincent, machte sie gefangen und verproviantirte Gibraltar.

Stracks ab von Jungfer Jeanne d'Arc *)
  Soll die Familie stammen.
Nur flickt die Demuth an ein on;
Die Mode setzte çon statt con,
  So wurde aus d'Arc, d'Arçon.

11.

Der steckte seine Habichtsnas
  Nun in den Handel tiefer;
Er sah, man schoß ohn Unterlaß,
  Und täglich schoß man schiefer;
Da dacht' er, weil's nun so nicht geht,
Wie wär's, wenn man grad umgedreht
  Zur See Laufgräben machte?

12.

Auch dreht in seinem Kopf sich um,
  Was Batteux ihn gelehret;
Er hatte den Virgilium
  Französch bei ihm gehöret:
Da dacht er ans trojansche Pferd,
Es wäre wohl der Mühe werth,
  Hier so was zu versuchen.

13.

Ein Kriegsrath war sogleich bereit,
  Und alle sagten: O! ja!

*) Sonst Pucelle d'Orléans genannt. Anm. d. Verf.

Die Sache hat viel Ähnlichkeit
Mit der vorm lieben Troja.
Wir sitzen hier ins vierte Jahr,
Und Gott weiß, ob nicht zwölfe gar
Am Ende auch draus werden.

14.

D'Arçon, der nur zu wohl gehört,
Wie's dort die Griechen trieben,
Und daß sie sich ein hohles Pferd
Von Nürnberg her verschrieben,
Bemalt mit Tulpen roth und weiß,
Nur, statt des Pfeifchens in dem Steiß,
Mit einem Bombenmörser.

15.

Der dacht', mit Pferden möcht's nicht gehn,
Zumal auf britt'scher Erde,
Denn Britten, wußt' er, die verstehn
Den Maro und die Pferde.
Jedoch wenn man dem Elliot
'nen Wallfisch oder Caschelot
Könnt' in den Hafen spielen?

16.

Allein der Wallfisch hat 'nen Schwanz
Verdrießlich zu bewegen,
Der Oper Mensch' und Göttertanz
Sind Kinderspiel dagegen.

Für dieß und jen's und das und dieß
Müßt' man die Opfer von Paris,
Zum wenigsten verschreiben.

17.

Das geht nicht, nein, der Wallfischschwanz
Käm Carl'n *) wohl viel zu theuer;
Drum such ich Sieg und Lorbeerkranz
Nicht in dem Ungeheuer.
Wißt ihr, wie ich es mach'? ich kapp'
Dem Wallfisch Schwanz und Vorkopf ab,
So hab ich eine Arche.

18.

Kommt! Crillon's Arbeit führt zum Grab,
Die meinige zum Leben;
Zu! Was dem Noah Rettung gab,
Soll uns Erob'rung geben.
Dann steigen wir, nach großer That,
Auf jenes Calpe-Ararat,
Vom Sieg gekrönt hernieder.

19.

Nun flogs, nun rennts, nun liefs, nun gings,
Der sagts, der jauchzts, der prahlets.
Von Archen tönt es rechts und links,
Der deutets ab, der malets.

---

*) Carl III. Damals König von Spanien.

Da sägts und zimmerts Tag und Nacht,
Der Blasbalg keucht, der Ambos kracht
Für d'Arçon und die Archen.

20.

Battrien, und schwimmend oben drein,
Warn's nach der Herrn Gedanken.
Ja! schwimmend so wie Mühlenstein,
Sie kamen, sahn und sanken.
Doch dieß ist schon zu früh geklagt,
Ich will dafür, wie Lessing sagt*),
Fortfahrn um fortzufahren.

21.

Zehn Archen kamen nun sonach,
Gleich Noahs, angeschwommen**),
Man hatte aus Herrn Silberschlag***)
Die Maße genau genommen:
Doch guckten keine Affen raus,
Kein Pfauenschwanz, kein Vogel Strauß,
Kein Elephantenrüssel.

---

*) S. dessen Eremiten. Anm. des Verfassers.

**) Am 13. September 1782 Morgens, unter dem Viceadmiral Moreno; während Elliot von der Königsbastion herab seine Befehle ertheilte.

***) S. dessen Geogonie, aber auch Hrn. Ritter Michälis Recension davon in der orient. Bibliothek.

Anm. des Verfassers.

22.

Nein! Nein! mit diesen war's kein Spaß,
So wie wohl mit der andern.
An jeder Vorderseite saß
Ein Schießloch an dem andern;
In jedem Schießloch noch ein Loch,
Das war fürwahr! fast größer noch,
Als erstgedachtes Schießloch.

23.

Die ersten Löcher war'n von Holz,
Von Messing war'n die zweiten;
So groß, ein Zwerg, der Teufel hol's,
Konnt' euch in eines reiten.
Ja eine Dame konnt' sonach
Hinein an einem Galatag
Den Kopf bequemlich stecken.

24.

Mit Ofenplatten war das Dach,
Mit Kuchenblech die Wände
Gedeckt, damit ein Bombenschlag
Das Eisen nicht verbrennte.
Umher ging eine Doppelwand
Voll Erd', die man vom festen Land
Expreß dazu verschrieben.

25.

Nun pflanzten sie beinander sich

In einem schönen Bogen,
Den man mit einem Kreidenstrich
Erst auf der See gezogen.
Auch hatte jede Archenschanz
Die eigentliche Zünddistanz
Für Elliot genommen.

26.

Da zeigt sich (in Parenthesi)
Ein Echo voller Wunder
An dieser Archenbatterie
(Gebt Acht, sie gehet unter!)
Wenn man hinein schrie: Elliot, Howe*)!
So schrie die Nymph heraus: Au! Au!
Recht ominös und deutlich.

27.

„Seht, Kinder, welch ein Schauspiel hier!"
Sprach Elliot zu den Seinen,
„Der halbe Mond zu Bath**) könnt' schier

---

*) Richard Graf Howe, geb. 1722, gest. 1799. Berühmter engl. Admiral, verproviantirte Gibraltar 1782 mit großem Glücke und Geschicke. Seine Flotte von 34 Linienschiffen wurde denselben Tag signalisirt, als die schwimmenden Batterien zu brennen anfingen.

**) The Crescent. Eine in einem Cirkelbogen gebaute Reihe von Pallästen, worin zur Badezeit vornehme Gäste logiren. Sie gibt ein schönes Echo. Anm. des. Verf.

„So glänzend uns nicht scheinen.
„Auch sinds Badhäuser, seht nur hin,
„Kommt, laßt uns aus den Fremden drinn
„Noch heut Badgäste machen.

28.

„An Löchern zwar ist nichts gespart,
„Gezimmert- und gegoss'nen,
„Doch fehlts noch an der schönsten Art,
„Und das sind die geschoss'nen;
„Und damit, Kinder, wollen wir
„Im Überfluß den Herren hier
„Mit Gottes Hülfe dienen."

29.

Gleich blitzts und krachts auf Elliot's Ruf,
Wie, wenn Zevs canoniret,
Als wäre Ätna und Vesuv
Auf Calpe transportiret.
Da flogen Kugeln heiß und kalt;
Da schossen Helden jung und alt
Aus Mörsern und Canonen.

30.

Verwüstung strömt, und Flammen sprühn,
Aus Elliot's Gewittern!
Das Meer tobt auf, die Wolken glühn,
Und Herculs Säulen zittern.
Doch ruhig, wie ein Kriegesgott

Standst du da, großer Elliot,
Bei deinem Häufchen Helden.

31.

Gott! welch ein Anblick, welch ein Graus!
Seht, Fels und Weltmeer kreissen,
Doch hier gebar das Meer die Maus,
Der Berg den großen Weisen.
Der Held faßt kühn die Lorbeern schon,
Wenn Prahler Crillon und d'Arçon
Umarmen Crucifixe.

32.

In britt'schen Diensten stand ein Mann,
Zu Manchem zu gebrauchen,
Auch herzlich gut, nur tadelt man,
An ihm das viele Rauchen,
Der war vertraut mit Elliot:
Der Deutsche nennt ihn Feuergott,
Der Römer den Vulcanum.

33.

Den schickt' man nach den Batterien,
Um dort in Ruh zu rauchen.
Auch fing er mit Frau Pastorin*)

*) La Pastora hieß die Batterie, die zuerst in Brand gerieth, welcher die übrigen bald nachfolgten.
Anm. des Verfassers.

Drauf streckt der Schelm die Zung heraus
Und leckt an jedem Wasserhaus
Vom Taubenschlag zum Keller *).

34.

Nun war's gethan! Gott! Feuer! Feu'r!
Ach! Hülfe! Feuer! Wasser!
Was Muth hat, her! zum brittschen Feu'r
Das bourbonsche, das lass' er.
Hier brennts! — Nein dort! — Nein dort und hier!
D'Arçon! Sieh! Feuer! — Unter dir!
Ach daß sich Gott erbarme!

35.

Nun stieg die Angst, nun sank der Trotz,
Nun hat der Held gesieget;
Da liefs gleich Würmern auf dem Klotz,
Der in den Flammen lieget.
Beschämt, verwirrt, beweint, verlacht,

*) Die glühenden Kugeln, mit denen Elliot schoß, waren den schwimmenden Batterien am verderblichsten. Daher verdient es wohl der Erwähnung, daß es ein hannov. Soldat, früher Nagelschmidt, war, der die Erfindung machte, glühende Kugeln in kurzer Zeit und in großer Anzahl, 200 Stück in einer halben Stunde anzufertigen. Er hieß Joh. Georg Ludw. Schweckendiech aus Hoya, bei v. Issendorfs Compagnie im v. Sydowschen (vormals v. hardenbergischen) Regimente. Schlözer's Staatsanzeigen, B. 2. (1782) S. 517. 518. B. 5. (1783) S. 62. B. 8. (1785) S. 377 ff.

Rennt selbst im Lichtquell, als wär's Nacht,
  Der eine an den andern.

36.

Statt 's Feuer zu werfen über Bord
  Und 's Pulver zu behalten:
So schmissen sie das Pulver fort
  Und ließen 's Feuer schalten,
Die See, die ward so schwarz davon,
Man hätt' die Cap'tulation
  Draus können unterschreiben.

37.

Die Archen, die sonst unverletzt
  Und ruhig konnten liegen,
Die schönen Archen lernten jetzt
  Das Sinken und das Fliegen.
Und eine nach der andern trat
Die Reis' nach ihrem Ararat
  Flugs an durch Luft und Wasser.

38.

Puff! Puff! und einem ganzen Heer
  Von Spaniern und Franzosen,
Lief stromweis das atlant'sche Meer
  In Stiefel, Tasch und Hosen;
Und jeder fast verlor etwas,
Der eine dieß, der andre das,
  Und Alles schwamm voll Uhren.

39.

Ein Theil flog bis ans Wolkenreich,
Daß sie die Pyrenäen,
Die Dreckstadt *) und Madrid zugleich
Ganz deutlich konnten sehen.
Der Ätna lag zur rechten Hand,
Und hinterwärts das Mohrenland,
Zur linken die Antillen.

40.

Jud', Kind und Weib lief nun zu Hauf
Das Ufer zu erreichen,
Und Alles starrte Himmel auf,
Zu sehn, die Vögel streichen.
Da rief ein Feldscher: hätt' ich euch,
Nie sah ich draußen in dem Reich
So schöne span'sche Fliegen.

41.

Da warf Curtis **) die Netze aus
Nach Spaniern und Franzosen,
Und zog drauf ein Gemisch heraus
Von Brillen und von Dosen,
St. Ludwigsorden, schimmlicht Brot,

*) Paris (Lutetia). Anm. des Verf.

**) Der englische Brigadier Curtis zeichnete sich beim Retten durch Unerschrockenheit ganz besonders aus.

Riechfläschchen, Menschen mausetod,
Und Fähndriche lebendig.

42.

Bald kam ein Don, bald ein Marquis,
Bald ließ ein Dieb sich blicken *),
Und Ordensbänder sah man hie
Bei Galgen auf dem Rücken;
Dann kam ein geistlich Fuderfaß **)
Und gleich dabei, nur etwas naß,
Ein Pürschchen wie gedrechselt.

43.

O welch ein Anblick, groß und hehr!
Wie sich die Wogen thürmten!
Wie Ocean und Feuermeer
Zum großen Endzweck stürmten!
Da fanden Tausende ihr Grab,
Und selbst das Echo brannte ab
Bis auf die letzte Sylbe.

44.

Als nun die Sache so weit war,
Verwirrt der Herr der Thronen,

*) Nach einigen Nachrichten soll man die Leute zum Rudern der Batterien aus den Gefängnissen zu Cadix genommen haben. Anm. des Verf.

**) Auf jeder Batterie befanden sich zwei Patres. A. d. Vf.

Der Flotte, wie zu Babel gar
Die Sprache der Canonen.
Da ließen sie Georg's Fels in Ruh,
Und schossen desto frischer zu
Auf ihres Ludwigs Bruder *).

45.

Der schöne Plan! ach wie verzaust!
Wie weg! die schönen Sachen!
Die Nachwelt seh ich in die Faust
Bei manchen Namen lachen.
Doch dir, erhabner Elliot! brennt
Ihr Weirauch; Hercul's nennt
Sie künftig Elliot's Säulen.

46.

Ihr Christen mit Vernunft begabt,
O merkts, was ich erzählet.
Verkauft nicht, was ihr selbst nicht habt,
Verschenkt nicht, was euch fehlet.
Denkt hier und an die Bärnhaut hin,
Die, ohn' den Bär'n zu Rath zu ziehn,
Zwei Jäger theilen wollten.

*) Als der Graf von Artois durch die combinirte Flotte fuhr, salutirte man dessen Boot aus Versehen mit scharfen Schüssen, wodurch einige Leute auf demselben getödtet wurden und er selbst in große Gefahr gerieth. Anm. des Verf.

Nachschrift
der Herausgeber.

Es hat vor langer Zeit einmal bezweifelt werden wollen, ob vorstehendes Gedicht, das von v. Matthisson in den 8ten Band seiner lyrischen Anthologie mit aufgenommen worden, von dem Verfasser herrühre oder nicht?

Die Herausgeber würden zwar glauben, dem Urtheile der Leser die Entscheidung darüber mit Sicherheit überlassen zu können; doch mag die Antwort auch auf andere, directere Weise hier gegeben werden.

Es findet sich nämlich der erste Entwurf einiger Verse in dem Bande einzelner autographischer Bemerkungen des Verfassers vom Jahre 1782, der mit dessen literarischem Nachlasse auf die Herausgeber überkommen ist. Folgende, damit anscheinend in Verbindung stehende, Bemerkung geht ihnen darin voraus:

„Eine politische Zeitung in Versen, wo allemal das genus „der Sache correspondirte, müßte sich nicht übel ausnehmen.“ Es folgt nun ohne Weiteres sogleich:

Im Schießloch lag ein zweites Loch
Das war fürwahr fast größer noch,
Als wie das erste Schießloch u. s. w.

Von dem Anfange des Gedichts selbst kommt nichts vor, sondern nur der Entwurf von etwa zwölf Versen, und zwar ohne die nachher gewählte Ordnung.

Sodann wurde das Gedicht, wie es vom Verfasser beendigt war, einzeln gedruckt, und von dem Verleger, — dem Buchhändler Johann Christian Dieterich in Göttingen, des Verfassers vertrautem Freunde, — an den General Elliot selbst in einigen Exemplaren geschickt, dem, wie bereits angeführt worden, die deutsche Sprache durchaus geläufig war. —

Eine gleiche Authenticität ist nicht rücksichtlich aller Aufsätze und Schriften nachzuweisen, welche unter des Verfassers Namen erschienen sind. Aus Pietät gegen ihren verstorbenen Vater glauben die Herausgeber bemerken zu müssen, daß dieß z. E. hinsichtlich zweier Schriften der Fall sei, welche unter folgenden Titeln vor langer Zeit erschienen sind:

Karikatur-Almanach auf 1801. Aus Lichtenbergs Nachlaß. Mit 9 Hogarthschen Karikatur-Blättern. Hamburg und Mainz bey Vollmer. 1801. und

Almanach der Liebe auf 1801. Aus Lichtenbergs Nachlasse. Mit 13 Hogarthschen illuminirten Kupfern. Mainz und Hamburg bei Vollmer 1801.

Nach allen innern und äußern Kennzeichen mußten beide sich als ein untergeschobenes schlechtes Machwerk sofort darlegen

und wurden als solches auch in den damaligen kritischen Blättern charakterisirt, wie in der

Neuen allg. deutschen Bibliothek B. 57 (1801) S. 250 und in der Erlanger Literaturzeitung. 1801. B. 1. S. 407.

Die letztere bezeichnet sie namentlich: als eine plumpe Betrügerei, ein Denkmal der Schande für Verleger, Verfasser und Kupferstecher. —

Und doch soll der Buchhändler Ignaz Klang in Wien beabsichtigt haben, in seine, bereits im October 1843 — ohne Vorwissen und Genehmigung weder der ersten rechtmäßigen Verlagshandlung, noch der Herausgeber oder auch nur eines derselben — angekündigte, neue vollständige Ausgabe von G. Ch. Lichtenberg's vermischten Schriften wenigstens den bezeichneten Karikaturalmanach — gewiß nicht als Selbstkritik seines eigenen Unternehmens — mit aufzunehmen!!!

Die Herausgeber haben sich nicht versagen mögen, eine Abschrift des officiellen Zeugnisses hier folgen zu lassen, welches der General Elliot der Besatzung der von ihm siegreich vertheidigten Festung im Allgemeinen, wie der darunter befindlich gewesenen hannoverschen Brigade insbesondere, über ihr Verhalten während der Belagerung ertheilt hat.

21. June 1783.

Gibraltar **Declaration.**

The Brigade of His Majesty's Hanoverian Troops consisting of One Battalion of Redens, One of La Mottes, One

of Sydows, having served several years in this Garrison, their conduct has always been most exemplary, but since the Enemy sat down before the place, their patience, subordination, discipline, vigilance, fortitude, zeal, vigour, and courage, has scarce ever been equalled; but I will venture to affirm has never been exceeded: The duration of the attack gave them constant opportunities of exhibiting these Martial virtues in favor of their friends, and to the destruction of their Enemies: And to render these great actions still more conspicuous, they were accompanied by the mildness of civilization, and tenderness in relieving, and assisting, their comrades in distress, when I say Comrades, the whole Garrison is meant, as the utmost harmony does, and always subsisted between Officers and Soldiers, without the smallest interruption.

. . . . . Every individual having so pointedly performed the Service required of him in his proper station, upon all occasions, I will not venture to mark out any one, as each particular has, in my opinion, an absolute right to the same preference, therefore they will remain in full possession of as much unsullied honours as any Troops in the Universe. — I can only add that the distinguished example of Major General de la Motte their Commander and the several subordinate Officers in command under him must have greatly contributed to such extraordinary behaviour.

(unterz.) G. A. Eliott, Gov.

Eine deutsche Übersetzung dieses Zeugnisses wurde, auf desfallsige Anordnung, den betreffenden hannoverschen Regimentern zugefertigt.

Das englische Parlament hatte übrigens bereits im December 1782 der Besatzung — the Officers, Soldiers and Sailors lately employed in the defence of Gibraltar — den Dank der Nation notirt.

Noch verdient hier bemerkt zu werden, daß General Elliot im Sommer 1785 eine Denkmünze auf die Belagerung, mit Genehmigung des Königs schlagen ließ, wovon der König, die Königin, der Prinz von Wallis, wie die königl. Prinzen und Prinzessinnen, ein Exemplar in Gold annahmen, dagegen jeder Ober- und Unterofficier, wie jeder Gemeine, eins in Silber, durch Vermittelung der Vorgesetzten, erhielt.

Die betreffenden Bataillons der hannov. Armee wurden stets als die „Gibraltarschen“ bezeichnet, in den ertheilten Militairabschieden die Dienstzeit während der Belagerung von Gibraltar ausdrücklich angeführt, und trugen die Gemeinen und Unterofficiere den Namen Gibraltar auf ihrem rechten Ärmel gestickt.

Noch eine
angebliche Aufschrift
auf
Lessing's Grabmal.

Aus dem neuen hannöverschen Magazin, 9tem Stück vom 1. Februar 1793 S. 129 ff.

In dem Novemberstück des schleswigschen, ehemals braunschweigischen Journals vom vorigen Jahre (1792) befindet sich ein gut gemeinter und auch gut geschriebener Aufsatz, über die Art, wie man das Andenken großer Männer verewigen könne, und unter einer Stelle in demselben S. 262 folgende Anmerkung des Verfassers: „Ich erinnere mich noch mit dem lebhaftesten Vergnügen der Idee, die mir eine sehr verehrungswürdige Person in Berlin mittheilte, die Stelle, wo Lessing schlummert, mit einem Stein von folgender Aufschrift zu bezeichnen:

Wie? Lessing's Denkmal dieser Stein?

Nein, Lessing's Name soll des Steines Denkmal sein."

Vielleicht ist es dem Herrn Verfasser jenes Aufsatzes nicht unangenehm zu erfahren, daß dieser Gedanke wirklich schon einmal öffentlich für Lessing's Grabmal vorgeschlagen worden ist. Zu dieser Absicht befindet er sich im Novembermonat des Journals des Luxus und der Moden für 1789 und zwar in folgendem Gewande:

"Wie? Lessing's Grabmal dieser Stein?

Er wird das Denkmal dieses Steines sein."

Und du, möchte man bei der letzten Zeile sagen, sollst des Autors Denkmal sein.

Wenn man diese Zeilen flüchtig ansieht, so merkt man wohl, es liegt etwas Gutes, wenigstens etwas Witziges darin, das aber, so wie hier eingeleitet, nicht recht heraus kann, und zwar, weil es, wie man bei näherer Beleuchtung findet, in eine nicht geringe Absurdität verwickelt ist, die es zu einer eigentlichen Grabschrift untauglich macht. Wenn nämlich ein Denkmal und ein Wanderer zusammen kommen, so erfordert es, dünkt mich, die Etiquette, daß das Denkmal den Wanderer zuerst anredet. Hat dieses ausgeredet, so kann der Wanderer alsdann denken oder sagen, was er will. Hier aber redet der Wanderer das Denkmal an, und was er ihm gleich bei der ersten Bekanntschaft sagt, ist ein derber Wischer für das arme Denkmal selbst, daß es sich dahin postirt hat, und diesen Wischer muß es noch dazu, weil die Herren Viatores nicht alle

so viel Witz haben möchten, ihnen oben drein selbst dictiren. Dieses ist doch fürwahr zu erniedrigend und zu hart, selbst für einen Stein. Gerade umgekehrt, sollte ich denken, hätte auch der schlechteste Stein, der über Lessing's Grab stände, Ursache, sich seiner Lage zu rühmen. „Ich bin zwar, könnte er mit Recht sagen, nur ein elender Block, aber ich beneide selbst griechischen Marmor nicht mehr, seitdem mich deutsche Männer (freilich meine Landsleute dürfte er nicht sagen) würdig geachtet haben, Dir zu sagen: hier ruht Lessing's Asche." Aber man bedenke jene Aufschrift! Wenn der Stein, der sie tragen soll, schreien könnte, so würde er seinen Setzern sicherlich zurufen: „Wenn ich Lessing's Denkmal nicht sein soll, warum setzt ihr mich hierher? Etwa um euern immer etwas burlesken Witz zu zeigen? Das heiße ich doch fürwahr sich begießen, um seine Kunst im Fleckenausmachen zu zeigen. Und wen trifft denn am Ende euer Spott? Sicherlich Niemanden als euch selbst." — Mit einem Wort, das, woraus man hier gern eine Grabschrift auf einen großen Mann erzwingen will, ist eigentlich nichts weiter als eine witzige Moquerie eines Vorübergehenden über ein elendes Denkmal, das man einem großen Manne gesetzt hätte; nicht etwas in den Stein zu hauen, sondern dem Stein etwas damit anzuhängen, wie man sagt; und dieses war auch ursprünglich die Absicht jener Verse. Ich sage ursprünglich, denn wissen unsere Leser wohl, wer die Verse gemacht hat? Lessing selbst hat sie gemacht und zwar auf den elenden Stein, den man an der Stelle errichtete, wo der

Dichter Kleist in der Schlacht fiel *). — Bei diesem rief Lessing aus:

O Kleist! dein Denkmal dieser Stein? —
Du wirst des Steines Denkmal sein!

So gestellt, wird der Gedanke klassisch. Doch gehört selbst Lessingen nur die deutsche Form, er ist eigentlich aus der griechischen Anthologie genommen. In Lessing's Schriften sind diese Zeilen nicht befindlich, doch habe ich die neueste Ausgabe derselben noch nicht gesehen. Sie befinden sich aber aufbewahrt in der allgem. deutschen Bibliothek im 61. Bande S. 422, woraus ich diese Nachricht genommen habe.

Als die Verse im Journal des Luxus und der Moden im Ernst für Lessing's Grabmal vorgeschlagen wurden, war ich Willens, etwas dagegen zu sagen, vergaß es aber anfangs, und als es mir wieder einfiel, hielt ich eine Erinnerung, wegen der Wendung, die die ganze Denkmalsstiftung indessen genommen hatte, für unnöthig. Jetzt aber, da man von der einen Seite jener Verse wiederum gedenkt, und es von der andern mit Lessing's Grabmal auch wieder zur Sprache kommt, kann es wenigstens nicht schaden, einmal ein paar Worte über jenen Vorschlag gesagt zu haben. Im Ernst freilich konnte man wohl nie befürchten, daß sie zur Aufschrift gewählt wer-

*) Er wurde in der Schlacht bei Kunnersdorf (12. Aug. 1759) verwundet, starb aber erst am 24sten desselben Monats zu Frankfurt a/O.

den würden, so lange Herr **Großmann***) an der Spitze der Unternehmung stand. Der Geschmack dieses Mannes ist uns vollkommen Bürge, daß eher Alles unterbleiben wird, als daß er dem ohnehin **Unvergeßlichen** ein Denkmal errichtete, worauf jene Worte je erscheinen würden oder könnten, es sei nun **eingehauen** oder **angehängt**.

---

*) Gustav Friedrich Wilhelm Großmann, geb. 1746, gest. 1796. Schauspieldichter, und einer der ausgezeichnetsten deutschen Schauspieler.

Etwas über den fürchterlichen Kometen, welcher, einem allgemeinen Gerücht zufolge, um die Zeit des ersten Aprils unsere Erde abholen wird.

Aus dem städtischen Wochenblatte, — den göttingischen Anzeigen, — vom 28. Februar 1778. Nr. 9. Auch abgedruckt in: Olla Potrida. Berlin 1778 B. 1. S. 182 ff.; aber nicht mit in die erste Ausgabe der verm. Schriften aufgenommen.

Einige Personen von nicht geringer Einsicht, namentlich verschiedene Ackerleute und Taglöhner in und außerhalb der Stadt, die sich in den Feierstunden, und zuweilen auch außer denselben, mit Zeitunglesen und Astronomie beschäftigen, haben in diesen Tagen angefangen, den bekannten Schluß von Kometen auf Krieg nicht ungeschickt umzudrehen, und erwarten jetzt, da die Kaiserlichen immer tiefer in Baiern eindringen *), einen Kometen von schrecklicher Größe. Ja ich habe sogar ver-

*) In Veranlassung des durch den Tod des Churfürsten Marimilian von Baiern, 30. December 1777, herbeigeführten, durch den Teschner Frieden, 13. April 1779 beendigten Erbfolgekriegs.

nommen, daß sie sich, wie es klugen Hausvätern zukommt, bereits durch rühmlichste Vernachlässigung ihrer Arbeit, und schleunige Aufzehrung ihres kleinen Vorraths zu einem gehörigen Empfang desselben hier und da vorbereiten. Es ist nicht zu läugnen, daß der letztere Schluß ziemlich richtig ist; denn sollte ein Komet an unsere Erde anrennen, so sehe ich selbst nicht ein, was wir nöthig hätten, zu säen und zu pflanzen, oder Dinge, die wir jetzt schon gerne äßen, auf die Zeit aufzusparen, da wir sie nicht mehr genießen können. Wahrscheinlicher Weise nämlich würde durch Überschwemmung alsdann eine so große Confusion in unsern Äckern, Gartlande und Gärten entstehen, daß die im Jahr 1774 vor dem Gronberthor, eine wahrhafte Kleinigkeit dagegen sein müßte. Allein dieses Alles zugegeben, so steckt, dünkt mich, in der Umwendung eines an sich schon etwas gewagten Schlusses ein sehr subtiler Irrthum. Denn daß die Kometen immer Krieg oder große Begebenheiten ankündigen, ist noch gar nicht mit der Schärfe bewiesen, daß man andere Schlüsse sicher darauf bauen könnte. Ich habe nachgerechnet, und gefunden, daß sie fast noch öfter Frieden als Krieg bedeuten, ja, wenn sie auch zuweilen Krieg und Unfälle verkündigen, so ist doch nicht zu läugnen, daß sie es, wie die liederlichen Nachtwächter die Stunden, wie gewöhnlich, viel zu spät thun. Als daher der König von Preußen im Jahr 1756 in Sachsen einrückte *),

*) Im August 1756. Der 1759 erschienene Komet, der halleysche, gehört bekanntlich zu denen, deren Bahn man berechnet hat.

so kam der dazu gehörige Komet erst drei Jahre hinten drein, so, daß es ließ, als käme er mehr, um selbst Erkundigung einzuziehen, als uns zu belehren. Auch der große Komet, der uns die Nachricht bringen sollte, daß der Blitz unsern Stockhausthurm *) treffen würde, kam erst, wie der Thurm schon abgetragen war. Was aber am sonderbarsten ist, so kam im Jahre 1770 im Sommer einmal des Nachts ein Komet, den ich selbst beobachtet habe, unserer Erde so nahe, daß es aussah, als wollte er uns mehr etwas im Vertrauen sagen, als aus der Ferne verkündigen, und diesen verschliefen die Leute, und es krähte kein Hahn darnach. Freilich könnten die Gegner sagen — — — doch es ist mir unmöglich, den Scherz auch nur eine Zeile weiter zu treiben. Scherz fließt selten gut, wenn das Herz des wahrhaftesten Mitleids gegen diejenigen voll ist, die er treffen soll. Das Gerücht von Annäherung eines Kometen, wodurch nicht wenig rechtschaffene Leute irre gemacht worden sind, verdient eine ernstliche Untersuchung, zumal da die abergläubische Furcht sogar kürzlich des Herrn Hofrath Kästner's Namen und Ansehen einzumischen gesucht, und dadurch, wie es nicht anders sein konnte, selbst Leute stutzen gemacht hat, die

---

*) Für diejenigen Leser, welche die Localität der Stadt Göttingen interessirt, sei hier bemerkt, daß dieser Thurm (das Stockhaus) auf dem äußern Weenderthore stand, das, bei Demolition der alten Festungswerke, nach dem Frieden (1763) abgerissen wurde.

anfangs über die ganze Träumerei gelacht haben. Ich habe des Herrn Hofraths ausdrückliche Erlaubniß, zu erklären, wie sich die Sache verhält, und die Urkunde, auf die sich Alles gründet, jetzt in meinen Händen. Ich halte es daher für meine Pflicht, den Furchtsamen unter unsern Mitbürgern Alles deutlich auseinander zu setzen, und lebe der sichern Hoffnung, daß sie am Ende, wenn sie dieses Blatt weglegen, auch alle Furcht ablegen werden, die ihnen Aberglaube und Mißverständniß eingejagt hat. Schon im December vorigen Jahrs erhielt Herr Hofrath Kästner einen Brief von dem jüngern Herrn Euler, worin er ihm, mitten unter andern gelehrten Neuigkeiten, auch meldet: Herr Prof. Lexell in Petersburg, ein bekannter großer Rechner, habe gefunden, daß der Komet, den ich ebenfalls hier im Jahr 1771 beobachtet und eine Nachricht davon in den gelehrten Anzeigen gegeben habe *), im Jahr 1780 wieder erscheinen werde. Er setzt nämlich seine Umlaufszeit auf sechstehalb Jahr. Nun bedenke man einmal, daß dieser Komet erst im Jahr 1780, und nicht den ersten April dieses Jahrs erwartet wird; ferner, daß wenn Herrn Lexells Rechnung richtig ist, dieser Komet seinen Umlauf, seit die Welt steht, schon tausendmal, das ist, zweitausendmal öfter als Jupiter, und fast sechstausendmal öfter als Saturn, vollendet habe, ohne uns zu scha-

*) In den götting. gelehrten Anzeigen vom 27. Mai 1771, Nr. 63, S. 537—539. Desgl. vom 24. Juni 1771 Nr. 75. S. 641—642.

den, und uns also, von den Händen des Allmächtigen in unser System eingeflochten, vermuthlich in tausend andern Umläufen noch nicht schaden wird und kann; und endlich daß dieser Komet, als ich ihn im Jahre 1771 sah, so klein war, daß ihn sehr wenige Menschen mit bloßen Augen sehen, und ich selbst bei etwas Mondlicht kaum durch starke Vergrößerer habe finden können. Dieses ist kurz die Ursache des ganzen Lärmens. Da also die tiefsinnigsten Astronomen nichts von einem nahen, am allerwenigsten von einem gefährlichen Kometen wissen, wer will es denn wissen? die Schäfer und die Propheten vielleicht? —

Ich weiß es wohl, daß sich der mehr raisonnirende Aberglaube schon mit dem Satz zu tragen gelernt hat: Kometen könnten doch unsere Erde in ihrem Laufe stören. Es ist wahr; aber vielleicht weiß der raisonnirende Aberglaube noch nicht einmal, daß der Mond, Jupiter und Venus unsere Erde mehr stören, als alle Kometen bisher zusammengenommen. Diese Störungen sind in gewissem Betracht so stark, daß man, ohne sie zu erwägen, nicht einmal eine Sonnenfinsterniß berechnen kann. Störung ist ein Wort, welches unser eingeschränkter Verstand, bei Anwendung der allgemeinsten Gesetze auf besondere Fälle, zu gebrauchen für nöthig erachtet hat. Vor Gott stören sich die Planeten und Kometen nicht, sie bewegen sich nach eben so scharf bestimmten Gesetzen, als jene einfachen sind, die wir gestört nennen. Eine Menge sich einander anziehender Körper kann sich freilich nicht so bewegen, als uns die Rechnung von einem einzelnen, der sich um einen anziehenden Punkt

bewegt, lehrt; Saturn soll, wenn die Beobachtungen, worauf man sich stützt, richtig sind, eine Veränderung in seinem Umlauf erlitten haben. Allein was ist alles das? Sie sind seiner Natur vermuthlich angemessen. Seine große Entfernung von der Sonne an einer Stelle, wo die Gränzstreitigkeiten freilich häufiger sein mögen, als bei uns, erfordert dieses. In Verhältniß gegen seine große Laufbahn sind sie kleiner, als die des kleinen Mondes, die aller menschlicher Fleiß noch nicht der Rechnung hat unterwerfen können. Und ist eine Veränderung, die man im Umlauf des Saturns bemerkt, wunderbarer, als sein Ring oder seine fünf Monde? Alle diese scheinbaren Unregelmäßigkeiten folgen einer Regel, die wir noch nicht kennen, die aber künftige Zeiten ausmachen werden. — — Weiter, wenn wir unsere Erde nur allein kennten, und keinen andern Planeten, so wollte ich noch eine Furcht vor Abholung einigermaßen gelten lassen, aber wir sehen außer unserer Erde noch funfzehn Planeten, die alle so ungestört dahin rollen, wie wir, kein einziger ist, so weit sich die Beobachtung erstreckt, weggeführt, oder durch einen Stoß genöthigt worden, sich in einer Schneckenlinie dem Mittelpunkt seiner Bahn entweder zu nähern, oder sich von demselben zu entfernen. Aber Whiston*) hat

*) Wilh. Whiston, englischer Mathematiker und Theolog. Geb. 1667, gest. 1752. Schrieb: A new theory of the earth, Cambridge 1738. 8. Praelectiones astronomicae 1707, und mehrere theologische Werke; gerieth wegen seiner Meinung über die Dreieinigkeit in große Ungelegenheiten.

doch gesagt, die Sündfluth sei hauptsächlich durch einen Kometen entstanden. Das ist wahr. Allein Whiston wußte weit weniger als wir. Sein Roman ist sinnreich und angenehm geschrieben, aber der von Aladins wunderthätiger Lampe in der Tausend und einer Nacht, dünkt mich, ist angenehmer. Wir stehen allerdings in den Händen eines unbegreiflichen, aber auch allgütigen Gottes, der freilich, so wie ihm Alles möglich ist, uns auch durch einen Kometen abfordern könnte, aber daß er es thun wird, ist nicht um ein Haar mehr wahrscheinlich, als daß er unsere Stadt durch ein Erdbeben verschlingen läßt.

Ich kann diesen Aufsatz nicht würdiger schließen, als mit einer Betrachtung, die Herr Hofrath Kästner nicht bloß angestellt haben soll, sondern wirklich angestellt hat, und die Alles enthält, was die Astronomie von dem künftigen Schicksale unserer Erde bis jetzt weiß. Die Stelle steht in seinem philosophischen Gedichte von den Kometen*), und empfiehlt sich durch die erhabenen Wahrheiten, die sie bei so vieler Kürze enthält, eben so sehr dem Verstand, als sie sich durch Harmonie dem Gedächtniß einprägt. Ich empfehle sie daher allen meinen Lesern als das kräftigste Verwahrungsmittel gegen Kometenfurcht zur ernstlichen Beherzigung.

Der Mensch ist nicht der Zweck von Millionen Sternen,
Die er theils kaum erkennt, theils nie wird kennen lernen;
Und daß ein Ländchen nur sein künftig Unglück sieht,
Schickt Gott nicht eine Welt, die dort am Himmel glüht.

*) S. Abraham Gotthelf Kästner's vermischte Schriften (Th. 1). Altenburg. 1755. S. 70. — Desselben gesammelte poetische und prosaische schönwissenschaftliche Werke (Berlin 1841) Th. 2. S. 70.

Nicolaus Copernicus *).

*) Zuerst besonders abgedruckt im Pantheon der Deutschen 3ten Theile. Leipzig 1800.



Vorerinnerung
vom Verfasser.

Als der würdige Herr Verleger des Pantheons der Deutschen *) mich ersuchte, das Leben unsers Copernicus für dasselbe zu schreiben, habe ich mich diesem Geschäfte sogleich willig unterzogen. Es war ein sehr schmeichelhafter Gedanke für mich, diesem Heroen der Astronomie, dem Manne aller Jahrhunderte, dessen Namen ich schon in meiner frühesten Jugend mit Ehrfurcht und Bewunderung nennen lernte, und wovon der bloße Laut, noch jetzt, wenn ich ihn ausspreche, in mir die Vorstellung von Größe und Erhabenheit der Werke der Natur zu erwecken im Stande ist, hier, in diesem populairen Werke, so ganz ohne den Vorwurf von Zudringlichkeit, das individuelle

*) Buchhändler Hofmann, vormals Christoph Stössel, in Chemnitz. Von seiner Creditmasse ging seine Buchhandlung, am 31. August 1799, auf Friedrich Gotthold Jacobäer in Leipzig über. Derselbe fand die beiden ersten Bogen des Lebens von Copernicus bereits gedruckt und besorgte er, in Folge weiterer Vereinigung, die Herausgabe des Ganzen.

Opfer meiner Verehrung, sei es auch noch so geringfügig, darbringen zu können. Ihm damit ein Denkmal stiften zu wollen, daran dachte ich nicht und konnte nicht daran denken. Die Abrechnung zwischen ihm und mir, über diesen Punkt, war nur allzu leicht: ich vermochte es nicht, und er, dessen Ruhm die Himmel erzählen, bedurfte dessen nicht. Allein dafür schien es mir bei meiner Absicht eben so wenig ganz unverdienstlich, als, nach einer gewissen Schätzung, sonderlich schwer, in einer, jedem gewöhnlichen Leser von Erziehung verständlichen Sprache und ohne Weitläuftigkeit zu erzählen: was der große Mann hauptsächlich leistete, was er war, und wie er es wurde. So wie ich aber der Ausführung selbst näher kam, und jener Enthusiasmus, der den ersten Entschluß begleitete, dem kühleren Geschäfte des Biographen, und die dunkeln Gefühle deutlichen Begriffen und präcisen Bestimmungen weichen mußten; als ich Data zu zählen und zu wägen anfing, die ich dort in trügerischem Vertrauen auf flüchtige Erinnerungen hin, ungezählt und ungewogen in Anschlag gebracht hatte, änderten sich meine Vorstellungen von diesem Unternehmen. Mit der von dessen Verdienstlichkeit blieb es noch so ziemlich beim Alten, hingegen verminderte sich die von der Leichtigkeit desselben um ein Merkliches, und dieses brachte in mir eine gewisse Gemüthsstimmung hervor, wovon man, wie ich fürchte, die Spuren hier und da in der Erzählung selbst nur zu deutlich bemerken wird. Ich will mich erklären. In einer Lebensbeschreibung des Copernicus, obgleich für eine

populaire Schrift bestimmt, nur bloß in allgemeinen Ausdrücken von dessen Hauptverdienst zu reden, und etwa nur zu sagen, was man auch in den gemeinsten Schriften findet, wäre von der einen Seite eben so unschicklich gewesen, als es von der andern gewesen sein würde, in ein zu großes Detail zu gehen. Nach dem gegenwärtigen Zustande unserer Erziehung konnte ich, gottlob! jenes wohl voraussetzen, und habe es gewissermaßen auch vorausgesetzt; in dieses hingegen mich einzulassen, wäre, wo nicht gegen die Regeln der Biographie überhaupt, doch gewiß der Species derselben gewesen, die sich nur allein mit dem Plane dieses Werks verträgt, worin doch immer vorzüglich auf den Dilettanten Rücksicht genommen werden muß. Wem daran gelegen ist, sich mit den Entdeckungen, zumal denen eines Mathematikers bekannt zu machen, greift ohnehin nicht nach der Lebensbeschreibung des Mannes, sondern nach dessen Werken selbst. Ich habe mich daher hier aller Zeichnungen, und folglich aller der Subtilitäten, die nothwendig welche erfordert hätten, enthalten, und mich mit bloßen Worten begnügt. Hat doch Gassendi*), in seinen sechs Büchern über das Leben des Tycho**), nur eine einzige Zeichnung. Man kann hiergegen nicht einwenden, daß Gassendi nicht bloß für Dilettanten geschrieben habe, denn diese einzige Figur hätten ihm wohl selbst die Dilettanten,

---

*) Pierre Gassendi, geb. 1592, gest. 1655. Canonicus zu Digne, Prof. der Mathematik.

**) Tycho Brahe, geb. 1546, gest. 1601 zu Prag.

so wie ich sie voraussetze, gern geschenkt — nämlich eine ganz gemeine Darstellung des tychonischen Weltsystems. In seinem Leben des Copernicus hat er zwar zwei Zeichnungen, wovon aber die eine wiederum ein copernicanisches System und die andere eine Figur darstellt, die man eher zur Erläuterung des Worts Corolla, in einem lateinischen Wörterbuche, erwartet hätte, als hier. Peurbach's und Regiomontan's *) Biographien von eben diesem Verfasser, haben gar keine Zeichnungen, so wie nachstehende des Copernicus.

Eigentlich sagt aber alles dieses nur so viel: jene Lebensbeschreibungen enthalten keine Zeichnungen für das Auge. Aber auch keine mit Worten für Phantasie und Verstand? Dieses wäre unmöglich gewesen, zumal in dem Leben Copernicus, dessen Hauptverdienst gerade darin bestand, daß er, mit Vernunft und Geometrie bewaffnet, in dem großen Kampfe, den der Irrthum, von aller Macht des sinnlichen Scheins unterstützt, gegen zwei tausend Jahre mit der Wahrheit glücklich bestanden hatte, endlich durch einen entscheidenden Schlag den Sieg auf die Seite der letztern lenkte. Also gezeichnet habe ich auch — mit Worten. Mein Bestreben dabei ging überall auf Kürze und Deutlichkeit. So sehr ich aber auch gesucht habe, diese relativen Begriffe nach einem mittlern Grade von Fähigkeit und Kenntnissen im Leser für meine Absicht zu bestimmen, so schwer fand ich es, mir in diesem Stück Genüge

*) Nachrichten von ihnen siehe unten.

zu thun. Vielleicht ist aber auch hierin völlige Gleichförmigkeit unmöglich. Dieses war ein Grund von jener Verlegenheit, aber nicht der wichtigste. Dieser lag vielmehr in dem Mangel an Datis, den großen Mann so in seiner ganzen Geistesindividualität darzustellen, wie dieses bei einigen andern Männern möglich gewesen ist, die man bereits im Pantheon der Deutschen aufgestellt hat*). Es findet sich in den Nachrichten von ihm nur Weniges von den kleinen, oft gering scheinenden, aber stark charakterisirenden Zügen, die die Biographien großer Männer so anziehend für den Leser, so aufmunternd und anspornend für den Verfasser selbst, und am Ende für den Psychologen so wichtig machen. Freilich lebt der große Mann in seinem unsterblichen Werk, aber wie? Schier möchte man sagen: so wie Euklid**) in seinen Elementen, oder Apollonius***) in seinen Kegelschnitten. Wie viel anders lebt nicht z. B. seines größeren Nachfolgers, Kepler's, Geist in den seinigen, (dessen Briefe nicht einmal in Anschlag gebracht,) worin so manche einzeln hingeworfene Gedanken und Gesinnungen, so manche gewagte Idee, so mancher fast prophetische Blick über sein Zeitalter hinaus, so manche Anspielung, so mancher große dichterische

*) Z. E. Luther, U. v. Hutten.

**) Euklides aus Tyrus, lebte um 300 vor Christo; Schüler von Plato.

***) Apollonius von Perga, Schüler Euklid's, lebte um 200 v. Chr.

Zug, so manche Äußerung des sonderbarsten, oft glücklichsten Witzes, die sich in seinen Streitschriften, ja bis in seine Vorreden und Dedicationen hineinfinden, dem Psychologen einen der größten und außerordentlichsten Menschen charakterisiren und individualisiren, die die Welt je gesehen hat? Ich kann mich hier unmöglich weiter erklären. Allein, wer nur das Wenige, was uns zu diesem Zweck von Copernicus bekannt geworden ist, ansieht, wird wünschen den Geist, der in diesem Manne gelebt haben muß, näher zu kennen. Der Mangel an hierzu nöthigen Nachrichten, der sich größer befand, als ich anfangs dachte, konnte also unmöglich sehr aufmunternd, zumal für Jemanden sein, der Ursache hatte zu vermuthen, man habe ihn deßwegen zu dieser Arbeit ausersehen, weil man (mit Recht oder Unrecht, ist gleich viel,) glaubte, er werde keine ganz trocknen Personalien liefern. Es würde Vermessenheit von mir sein, zu glauben, daß dieser Mangel wirklich ganz allein objectiven Grund habe, und daß mir gar nichts entgangen sein sollte, was wirklich vorhanden ist. Ich habe vielmehr große Ursache, das Gegentheil zu vermuthen, da mich oft bei meinen Compilationen der bloße Zufall auf Manches geführt hat, wo ich es gar nicht gesucht hatte. Auch konnte ich Einiges nicht habhaft werden, wovon ich wußte, daß es vorhanden war; dahin rechne ich des Bischofs von Culm, des bekannten großen Gönners des Copernicus und Beförderer seines Werks, Tidemanni Gysii Epistolas, auf die sich Simon Starovolscius in seiner Hecatontas scriptorum polonicorum. Venetiis, 1627. 4to S. 160.

bei einem besondern Umstande bezieht. Ferner Georgii Joachimi Rhetici *) Ephemerides ad annum 1551. Lips. 1550. 4to. Die Vorrede dieses Buchs ist eins der wichtigsten Actenstücke für das Leben des Copernicus. Ich hätte es wenigstens einiger Vergleichungen wegen zu haben gewünscht. Denn, was die Hauptdata, die es enthält, betrifft, so hat Gassendi vermuthlich das Beste benutzt, denn er bezieht sich sehr oft auf das Buch, und hat Vieles daraus seinem Leben des Copernicus wörtlich einverleibt.

Endlich das Preußische Archiv, in dessen siebentem Jahrgange eine Abhandlung zu Ehren des Copernicus von Hrn. v. Baczko **), und zwei, eine von Consist. Rath Wald, und die andere von Herrn Pfarrer Hein, über einige Denkmäler des Copernicus auf dem Schlosse zu Allenstein ***), befindlich sind. Diese Aufsätze sind, wie ich aus öffentlichen Blättern ersehe, bereits im vorigen Jahre in der Königsbergischen deutschen Gesellschaft, deren Schriften jenes Archiv eigentlich ausmachen, vorgelesen worden. Aus jenen Gegenden läßt sich allerdings noch Vieles erwarten, was zur Aufklärung der Geschichte dieses außerordentlichen Mannes dienen kann, zu-

*) Joachimus Georgius Rhaeticus (der Graubünder), Mathematiker, Prof. in Wittenberg, geb. 1514. gest. 1576.

**) Ludw. Ad. Franz Joseph v. Baczko, Prof. in Königsberg, geb. 1756. gest. 1823.

***) Hauptstadt eines Kreises im Königr. Preußen, nebst Schloß.

mal, wenn Männer von Herrn v. Baczko's Thätigkeit und großer Bekanntschaft mit der preuß. Geschichte sich dafür interessiren.

Daß nachstehender Biographie, außer dem gut bearbeiteten Portrait des Copernicus, keine Bildchen beigefügt worden sind, ist ganz auf meine Veranlassung geschehen, und wenn dieses Verfahren Tadel verdient, so fällt er ganz allein auf mich. Die Erlaubniß des Herrn Verlegers, Scenen aus des Copernicus Leben zu Verzierung von dessen Biographie vorzuschlagen, hatte ich, ich habe es aber unterlassen. Es wäre immer etwas in diesen Bildchen gewesen, was sich, nach meiner Empfindung, nicht mit dem anspruchlosen, strengen, ernsthaften und überhaupt großen Charakter des Mannes hätte vereinigen lassen. Er selbst würde es gewiß nicht gebilligt haben. Was hätte ich auch für Scenen vorschlagen sollen? Etwa wie er in seinem 27sten Jahre vor einer großen, gemischten Versammlung in Rom Collegia liest, oder wie er im Schlafrock schlechtes astronomisches Geschütz gegen den Himmel richtet? Was hätte denn alles dieses erläutert, da er jenes mit so manchem gelehrten Charlatan und dieses mit jedem astronomischen Constabler gemein hatte?

Dem Texte hier und da Anmerkungen beizufügen, schien mir vieler Leser wegen nöthig. Einige der größeren habe ich unter der Rubrik von Beilagen hinten angehängt.

Nicolaus Copernicus, eigentlich Köpernik*), ward zu Thorn, einer alten preußischen Stadt am rechten Ufer der Weichsel, da wo sie aus Polen in die preußische Grenze tritt, am 19ten Febr. 1473**) geboren. Der Ort hat seinen Ursprung, wie die meisten Städte dasiger Gegend, eigentlich dem deutschen Orden zu danken, der bekanntlich im 13ten Jahrhundert nach

*) So findet sich der Name in Zerneken's (geb. 1672, gest. 1724. Bürgermeister in Thorn) Thornscher Chronika S. 76 geschrieben. „In diesem Jahr (1463), heißt es daselbst, ist Nicolaus Köpernik allhier ein Bürger geworden." Dieses war der Vater des Astronomen. Mit der Gelehrsamkeit und dem Ruhme des Sohnes wurde der Name lateinischer. Will man aber einmal auch im Deutschen die lateinische Endigung beibehalten, so schreibt man wohl den Namen am besten, wie ihn der große Mann selbst, und unsere vorzüglichsten Schriftsteller häufig geschrieben haben: Copernicus.

Anm. des Verfassers.

**) Über die Verschiedenheit, die sich in den Angaben des Geburtstags sowohl, als des Todestages des Copernicus bei den Schriftstellern findet, habe ich mich in der Beilage umständlich erklärt. Anm. des Verfassers.

Preußen zog, um dort Eroberungen für sich selbst und den Himmel zu machen. Diese interessiren uns hier nicht. Ich gedenke daher nur kurz noch einer dritten Eroberung desselben, an die der Orden selbst wohl am wenigsten gedacht haben mag, und dieses ist die, die er für die Herrschaft unserer Sprache und unserer Sitten gemacht hat. Er hat dem ausgebreiteten, Deutsch redenden und lebenden Lande, Deutschland im buchstäblichen Sinne des Worts, eine seiner schönsten Provinzen zugelegt, Preußen, aus welchem seit jeher Männer hervorgegangen sind, und noch immer hervorgehen, die, so weit die Geschichte der Deutschen reichen wird, eine Zierde derselben sein werden. Unter diesen steht wohl Copernicus oben an. Die Ausbreitung seines Namens und Ruhms wird, so lange die Welt steht, immer gleichen Schritt halten mit der von Cultur und Humanität, hingegen Barbarei, Aberglauben und Religion und Vernunft schändender Gewissenszwang herrschen, wo man ihn entweder gar nicht kennt, oder verkennt oder verkennen muß.

Des Copernicus Vater, der ebenfalls Nicolaus hieß, war aus Crakau gebürtig und erhielt im Jahr 1463 das Bürgerrecht zu Thorn. Was dieser Mann sonst noch war, und was für ein Geschäft er eigentlich trieb, ist nicht bekannt. Unbedeutend kann er indessen nicht gewesen sein, denn er heirathete zu Thorn die Schwester des nachherigen Bischofs von Ermeland, Lucas Waißelrodt genannt von Alten *),

---

*) Ich bin in der Rechtschreibung dieses Namens dem Herrn

eines Mannes, der in der Geschichte von Preußen selbst schon bekannt genug, es nachher auch durch die große und zweckmäßige Vorsorge für seinen Neffen, unsern Copernicus, selbst in der Geschichte der Astronomie geworden ist. Von einem Bruder, den Copernicus noch hatte, weiß man bloß, daß er sich einmal in Rom aufgehalten habe*). Selbst sein Vorname ist unbekannt**). Seine Geringfügigkeit muß allerdings groß gewesen sein, da ihn selbst der Glanz seines Bruders nicht einmal recht sichtbar machen konnte, der doch in das ganze System seiner Verwandtschaft so hell hinein leuchtete, daß dadurch sogar ein Barbier, Martin Köpernik, bemerklich wurde. Die

---

v. Baczko (Geschichte Preußens B. IV. S. 37) gefolgt. Er heißt sonst gewöhnlich Watzelrod, auch Wattelrod oder Weisselrod. † 1512. Anm. des Verfassers.

*) Man erfährt dieses aus des Joachim Rheticus Zueignungsschrift an einen gelehrten Nürnberger Georg Hartmann, die jener der von ihm zum Druck beförderten Trigonometrie des Copernicus, Wittenberg 1542 4to, vorgesetzt hat. Dieser Hartmann hatte zu Rom Umgang mit jenem Copernicus gehabt. Anm. des Verfassers.

**) Nach glaubwürdigen handschriftlichen Nachrichten aus Frauenburg, hat dieser Bruder Andreas geheißen, und ist ebenfalls Domherr zu Frauenburg gewesen. S. monatliche Correspondenz herausgegeben von Fr. v. Zach. II. Bd. S. 285 f. Anm. der ersten Herausgeber.

Chronik nennt diesen*), und sagt, er sei am 11ten August 1602 reich gestorben.

Von der Schule zu Thorn ging Copernicus nach Crakau, eigentlich um Medicin zu studiren, worin er auch wirklich Doctor wurde. Zugleich aber setzte er das Studium der alten Sprachen, wozu man schon damals in Thorn den Grund legen konnte, ernstlich fort, studirte Philosophie und vorzüglich Mathematik, der er sich bereits in seinen frühesten Jahren mit brennendem Eifer ergeben hatte, und so näherte er sich allmälig seiner eigentlichen Bahn. Er hörte nämlich den dortigen Lehrer der Mathematik, Albertus de Brudzevo**), über den Gebrauch des Astrolabiums; und was auf einmal sein Genie weckte und ihn auf den Weg wies, der ihn zur Unsterblichkeit führte, er wurde da mit dem Namen und dem Ruhm Pur-

---

*) Zerneke. S. 226. Anm. des Verfassers.

**) Eigentlich Brudzewski. Simon Starovolscius in seiner Hecatontas scriptorum polonicorum. Venetiis 1627. 4to. S. 94 hat von ihm einen eigenen Artikel. Diesem zufolge hat Brudzewski Tabulas pro supputandis motibus corporum coelestium; Introductorium astronomorum Cracoviensium; einen Commentarium in Purbachii Theoricas, und wie es wörtlich in dem Buche heißt: Ad Epimeridas Konigsper notas, vermuthlich Anmerkungen zu Regiomontan's Ephemeriden, geschrieben.

Anm. des Verfassers.

bach's und Regiomantan's*) bekannt. Es liegt meines Ermessens nicht außer unserm Wege, hier kurz anzuzeigen, wer die Männer gewesen sind, ohne welche, wie sich Gassendi ausdrückt, vielleicht kein Copernicus geworden wäre. Purbach und sein Schüler, Freund, Gehülfe und Nachfolger im

*) Georg Purbach, auch Peurbach, hat seinen Namen von seinem Geburtsort Peuerbach, einem Städtchen in Oberösterreich. (Geb. 1423, gest. 1461.) Regiomontan, eigentlich Johannes Müller, oder Molitor, geboren 1436 zu Königsberg, einem Städtchen im Stifte Würzburg, das aber, wo ich nicht irre, mit dem Amt gleiches Namens, worin es liegt, an Sachsen-Hildburghausen gehört. Von diesem seinen Geburtsort gab er sich den Namen, ja er schrieb sich wohl gar zuweilen Johannes Germanus de Regio monte (Weidler Hist. Astron. p. 304) und Germanus Francus. Er starb zu Rom 1476. Der Name seines Geburtsorts, und sein daher genommener eigener, ließ auf eine berühmtere Stadt schließen, und hat deßwegen mehrere Schriftsteller verleitet, ihn für einen Preußen und Landsmann des Copernicus im engern Verstande zu halten. Dieses ist sogar dem sonst in der preuß. Lit.-Geschichte so sehr bewanderten David Braun (Burggraf zu Marienburg, Kriegscommissair ꝛc., geb. 1664, gest. 1737) begegnet, der ihn in seinem 1723 in 4to herausgegebenen Werke de Scriptorum Poloniae et Prussiae Historicorum etc. virtutibus et vitiis, einen Preußen nennt. S. Pisanski Entwurf der preuß. Litterärgeschichte. Königsberg 1791. 8. S. 109. Gassendi hat beider Leben vereint beschrieben (opp. T. V. p. 457. Edit. Florent.). Anm. des Verfassers.

Amt, Regiomontan, waren beide Deutsche, beide Männer vom größten Geist und Astronomen vom ersten Rang. Sie waren nicht bloß die Wiederhersteller der Astronomie in Deutschland, sondern aller wahren Astronomie in Europa überhaupt. Durch sie allein fing sie im 15ten Jahrhundert wieder an aufzuleben. Sie bemerkten die Fehler der ältern Tafeln und suchten sie zu verbessern, und hatten zuerst den großen Gedanken, den Himmel als einen Zeitmesser anzusehen und aus dessen Bewegungen die wahre Zeit der Beobachtungen zu bestimmen: ein Verfahren, das einen der größten Fortschritte ausmacht, den die praktische Astronomie je gethan hat; das sich diese Männer zwar erfanden, den Mangel an genauen Uhren zu ersetzen, dessen man sich aber noch jetzt bedient, selbst die genauern Uhren, die man hat, dadurch zu prüfen. Alles dieses und noch viel mehr haben sie geleistet, und doch starb der erste, nachdem er noch nicht 36, und der andere, als er nur einen Monat über 40 Jahre*) gelebt hatte. — Dieses waren die Männer, die sich Copernicus zum Muster nahm. Vorzüglich war es aber Regiomontan's großer und ausgebreiteter Ruhm, der ihn entflammte. Er wollte dem Manne gleichen, der den Himmel

*) So hat Gassendi und aus ihm Weidler a. a. O. Melchior Adam (Rector zu Heidelberg, gest. 1622) hingegen (vitae Germanorum philosophorum, Heidelbergae 1615. 8. p. 11) redet nur von 34 Jahren.

Anm. des Verfassers.

genauer beobachtet und gekannt hatte, als alle seine Vorgänger, den Rom*) zu sich rief, um von ihm zu lernen, und der für seine Verdienste im Pantheon begraben liegt. Das Ziel, wie man sieht, war hoch genommen. Denn Copernicus konnte wohl wissen, daß Regiomontan ein so frühzeitiges Genie gewesen war, daß man ihn bereits in seinem 12ten Jahre reif genug fand, die Universität Leipzig zu beziehen; daß er schon in seinem 15ten diese Universität verließ und nach Wien zu Purbach ging, um dort seinen bereits erworbenen gründlichen Kenntnissen der sphärischen Astronomie, die sonst so wenig Reiz für das Alter der Kindheit hat, noch die der theorischen hinzuzufügen; daß er bald darauf mit seinem Lehrer zu einem gemeinschaftlichen Zweck so zu arbeiten anfing, daß es jetzt wenigstens zweifelhaft ist, welchem von beiden eigentlich der oben erwähnte Gedanke von der Zeitbestimmung zugehört, dem ältern Purbach, der mehr Erfahrung, oder dem jüngern Regiomontan, der vielleicht mehr Genie hatte**); und endlich, daß ihn sein reicher und berühmter Schüler Walther***) zu

*) Pabst Sixtus IV., um sich seiner Einsichten bei Verbesserung des Kalenders zu bedienen. Er erhielt deßwegen große Versprechungen und wurde zum Bischof von Regensburg creirt.
Anm. des Verfassers.

**) Bailly, Hist de l'astron. moderne I. p. 317.
Anm. des Verfassers.

***) Bernhard Walther, schrieb Observationes astronomicae per regulas Ptolemaei de motu solis.

Nürnberg in den Stand setzte, die Werkzeuge, die er sich erfand, auch auszuführen; Werkzeuge, denen, wie sich Bailly *) ausdrückt, oft nichts fehlte, als bequemere Bewegung, genauere Theilung und das Fernrohr, um größtentheils damit ausrichten zu können, was in dem letzten Jahrhundert für Astronomie gethan worden ist. Dieses war ein beträchtlicher Vorsprung des Musters vor dem Nacheiferer. Allein Copernicus ging, seinem Vorsatze getreu, mit der eisernen Beharrlichkeit, die ihn auszeichnet, seinem Vorbilde ruhig nach. Er suchte Regiomontan's Ruhm und fand ihn, und dieses ohne allen Sporn von zeitlichem Gewinn und selbst ohne den eines Nebenbuhlers.

Hier faßte Copernicus, für dessen wißbegierigen Geist nun sein Vaterland und Polen viel zu enge zu werden anfing, den Entschluß, nach Italien zu gehen, wo, nach dem Umsturz des orientalischen Kaiserthums, Künste und Wissenschaften aufzublühen angefangen hatten, das sich bereits der Mitte seines goldenen Zeitalters **) näherte, und wo fast jede etwas beträchtliche Stadt ein kleines Athen war ***). Dieser Entschluß hing sehr gut mit seinem Hauptvorsatz zusammen. Denn auch Purbach hatte sich dort gebildet, und selbst Regiomontan, den

*) a. a. O. S. 314. Anm. des Verfassers.

**) 1450—1550. Anm. des Verfassers.

***) (William) Roscoe's Life of Lorenzo de' Medici. London 1795 in der Vorrede. Anm. des Verfassers.

der Cardinal Bessarion *) mit sich von Wien dahin zog, hatte noch dort gelernt. Copernicus studirte zu dem Ende vorher die Perspective praktisch, lernte zeichnen und malen (er hat sich sogar vor dem Spiegel selbst gemalt), um sich den Aufenthalt in einem Lande, wo es so viel zu zeichnen gibt, so nützlich als möglich zu machen. Er war 23 Jahre alt. Sein erster Ausflug war nach Bologna, wo damals Dominicus Maria die Astronomie mit großem Beifall lehrte, und, wie Riccioli **) von ihm sagt, durch Worte und Beispiel seine Schüler zur Beobachtung des Himmels aufmunterte ***). Mit diesem Maria erging es dem Copernicus, wie Regiomontan mit Purbach, aus dem Schüler wurde bald der Freund und der Gehülfe. Maria hatte die Grille, zu glauben, die Polhöhen hätten sich seit des Ptolemäus Zeiten merklich verändert, und z. B. die zu Cadix habe über einen ganzen Grad zugenommen. Er trug diese Meinung dem Copernicus vor, und es soll den Lehrer, sagt Gassendi, sehr gefreuet

---

*) Bessarion, geb. zu Trapezunt 1395, gest. 1472, wurde vom Pabste zu Gesandtschaften gebraucht, war großer Freund der Gelehrten.

**) Joh. Baptist Riccioli, Astronom und Jesuit. Geb. zu Ferrara 1598, gest. zu Bologna 1671.

***) Almag. nov. Chronici P. II. p. XXXIII. Kepler gedenkt seiner in der Vorrede zu s. rudolph. Tafeln S. 3.

Anm. des Verfassers.

haben, daß sie der Schüler nicht mißbilligte. Diese Freude des Lehrers bei einer solchen Veranlassung, macht dem Lehrling auf alle Weise Ehre und jene Nichtmißbilligung keine Schande, selbst wenn sie, wie ich fast vermuthe, etwas mehr gewesen sein sollte, als ein bloßes Compliment. Der stille, strenge, ernste Copernicus war nicht von solcher Art. Auch war er kein durchfliegender, berühmter Reisender, von dem man wohl solche fliegende Urtheile anmerkt. Diese Leute lebten beisammen und hatten sich über die Sache besprochen. Ich denke: vielleicht hat sein ganz eminenter Sinn für Ordnung und Einfalt der Natur, schon damals den ptolemäischen Wirrwarr lästig gefunden, und er auf Verbesserung gedacht. In einer solchen Lage hört sich jede neue Meinung eines berühmten und erfahrnen Mannes schon allein wegen der Hoffnung gern an, in ihr vielleicht ein Rettungsmittel zu finden, oder wo nicht, sich wenigstens berechtigt glauben zu können, den ganzen Plunder einmal wegzuwerfen und von Neuem anzufangen. An diesem Ort beobachtete er, wie er selbst erzählt, im Jahr 1497 am 9ten März, eine Stunde vor Mitternacht, eine Bedeckung des Aldebaran durch den Mond.

Im Jahr 1500 erscheint er auf einmal in Rom. Er bezeichnet diese Periode selbst durch die Beobachtung einer Mondfinsterniß, die er, wie er sagt, am 6ten Nov. dieses Jahrs dort mit großem Fleiße angestellt habe *). Hier wurde er mit außer-

*) Revol. orb. coelest. Lib. IV. Cap. 14. Anm. d. Vf.

ordentlichem Beifall aufgenommen, und es währte nicht lange, so hielt man ihn für nicht viel geringer, als Regiomontan selbst. Er wurde dort zum Lehrer der Mathematik ernannt, und las mit großem Beifall vor sehr gemischten Versammlungen von Großen und von Künstlern *). Vom Arzt Copernicus hört man hier nichts. Es war bloß der Mathematiker und Astronom, den man ehrte und den man suchte. Schade, daß es hier so ganz an Nachrichten fehlt, die einiges Licht auf diese Zeit seines Lebens werfen könnten. Die Äußerungen seines Genies gegen die, mit denen er lebte, und die ihn beurtheilen konnten, müssen groß, und überhaupt seine Talente schon damals sehr hervorstechend gewesen sein. Überall, wo er hinging, zog sein Ruf vor ihm her, wovon wir die Folgen sehen, aber nicht immer den Grund, wenigstens nicht bestimmt. Indessen löst sein nachheriges Leben dieses Räthsel zum Theil und läßt hier und da durch den Nebel blicken, der über dieser seiner Jugendgeschichte hängt. Er war sich immer gleich. Vielleicht aber besaß nie ein Mann von solchem Geist weniger Eitelkeit als er, er, dessen Ruhm auch die größte befriedigen könnte. Was der immer thätige Mann für die Wissenschaften that, erfuhren gewöhnlich nur seine Freunde. Von diesen hing also sein Ruf gewissermaßen ab. Sie sprachen von ihm mit Freunden und schrieben von ihm an Freunde. Aber mit der Nachwelt von

*) Gassendi aus dem Rhäticus, a. a. O. S. 442.
Anm. des Verfassers.

ihm zu sprechen, dazu hatte wohl mancher nicht einmal die Absicht, oder, wenn er sie hatte, nicht immer die Fähigkeit. So verhielt es sich also wahrscheinlich mit ihm schon in Italien, am Anfang seiner Laufbahn, wie es sich, ganz ausgemacht, mit ihm am Ende derselben zu Frauenburg noch verhielt. Selbst von seinen unsterblichen Bemühungen über die Ordnung des Planetensystems hörte man zuerst von einem seiner Freunde *). Das Werk selbst, die mühsame Frucht eines stillen, fast sechs und dreißigjährigen Brütens, wurde ihm gleichsam abgenöthigt, und die Welt, die er damit erleuchtet hat, erhielt es von ihm, durch einen traurigen Tausch, erst in dem Jahre, da sie ihn selbst verlor. Von Rom kehrte er endlich in sein Vaterland zurück, wo ihm sein Oheim Lucas, der nach dem Tode Nicolaus von Tungen Bischof von Ermeland geworden war, ein Canonicat am Dom zu Frauenburg **) er-

*) Hiervon weiter unten. Anm. des Verfassers.

**) Eine kleine Stadt, beim Ausfluß der Weichsel, am sogenannten Frischhaff. Der dasige Dom ist eines der schönsten Gebäude dieser Art in Preußen. Er liegt auf einer Anhöhe und ragt mit den Wohnungen seiner Domherren über das Städtchen majestätisch hervor. Wenn ein Prospect von beiden, der sich beim Hartknoch (Alt- und Neues Preußen 1684. Fol. S. 412) befindet, richtig ist, so möchten einem fast dabei die berühmten Verse einfallen: Par domus est urbi †), nur nicht

†) Hatte der Verfasser hier Martial. Epigr. VIII, 36, 12, im Sinne? Par domus est coelo: sed minor est domino. (?)

theilte. Diese Beförderung ist unendlich wichtiger für die Welt geworden, als wohl der Bischof dabei dachte und denken konnte. Hier erlangte Copernicus nämlich, zwar nicht ohne einigen Kampf und erlittene Kränkungen, endlich Ruhe und Muße, sein großes Werk anzufangen und zu vollenden. Er verließ auch Frauenburg nie wieder, kleine Reisen, größtentheils in Geschäften des Bisthums oder seines Capitels, ausgenommen, und wahrscheinlich ruhen seine Gebeine auch da noch jetzt.

Sobald den mannichfaltigen Verdrießlichkeiten, die er anfangs wegen seiner Beförderung zu erdulden hatte, durch das Ansehen seines Oheims abgeholfen war, und er in den ruhigen Besitz seiner Stelle kam, setzte er sich zur Richtschnur drei Lebensregeln vor, die er sich strenge zu beobachten vornahm, und auch, wie es sich schon aus des Mannes ganzem Charakter hätte berechnen lassen, strenge beobachtete. Erstens vor allen Dingen seine gottesdienstlichen Geschäfte abzuwarten; zweitens keinem Armen, der von ihm als Arzt Hülfe verlangte, seinen

---

urbs orbi, man müßte denn den ausgebreiteten Ruf ihres Namens darunter verstehen. Es befindet sich daselbst noch eine von Copernicus angelegte Wasserkunst, wodurch er das Wasser der Passarge oder Passerg auf den Berg hob, um die Wohnungen der Domherren damit zu versehen. Zu Hartknoch's Zeiten war sie noch im Gange. Herr v. Baczko aber (Gesch. Preußens B. IV. S. 128) sagt, sie stehe jetzt nur noch zum Theil, könnte aber wahrscheinlich mit geringen Kosten wieder hergestellt werden. Anm. des Verf.

Beistand zu versagen*); und drittens alle übrige Zeit dem Studiren zu widmen. So lebte er für sich im Stillen und mischte sich weder in die Geschäfte des Bisthums, noch seines Capitels, wenigstens nie unbefragt; befragt hingegen, zwar ungern, aber immer mit Thätigkeit, Ernst und Kraft, sobald er sich einließ. Bei solchen Berathschlagungen offenbarte sich sehr bald des Mannes heller Kopf und großer Scharfblick in Geschäften dem ganzen Capitel. Seine Meinung war immer die, die man am Ende befolgen zu müssen glaubte. So kam es endlich, daß man auf einmal den stillen Domherrn, den Arzt der Armen, den Nacheiferer Regiomontan's und speculativen Kopf, an einer Stelle auf dem Schauplatz der Welt erblickt, wo man ihn nicht gesucht hätte. Er wurde nämlich im Jahr 1521 von dem Capitel, und zwar einstimmig, gewählt, um als Abgesandter desselben auf den Landtag nach Graudenz zu gehen, wo damals die wichtigsten Geschäfte abgethan werden sollten. Ein Hauptartikel war die Verbesserung des Münzwesens. Während des verheerenden dreizehnjährigen Krieges mit dem deutschen Orden**) waren nämlich die Münzen so sehr

---

*) Öffentlich hat er nie prakticirt. Dieses vertrug sich nicht mit seiner Lage und der ersten Lebensregel. Allein den Armen, die ihn daher fast anbeteten (ut numen venerarentur, sagt Gassendi), theilte er Arzneien, die er auch selbst verfertigte, willig mit. Anm. des Verfassers.

**) Durch diesen Krieg von 1454 bis 1466, suchte der Orden

gesunken, daß oft die Mark fein zu zehn Mark Geld ausgemünzt wurde. Die Reductionen nach dem Frieden waren daher außerordentlich, und der Preis der Lebensmittel stieg ungeheuer *). Verbesserungen, die man hier und da anbrachte, halfen nicht viel oder dauerten nicht lange, und weil nicht Alles gleichförmig geschah, so wurde dadurch die Verwirrung und das Mißtrauen bei Handel und Wandel eher vermehrt als vermindert. Dieses erforderte nun freilich Hülfe, und den Mathematiker Copernicus dazu gewählt zu haben, macht dem frauenburgischen Capitel Ehre. Denn vor das Forum der Mathematik gehören eigentlich diese, oft nicht leichte, Untersuchungen und Vergleichungen. Man weiß, daß Newton selbst bei einem ähnlichen Geschäfte ist gebraucht worden **). Merkwürdig genug. So trafen sich also hier Copernicus und Newton, die sich so glücklich und zur Ehre der Menschheit bei dem großen Weltsystem getroffen haben, einander, wie von ungefähr, bei dem kleinern, — der Münze.

---

seine Herrschaft über Preußen zu behaupten, dessen Souverainetät durch den Frieden von Nassau bei Thorn auf Polen überging.

*) Wem es um gründliche Kenntniß dieser traurigen Geschichte zu thun ist, findet sie in Schüz Hist. Lib. X. beim Hartknoch a. a. O. S. 531 u. ff. und in David Braun's ausführlichem Bericht vom polnischen und preuß. Münzwesen. Elbing 1722. 4. Cap. III. Anm. des Verfassers.

**) Isaac Newton wurde bekanntlich 1696 Münzwardeir

Copernicus übergab dem Landtage eine Schrift, worin er, nach einigen historischen Untersuchungen, den Werth der verschiedenen Münzen zu bestimmen suchte, und einen Kanon angab, worin alle auf eine einzige Norm reducirt worden. Allein dieses echt copernicanische Münzsystem erhielt am Ende keinen sonderlichen Beifall. Man warf ihm vor, er habe die eigentliche Zeit, worin die Münzen geschlagen worden, nicht immer genau genug angegeben und noch viel weniger immer den Gehalt. So sagt Braun*). Vielleicht aber lag der Grund der Verwerfung oder der Zurücklegung seines Planes darin, daß er, wie eben dieser Schriftsteller sehr treuherzig hinzusetzt, die drei großen Städte, Elbing, Danzig und Thorn zur Ungebür angezapft, und sogar vorgeschlagen habe, daß sie ihre Münzen an einem dritten Ort, gemeinschaftlich und auf des Landes Kosten unter öffentlicher Aufsicht, sollten schlagen lassen. Der Gedanke ist, wie mich dünkt, jedem Ordnungsgefühl behaglich, copernicanisch und schön, aber wahrscheinlich unausführbar, weil das Münzwesen bei Staaten, so wie das Geld selbst bei Individuen, leider! mit zu den Herzensangelegenheiten gehört. Man hörte die Vorschläge an, stritt lange dafür und dawider, und legte sie endlich zum Gebrauch für die Nachwelt bei. Es ging also hier dem großen Ordnungsfinder mit seinem Münzsystem fast wie nachher mit seinem Weltsystem. Vielleicht gab diese Geschichte Anlaß, seinen drei Le-

*) a. a. O. S. 50, 51. Anm. des Verf.

bensregeln noch ein paar Klugheitsregeln hinzuzufügen, deren Befolgung man die große Zurückhaltung mit zuzuschreiben hat, mit der er nachher bei der Bekanntmachung seines Weltsystems verfuhr.

Durch eben dieses unbeschränkte Vertrauen, das man in ihn setzte, wurde er oft von den abwesenden Bischöfen zu ihrem Verweser ernannt, so wie er nicht selten der Rathgeber selbst der anwesenden gewesen war. Ja, nach dem Tode des Bischofs Fabianus de Lusianis *), der seinem Oheim im Bisthum folgte, wurde er sogar, sede vacante, von dem Capitel zum Generalvicarius und Administrator der bischöflichen Besitzthümer ernannt. Hier zeichnete er sich durch eine That aus, die nicht mit Stillschweigen übergangen werden darf. Der deutsche Orden sowohl als verschiedene Personen am Hofe, hatten sich einiger Güter angemaßt, die eigentlich zum Bisthum Ermeland gehörten, und den Besitz derselben lange behauptet. Diese reclamirte nun, nicht der Bischof Copernicus, sondern der bloße Administrator, mit dem Muthe, den ihm die Überzeugung von der Gerechtigkeit der Sache einflößte, und mit der nicht zu beugenden Beharrlichkeit, die ihm schon eigen war. Er wurde bedroht, und auf mancherlei Weise verfolgt. Allein er

*) So heißt es beim Gassendi. Hartknoch S. 459 schreibt ihn: Fabianus von Merklichen Rade aus dem Geschlecht der Losiener. Starb 1523.

Anm. des Verfassers.

ging immer seinen Gang ruhig, gerade und unerschütterlich fort; wirkte endlich ein Mandat des Königs aus, und die Güter mußten zurückgegeben werden.

Von diesem ersten Theil seines Lebens, so ehrenvoll er auch ist, würden wir wahrscheinlich wenig wissen, wenn nicht endlich eben dieser Anordnungsgeist, eben dieser gerade und starke Menschensinn des Mannes seine Kraft bei einem der erhabensten Gegenstände der Natur mit so großem Glück geübt, und so die Dauer seines Rufs gleichsam an die Dauer der Welt selbst angeknüpft hätte. Eine kurze Darstellung dieser seiner unsterblichen Bemühungen wird zugleich den zweiten und Haupttheil seines Lebens ausmachen.

Unter den mannichfaltigen Vorstellungen, die sich die Menschen von der Einrichtung unsers Planetensystems seit 2000 Jahren gemacht haben, hatte endlich eine das Übergewicht behalten, die das feinste, künstlichste und dabei sonderbarste Gewebe von Scharfsinn, Spitzfindigkeit und Verblendung ausmacht, auf welches der menschliche Geist wohl je gerathen ist. Die Wahrheit regte sich zwar zuweilen dawider, aber ihre Stimme war zu schwach. Sie wurde entweder gar nicht gehört, oder von einer Mehrheit überstimmt, die kaum von Einstimmigkeit unterschieden war. So bemächtigte sich nach und nach ein systematischer Irrthum des erhabensten Theils der ganzen Naturlehre, befestigte sich in seinem Besitz durch das Ansehen des Alterthums, und erhielt endlich, durch religiöse Mißverständnisse unterstützt, sogar eine Art von Heiligung.

Indessen, so leise sich auch jene Stimme des gegründeten Zweifels oder Widerspruchs hören ließ, so wurde sie doch endlich von einem Manne vernommen, dessen Organ ganz harmonisch dafür gestimmt war. Die geräuschlosen Ansprüche, lange verkannter und unterdrückter Wahrheit, begegneten bei ihm festem Ordnungsgefühl und unverdorbenem Menschensinn. Durch diesen Zusammenklang wurde ihre Stimme lauter und lauter, sie wurde weiter gehört und endlich erhört; der kolossalische Götze, der ihren Tempel usurpirte, wurde gestürzt, und sie selbst in ihre Rechte auf ewig eingesetzt. — Dieser Mann war Copernicus.

Der Kampf, den er zu bestehen hatte, war keine Kleinigkeit. Die Lehrmeinung, deren Umsturz es galt, war von einigen der größten Menschen aller Zeiten angenommen worden. Pythagoras*), Aristoteles**), Plato***), Hipparch†), Archimedes††), ja bei weiten die meisten und berühmtesten der Alten und unzählige Neuere, vom ersten Rang in der Geschichte der Astronomie, selbst Purbach und Regiomon-

*) Pythagoras, aus Samos (?) geb. zwischen 584 und 586 vor Christo. Starb 80 Jahre alt.

**) Aristoteles, geb. 384 zu Stagira, gest. 322 v. Chr.

***) Plato, geb. um 438, gest. 356 v. Chr.

†) Hipparchus, aus Nicäa in Bithynien, um die Mitte des 2ten Jahrh. v. Christo; lebte besonders in Alexandria.

††) Archimedes, geb. zu Syracus 287, gest. 212 v. Chr

tan*) waren in der Hauptsache dafür. Man nannte diese Lehre das ptolemäische System. Diesen Namen führt es von einem alexandrinischen Astronomen des zweiten Jahrhunderts, (Claudius) Ptolemäus, der es in seinem berühmten Almagest, dem einzigen ausführlichen Werk, das wir über Astronomie aus dem Alterthum besitzen, vorgetragen, mit großem Scharfsinne erläutert, und durch eine Menge schätzbarer Beobachtungen unterstützt hat. Aber nicht bloß seinen Namen, sondern auch einen großen Theil seines nachherigen Ansehens hat dieses System den vielen reellen Kenntnissen zu verdanken, die dieser Mann mit seinem Traumbilde zu verweben gewußt hat. Als geometrisches Werk wird sein Buch immer verehrungswerth bleiben; als physisches betrachtet, ist es freilich nicht für unsere Welt. Allein, da der Schritt, den Ptolemäus that, wahrscheinlich auch gethan werden mußte: so wird sein System, solange die Welt steht, immer ein Hauptfach in der Sammlung ehrwürdiger Cabinetsstücke einnehmen, womit die Entwickelungsgeschichte menschlicher Vorstellungen von diesem erhabnen Naturwerk belegt werden muß. — —

Eine vollständige Darstellung dieses weitläuftigen und verwickelten Lehrgebäudes würden diese Blätter nicht fassen, und

*) Vielleicht verdiente dieser eine Ausnahme. Wenn er aber auch, wie man sagt, gezweifelt haben sollte, so waren wenigstens seine Zweifel von keinen Folgen für die Wissenschaft.

Anm. des Verfassers.



Niemand wird sie auch leicht darin suchen. Allein ein kurzer Entwurf, wenigstens von den Partien desselben, auf welche Copernicus seinen Angriff hauptsächlich richtete, und deren Eroberung endlich den grossen Einsturz des Ganzen nach sich zog, gehört unstreitig hierher.

Nach dieser Lehre ruhte die grosse, träge und unbehülfliche Erde vollkommen, sie war die Grundveste alles Unbeweglichen und das Postament der Natur. Um diese, als Mittelpunct, liefen Sonne, Mond und Sterne täglich einmal von Osten nach Westen herum. Doch hatten die Planeten, und dahin rechneten sie den Mond, den Mercur, die Venus, die Sonne, den Mars, Jupiter und Saturn, noch ihre eigenen Bewegungen in einer der ersten entgegengesetzten Richtung, wodurch sie in gewissen bestimmten Zeiten um den ganzen Himmel herum kamen. In diesen Umlaufs-Zeiten glaubte man zugleich eine Regel gefunden zu haben, die Verhältnisse der Entfernungen der Planeten von der Erde ungefähr darnach zu bestimmen. Man hielt den langsamsten für den entferntesten, und den schnellsten für den nächsten. So kamen der Mond und Saturn auf die Grenzen zu stehen, und die Sonne, Mars und Jupiter wurden nach dieser Regel leicht zwischen jene geordnet. Aber wo sollten nun Mercur und Venus hin? Sie waren weder langsamer, noch schneller, als die Sonne. Der Regel nach gehörten sie in die Sonne selbst. Dieses war ein schwerer Fall. Denn sollten sie nicht mit der Sonne in gleichen Entfernungen gehen, so war kein anderes Mittel übrig, als man musste her-

aus würfeln, wo sie hingehören sollten, beide darüber oder beide darunter, oder einer darunter und der andere darüber. Dieses geschah auch, und da die Würfel dem einen nicht so fielen, wie dem andern; so finden sich auch unter den Alten hierin Verschiedenheiten. Nach dem Ptolemäus kamen beide unter die Sonne und der Erde näher zu liegen, als diese, und zwar Mercur zunächst an den Mond. Er suchte indessen dieser Willkür den Schein von Überlegung zu geben, und gab zum Bestimmungsgrund seiner Wahl die Schicklichkeit an, eben so viele Planeten über die Sonne als unter dieselbe zu setzen *). In dieser Schwierigkeit regte sich zum ersten Male das punctum saliens der ewigen, aber verkannten Wahrheit. Bei genauerer Untersuchung fanden sich neue und größere Schwierigkeiten. Während Sonne und Mond ihren Weg von Westen nach Osten (vorwärts) mit ziemlicher Gleichförmigkeit fortsetzten, machten alle übrigen die seltsamsten Bewegungen von der Welt. Wie wollte man dieses erklären? Daß es sich mit diesen Bewegungen wirklich so verhielte, wie es aussah, haben diese Alten nicht

*) Diese zweite Ordnungsregel hätte sich allenfalls so ausdrücken lassen: Die Königin des Tages und der Jahrszeiten, der schönste und wahrscheinlich der größte Planet, verdient in der Mitte zu stehen. Fürwahr das weiseste und schlauste Orakel, über die wahre Einrichtung des Weltgebäudes damals befragt, hätte nicht leicht mystischer und mehr im Charakter, nicht leicht tröstlicher für den Ptolemäus und vortheilhafter für eigene Ehre antworten können, als mit dieser Regel. Anm. d. Verf.

geglaubt. Die Vollkommenheit der Natur heischte, nach ihnen, überall vollkommene Kreisbewegung und Gleichförmigkeit in diesen Bewegungen. Der Kreis war ihnen die vollkommenste Linie, ja das Sinnbild der Vollkommenheit selbst, er war ihnen bei diesen Hypothesen unverletzlich, er war ihnen wie heilig. So wie der Kreis, war es auch die Gleichförmigkeit der Bewegung in ihm *). Diesen Satz als Grundsatz angenommen, war nun das große Problem, das Ptolemäus **) aufzulösen hatte, dieses: die Bewegungen der Planeten, so wie sie uns am Himmel erscheinen, sind gegeben, ferner ruhe die Erde in der Mitte

---

*) Diese Idee ist sehr alt, und findet sich bis an die Grenze der Geschichte der Astronomie hinaus. Der vortreffliche Bailly, der dergleichen Spuren früh verbreiteter Vorstellungen überall wie Versteinerungen aufsucht, um daraus die Existenz eines untergegangenen Volks zu beweisen, greift auch diese Idee zu seiner Absicht auf. Aber, was mich dünkt, mit minderem Glück als sonst. Ihr Grund liegt offenbar in der menschlichen Natur selbst, und diese ist allerdings sehr alt. Wie natürlich diese Idee sein muß, sieht man auch daraus, daß unser große Copernicus, der ganz Natur war, sich nicht von ihr losmachen konnte und darüber — strauchelte. Anm. d. Verf.

**) Der Name des Ptolemäus steht hier in dem Sinne, in welchem ptolemäisch vor dem Wort System steht. Es geht nicht auf ihn allein, sondern zugleich auf alle die Alten, deren Gedanken er wirklich benutzt hat, oder benutzt haben mag. Denn zu seiner Zeit existirten noch manche Werke, die wir jetzt bloß dem Namen nach kennen. Anm. d. Verf.

des Raums, worin sie vorgehen: Es wird ein System von Kreisen gesucht, in welchen sich diese Weltkörper stät und gleichförmig bewegen, und worin dennoch diese Bewegungen von der Erde aus angesehen, gerade so erscheinen, wie wir sie in der Natur bemerken. Diese Aufgabe aufzulösen, waren vorzüglich zwei sehr auffallende Abweichungen von jener Regelmäßigkeit zu erklären, die, so sehr sie auch in den meisten Fällen mit einander verwickelt sind, die Alten doch sehr bald und geschickt zu trennen wußten, weil sich eine derselben bei der Sonne allein und unvermischt mit der andern fand. Diese, welche sie die erste Ungleichheit nannten, stellte sich jedesmal und auf dieselbe Weise ein, wenn der Planet *) in dieselbe Gegend des Thierkreises kam, in welcher man sie zuerst bemerkt hatte. Diese hing also von der Umlaufszeit ab. Dieselben Ungleichheiten kamen daher beim Saturn alle 30, beim Jupiter alle 10, und beim Mars alle 2 Jahre wieder. Auch die Sonne war ihr unterworfen, bei welcher sie alle Jahr wieder kam. Die andere oder zweite Ungleichheit, wie sie hieß, richtete sich nicht nach den Punkten des Thierkreises, sondern bloß nach der Sonne, diese mochte übrigens stehen, wo sie wollte. Zu der Zeit nämlich, wenn der Planet mit Untergang der Sonne aufging, schien er immer größer und heller als sonst, und ging

*) Der Kürze wegen wird hier bloß auf die so genannten obern Planeten, Mars, Jupiter und Saturn, Rücksicht genommen. Anm. d. Verf.

schnell von Osten nach Westen, (rückwärts). Befand er sich hingegen bei der Sonne, so war Alles umgekehrt, der Planet schien kleiner und bewegte sich nun schneller vorwärts. In den Zwischenzeiten stand er eine Zeitlang stille. Wie erklärte man dieses jenen Grundsätzen gemäß? Die erste Ungleichheit z. B. bei der Sonne zu erklären, wo sie sich, unvermischt mit der zweiten zeigte, hatte man zwei Hypothesen, wovon ich hier nur der einfachsten gedenken will. Man ließ die Sonne in einem Kreise gleichförmig fortgehen, setzte aber die Erde nicht in den Mittelpunkt dieses Kreises, daher er auch der eccentrische Kreis, der Eccenter, hieß. Dieses that den Erscheinungen nach dem geringen Grade von Präcision, womit man diese Erscheinungen selbst bestimmen konnte, beiläufig Genüge. Die zweite Ungleichheit und ihre Verbindung mit der ersten zu erklären, erforderte einen zusammengesetzteren Apparat. Es war bei den obern Planeten folgender:

Ein Kreis, dessen Mittelpunkt nicht mit dem Mittelpunkte der Erde zusammen traf, also auch ein Eccenter, wie vorher bei der Sonne. Auf diesem bewegte sich aber der Planet selbst nicht, sondern bloß der Mittelpunkt eines andern kleinern Kreises, in welchem sich der Planet gleichförmig bewegte. Diesen letztern hieß man den Epicykel, und weil der Eccenter diesem gleichsam zum Leiter diente, ihn fortführte, so hieß eben dieser Eccenter auch der forttragende, fortleitende Kreis, der Leiter (circulus deferens). In diesem Leiter kam also der Mittelpunkt des Epicykels, und folglich

der Epicykel einmal in der ganzen Umlaufszeit des Planeten herum. Hingegen durchlief der Planet, als Trabant einer unsichtbaren Majestät, (eigentlich eines ganz imaginoiren Punkts), seinen Epicykel einmal in der Zeit zwischen zwei seiner mittlern Conjunctionen mit der Sonne. Also Saturn etwa in 1 Jahr und 13 Tagen; Jupiter in einem Jahr und 34 Tagen; Mars in 2 Jahren 49 Tagen. Man versteht leicht, daß durch den eccentrischen Leiter die erste, und durch den Epicykel die zweite Ungleichheit hauptsächlich erklärt werden sollte. Denn, da der Planet nur einmal während seiner Umlaufszeit um die Erde in seine Erdferne, und einmal in seine Erdnähe kam, und diese Punkte, wie hier angenommen wird, in einer gewissen Gegend des Thierkreises fest lagen: so konnten auch die Ungleichheiten, die von dieser veränderten Distanz des Planeten von der Erde nach optischen Gründen abhängen, nun immer an jene Stellen des Thierkreises wiederkehren *). Weil aber der Planet auch im Epicykel lief, so mußte er einem Auge auf der Erde bald vorwärts, bald rückwärts zu gehen, bald stille zu stehen scheinen. Es kommt nur darauf an, daß man dem Planeten in seinem Epicykel eine solche Richtung und Geschwindigkeit gibt, daß sich das Erste allemal ereignet, wenn er mit der Sonne in Conjunction, das Zweite, wenn er mit ihr in Opposition ist,

*) Was hier bloß von der Erdferne und Erdnähe gesagt ist, gilt auch verhältnißmäßig von allen übrigen Punkten des Eccenters. Anm. d. Verf.

so erfolgt das Dritte von selbst. Aber dieses Alles reichte noch nicht hin, alle die Erscheinungen mit der Präcision zu erklären, mit der man sie schon damals beobachten konnte. Es mußte noch angenommen werden, daß der Mittelpunkt des Epicykels nicht gleichförmig auf seinem Fortleiter hinlief. Dieses mußte dem Manne schwer eingehen, dem gleichförmige Bewegung im Kreise heilig war. Hier regte sich das punctum saliens zum zweiten Mal. Um also diese Gleichförmigkeit dennoch zu retten, gerieth man auf eine Idee, die das auffallendste Beispiel, das sich denken läßt, von Selbsttäuschung ist, zu welcher hartnäckige Anhänglichkeit an eine Hypothese, selbst einen Mann von Kenntnissen und Genie verleiten kann. Er nahm nämlich noch einen dritten Kreis, den Abgleicher (circulus aequans,) an, aus dessen Mittelpunkt angesehen, die reelle Ungleichförmigkeit in der Bewegung des Mittelpunkts des Epicykels wenigstens gleichförmig schien.

Mit dem Mercur und der Venus ging es nicht besser. Es fand sich sogar hier Einiges, was neue Anstalten erforderte, um es in jenes Kreissystem zu zwingen. Ja, mit dem Monde selbst, dessen eigentlicher Umlauf um die Erde und Ort im System in keiner Hypothese verkannt worden war, sah es hier, wegen anderer bemerkten Ungleichheiten, wo möglich noch ärger aus. Er lief nämlich auf seinem Eccenter in einem Epicykel so, daß, wenn es sich wirklich so verhalten hätte, sein Durchmesser zuweilen noch einmal so groß hätte erscheinen müssen, als zu andern Zeiten. Je genauer man die Phänomene selbst kennen

lernte, desto mehr häuften sich die Schwierigkeiten und Beobachtungen, von denen man Bestätigung hätte erwarten sollen, nöthigten zu neuen Ausflüchten und neuen Epicykeln. Bleibt man aber auch nur bei der ersten einfachsten Form stehen und bedenkt alle die Kreise, die jeder Planet durchlaufen müßte, bloß um die Sonne mit der zweiten Ungleichheit zu salutiren, da sie doch nichts weiter ist, als ein Planet wie er; bedenkt man, daß weder Saturn den Jupiter, noch Jupiter den Mars auf ähnliche Weise salutirt; auch Mercur die Venus nicht, und diese die Sonne nicht ganz so wie jene, und der Mond die Sonne weder wie jene, noch wie diese, und nimmt sich die Mühe, bloß die Linie in Gedanken zu verfolgen, die zum Beispiel Mars in einem Jahrhundert durchlaufen müßte, wenn die Sonne selbst jährlich einmal um die Erde liefe*); so ist es kaum möglich, sich nicht wenigstens einmal die Frage zu thun: sollte dieses Alles wirklich so sein? — Und doch ist dieses nur erst die Bewegung des Planeten an sich, die ihm eigene. Nun bedenke man die gemeinschaftliche, und daß der Planet, bei allen diesen Schraubengängen, die er zu machen hat, nicht vergessen muß, täglich einmal mit allen Fixsternen um die Erde zu laufen. Wahrlich, hier ermüden die Flügel der kühnsten Phantasie

*) Kepler (Commentar. de motibus stellae Martis p. 4) hat diese Linie darzustellen gesucht, und vergleicht sie in seiner Laune mit einer Art von Fastenbrezeln, spirales nennt er sie, non fili glomerati modo, spiris juxta invicem ordinatis; sed verius figura panis quadragesimalis. Anm. d. Vf.

und der thätigste Geist erschlafft, und findet nicht, wo er fußen kann. Fragte man nach der Ursache der Bewegung dieser Körper, worunter wenigstens einige nicht klein sein konnten, so wurden die Schwierigkeiten noch von einer andern Seite fast unüberwindlich. Der Trost, nach dem man in der Verzweiflung griff, es könne am Himmel wohl anders sein als hier, war wenigstens ein sehr leidiger Trost. Man gesellte den Planeten Intelligenzen zu, die sie durch die Himmel steuern mußten, und fürwahr, es war schon allein eine Intelligenz nöthig, bloß den imaginairen Mittelpunkt des Epicykels nicht aus dem Auge zu verlieren, der z. B. beim Saturn, Mars und Jupiter über 20 Millionen Meilen (wie man jetzt weiß,) von dem Planeten hätte entfernt liegen müssen. Man schloß die Planeten in solide Sphären ein, die wie Zwiebelschichten in einander steckten, und gab jeder derselben einen immateriellen Führer bei; die Zahl dieser Sphären belief sich endlich auf fünf und funfzig *).

*) Kepler Comment. in mot. stellae Martis P. 1. Cap. 2. Ein solches Hülfsmittel war nöthig, sobald man das Problem nicht bloß für ein geometrisch-optisches, wie Ptolemäus, sondern zugleich für ein mechanisches nahm, wie Eudoxus †), Kalippus ††), Aristoteles, welches es auch wirklich zugleich

†) Eudoxus aus Knidus, 366 v. Chr. einer der berühmtesten griech. Astronomen und Mathematiker.

††) Kalippus lebte 330 v. Chr. Suchte durch Erfindung einiger Zirkel die Sonnen- und Mondjahre mit einander zu vereinigen.

Dieses wurde endlich zu viel für freie, unbefangene Vernunft. Es konnte nicht so sein. Ordnung der Natur und ordnender Verstand, wenn sie sich im Freien begegnen, kündigen sich einander nicht so an. Dieses wurde auch zuweilen stark gefühlt, auch gesagt, obgleich dieses verworrene System noch außer dem Schutz aristotelischer Infallibilität, sich, von Priesterdespotie unterstützt, für einige seiner Hauptsätze auch den Titel von Göttlichkeit sehr früh zu erschleichen gewußt hatte *).

Am stärksten fühlte hier, und am deutlichsten sprach hier Copernicus. Was bei Andern nur die kurzen, vorübergehenden Regungen des gekränkten Menschensinns waren, sammelte sich bei ihm zu strengem, befestigtem Zusammenhang, zur Demonstration und zum unerschütterlichen System.

---

ist. Daher auch der erleuchtete Purbach jene Lehre von soliden Kugeln wieder unterstützte. Wer mit dem Gang des menschlichen Geistes bei Erfindungen bekannt ist, die ihm gerade die meiste Ehre machen, denen nämlich, wobei kein glücklicher Zufall den Weg abkürzte, wird diese Lehre gewiß nicht verächtlich finden. Kräfte des Zusammenhangs waren nöthig, und diese suchte man in der Solidität, wovon man überall Beispiele vor sich sah. Nachher führte eine nähere Kenntniß der Körper, vorzüglich des Magnets, auf Kräfte, von denen selbst jene Solidität abhängt. Diese nun statt jener im Weltsystem substituirt, führten endlich zur Wahrheit. Anm. des Verf.

*) S. die zweite Beilage. Anm. des Verf.

Er selbst erzählt die Veranlassung zu seinen neuen Untersuchungen in der Zuschrift an Papst Paul III., die er seinem Werke de revolutionibus orbium coelestium vorgesetzt hat, und die als ein Meisterstück von Vortrag angesehen werden kann. Der Menschenkenner wird fast in jeder Zeile mit Verwunderung bemerken, mit welcher Feinheit der Mann die innigste Überzeugung von der Wahrheit und Gerechtigkeit seiner Sache, ohne zu heucheln oder zu kriechen, in die Sprache männlicher Bedachtsamkeit zu kleiden, und als Geistlicher mit dem Oberhaupte seiner Kirche, sogar ein wenig philosophisch, von dem Weltgebäude zu sprechen gewußt hat, welches damals bekanntlich allgemein für ein Filial nicht der Philosophie, sondern Sr. Heiligkeit angesehen wurde.

„Was mich," sind ungefähr seine Worte, „auf den Gedanken brachte, die Bewegungen der himmlischen Körper anders als gewöhnlich zu erklären, war, daß ich fand, daß man bei seinen Erklärungen nicht einmal durchaus eins mit sich selbst war. Der Eine erklärte so, der Andere anders, und Keiner that den Phänomenen ganz Genüge. Wenn es an einem Ende gut damit ging, so fehlte es dafür am andern. Ja, man blieb nicht einmal den Grundsätzen, die man doch angenommen hatte, getreu. Daher war es auch nicht möglich, dem Ganzen eine gewisse stäte, symmetrische Form zu geben. Es glich vielmehr einem Gemälde von einem Menschen, wozu man Kopf und Füße von diesem, die Arme und übrigen Glieder aber von jenem genommen hatte, wovon aber keines zum andern paßte,

also eher einem Monstrum, als einer regelmäßigen Figur. Verfolgt man den Gang der dabei gebrauchten Schlüsse, so findet sich, daß bald etwas fehlt, bald etwas da ist, was nicht dahin gehört. Wären aber auch alle Voraussetzungen richtig, so müßte doch die Erfahrung auch Alles bestätigen, was man daraus folgern kann; das ist aber der Fall nicht.“ „Da ich nun“, fährt er fort, „lange bei mir über die Ungewißheit dieser Lehren nachgedacht hatte; so ward es kränkend für mich, zu sehen, daß der Mensch, der doch so Vieles so glücklich erforscht hat, noch so wenig sichere Begriffe von der großen Weltmaschine habe, die der größte und weiseste Werkmeister, der Schöpfer der Ordnung selbst, für ihn dahin gestellt hat. Ich fing zu dem Ende an so viel Schriften der Alten zu lesen, als mir aufzutreiben möglich war, um zu sehen, ob nicht irgend einer unter ihnen anders über die Sache gedacht habe, als die Weltweisen, die jene Lehren öffentlich in den Schulen gelehrt hatten.“

So bescheiden leitet der Mann den Vortrag von seinen großen Verbesserungen ein. Er verwirft die ptolemäische Lehre nicht schlechtweg, er sagt bloß, sie habe ihre Mängel wie die übrigen, die auch alt wären; keine thue den Phänomenen ganz Genüge, und jede stoße sogar wider ihre eigenen Grundsätze an. Keine habe also ein ausschließliches Recht vor der andern. Übereinstimmung mit den Phänomenen könne allein über den Werth dieser Hypothesen entscheiden, und daran fehle es einer wie der andern; der einen hier, der andern da. Fände sich also unter den alten, minder bekannten Meinungen etwa eine, bei welcher

jene Übereinstimmung in einem höhern Grade anzutreffen wäre; so erfordere doch wohl die bloße, simple Gerechtigkeit, ihr den Vorzug vor den übrigen zuzugestehen. Denn sie wäre ja alsdann auch alt, und leiste überdieß noch, was leisten zu wollen gewiß der einzige Zweck aller Erfinder von Hypothesen seit jeher gewesen ist. Eine solche Sprache mußte damals die bloß tolerirte Vernunft reden, wenn sie es ja einmal wagen wollte, mit den Usurpatoren ihres Gebiets von ihren Gerechtsamen zu sprechen.

Copernicus las also. Die erste Stelle, die ihm auffiel, war, wie er selbst dem Papst erzählt, eine beim Cicero *), und nachher eine andere beim Plutarch **). In jener wird mit deutlichen Worten gesagt: Nicetas von Syrakus habe geglaubt, der Himmel, Sonne, Mond und alle Sterne ständen überhaupt stille, und außer der Erde sei nichts beweglich in dem Weltgebäude, diese aber drehe sich mit großer Schnelligkeit um ihre Achse, und so ließe es, als drehe sich der Himmel, und die Erde stände stille. In der andern versichert Plutarch eben dieses von dem Pythagoreer Ekphantus und Heraklides aus Pontus, sagt aber vorher noch, der Pythagoreer Philolaus habe gelehrt: die Erde drehe sich um das Feuer in einem schrägen Kreise, dergleichen die Sonne und der Mond

---

*) Acad. Quaest. Lib. IV. (39). Anm. des Verf.

**) De placitis philosoph. Lib. III. cap. 13. Siehe die zweite Beilage. Anm. des Verfassers.

durchliefen. „Dieses gab mir nun," fährt er fort, „Veranlassung auch über die Beweglichkeit der Erde nachzudenken. Ob nun gleich eine solche Meinung absurd schien, so dachte ich doch, man würde auch mir eine Freiheit nicht versagen, die man so vielen Andern vor mir zugestanden hatte, nämlich beliebige Kreise und Bewegungen anzunehmen, um daraus die Erscheinungen am Himmel zu erklären. Als ich nun anfing, die Erde sowohl um ihre Achse, als um die Sonne beweglich zu setzen, und dieses mit meinen lange fortgesetzten Beobachtungen verglich, so fand sich eine solche Übereinstimmung mit den Phänomenen, und Alles fügte sich nun so gut zusammen, daß kein Theil mehr verrückt werden konnte, ohne alle die übrigen und das Ganze dadurch zu verwirren."

Dieses ist die kurze Geschichte der Veranlassung zu einem Gedanken, mit welchem eigentlich wahre Astronomie ihren Anfang nahm. Nun bedenke man diese Veranlassung und vergleiche den Wink mit der Wirkung, die er auf den Domherrn zu Frauenburg hatte. Es ist der Mühe werth, und hier ist der Ort dazu.

In den Alten finden sich ein paar Stellen, worin im Vorbeigehen gesagt wird, die Erde drehe sich um ihre Achse, und laufe in einem Kreise um das Feuer. Diese Behauptungen zeichnen sich durch Nichts vor vielen andern aus, die man bei den Alten antrifft, und deren Unrichtigkeit anerkannt ist. Tausende hatten sie gelesen und nicht geachtet. Es wird dabei nichts bewiesen, und nichts darauf gegründet. Fast das ganze Alterthum ist wider sie und darunter einige der größten Genies aller

Zeiten und aller Völker. Hingegen wurde die Idee, daß die Erde ruhe, mit wenigen Ausnahmen allgemein. Ohnehin schon, durch mächtige Begünstigung des sinnlichen Scheins, mit der Sprache aller Völker nothwendig verwebt, erhielt sie nun überall, durch den Beifall jener Weisen, auch noch wissenschaftliches Ansehen. Es ging immer weiter. Durch die Sprache war sie in die Bibel gekommen, die mit dem sinnlichen Menschen menschlich reden mußte, wie mit Hebräern hebräisch; sie stieg endlich aus der Bibel in Pfaffenköpfe, die dieses natürliche Product menschlicher Organisation (gleich viel, ob aus Ignoranz oder List,) mit der Glorie des Himmels bekleideten, und für den neuen Heiligen, wie für manches andere menschliche Schnitzwerk, Anbetung verlangten. So wurde aus einer bloßen Phrase endlich ein Gottesurtheil. Jene erste Idee von der Bewegung der Erde ward dadurch wie excommunicirt; sie in Schutz zu nehmen war nicht bloß mißlich, es konnte halsbrechend werden. Nun bedenke man: diese von den größten Weisen des Alterthums verworfene, verächtlich scheinende, verrufene, mißliche und halsbrechende Idee, die selbst einer der größten Denker neuerer Zeit, der Stifter wahrer Naturlehre, Baco von Verulam*), der die copernicanische Lehre sogar kannte, noch verwerflich fand**),

---

*) Baco de Verulamio, Franciscus, geb. zu London, 1560. gest. 1626. Großsiegelbewahrer und Canzler von England, schrieb: Novum Organum scientiarum etc.

**) Ein merkwürdiges Beispiel, da Baco, nicht wie Tycho,

diese lernt Copernicus aus flüchtigen Beschreibungen kennen; sie erregt seine Aufmerksamkeit, er prüft sie und — nimmt sie in Schutz. Dieses that ein Domherr des 15ten Jahrhunderts, mitten unter Domherren (das will was sagen), nicht unter dem sanften Himmelsstriche Griechenlands oder Italiens, sondern unter den Sarmaten und an der damaligen Grenze der cultivirteren Welt. Er verfolgt diese Idee mit unermüdeter Sorgfalt, nicht ein paar Jahre hindurch, sondern durch die Hälfte seines 70jährigen Lebens; vergleicht sie mit dem Himmel, bestä-

---

durch religiöse Rücksichten bestimmt wurde. Er sagt (De augm. scient. Lib. IV. c. 1.), wo er den Gedanken, man müsse die Wissenschaften nicht vereinzeln, weil alle irgendwo in einander griffen, mit Beispielen belegt: Constat similiter sententiam Copernici de Ratione Terrae (quae nunc quoque invaluit), quia phaenomenis non repugnat, ab Astronomicis Principiis non posse revinci, a Naturalis tamen Philosophiae Principiis, recte positis, posse. Was würde der große Mann gesagt haben, wenn er hätte hören können, daß es gerade diese naturalis philosophiae principia recte posita waren, wodurch Kepler und sein eigner Landsmann, Newton, der copernicanischen Lehre die Unerschütterlichkeit endlich verschafften, die sie zu seinen Zeiten noch nicht hatte? Der Letztere that dieses sogar in einem Buche, das er Philosophiae naturalis principia mathematica (und das sind doch wohl die eigentlich recte posita,) nannte.

Anm. des Verfassers.

tigt sie endlich, und wird so der Stifter eines neuen Testaments der Astronomie. Und dieses Alles leistete er, welches man nie vergessen muß, fast hundert Jahre vor Erfindung der Ferngläser, mit elenden, hölzernen Werkzeugen, die oft nur mit Tintenstrichen getheilt waren. Wenn dieses kein großer Mann war, wer in der Welt kann Anspruch auf diesen Namen machen? Das that der Geist der Ordnung, der in ihm wohnte, der selbst vom Himmel stammend, sein eigenes Wesen in dessen Werke hinaustrug, und Ordnung um so leichter erkannte, als er selbst durch innere Stärke freier geblieben war. Kepler*) sagt dieses in wenigen Worten mit großer Stärke: Copernicus, Vir maximo ingenio et, quod in hoc exercitio magni momenti est, *animo liber;* der Geist des Sectirers und des Pfaffen ruhte nicht auf ihm. Dieser Umriß des Gangs seiner Unternehmung zeigt schon den außerordentlichen Mann. Nun wollen wir die Hauptschritte selbst mit möglichster Kürze verfolgen. Hier erscheint er im höchsten Glanze. Er läßt alle die Alten, die man als seine Vorgänger nannte, unendlich weit hinter sich, und steht für sich allein.

Es ist wahrscheinlich, sagt er, daß, so wie Sonne und Mond rund sind, die ganze Welt rund ist. Es ist die vollkommenste Figur, und unter ihren Grenzen die geräumigste. So wie der Wassertropfen, sich selbst überlassen, nach dieser Form strebt und in ihr zur Ruhe kommt, so ist es auch vermuthlich

*) Praefat. in Tab. Rudolph. p. 4. Anm. des Verf.

dort. So ist auch die Erde mit dem Wasser, das sie enthält, rund, dieses beweist er umständlich. Von der runden Figur der Erde kommt er auf ihre Bewegung. Man glaubt, sagt er, sie ruhe in der Mitte, und hält es sogar für lächerlich, das Gegentheil zu glauben. Wenn man aber die Sache mit Aufmerksamkeit betrachtet, so wird man bald gewahr, daß dieses eben so ganz ausgemacht noch nicht ist. Man bedenke nur, worauf sich unser Urtheil von Bewegung stützt. Wenn sich das Auge mit der bewegten Sache gleichförmig nach einer Gegend bewegt, so bemerkt es keine Bewegung. Wir sehen den Himmel in einer Bewegung, die Alles mit sich fortreißt, ausgenommen die Erde und was sich um dieselbe befindet. Legen wir nun der Erde eine Bewegung in entgegengesetzter Richtung bei; so würde ja Alles eben so erscheinen müssen, wenn der Himmel stille stände. Da nun der Himmel Alles umschließt und in sich faßt, die Erde aber von ihm umfaßt wird; so sieht man doch nicht ein, warum die Bewegung gerade jenem und nicht dieser zukommen soll. Verschiedene Alten haben auch daher längst geglaubt, daß es die Erde sei, die sich drehe*). Dieses angenommen entstehen auch noch neue Zweifel über den Ort der Erde. Denn wenn man setzt, die Erde stehe nicht im Mittelpunkt der Welt, aber doch nicht so weit davon ab, daß diese Distanz in Rücksicht auf die Distanz der Fixsterne, sondern bloß auf die der Sonne und

*) Hier nennt er den Heraklides, Ekphantus und Nicetas. Anm. des Verfassers.

der übrigen Planeten beträchtlich wäre, so ergäbe sich daraus gewiß keine unschickliche Erklärung für die Bewegung dieser Himmelskörper, wenn man annähme, sie drehten sich um einen andern Mittelpunkt, als die Erde; welches ja auch schon aus der sehr merklichen Veränderlichkeit ihrer Distanzen von der Erde ohnehin nothwendig folgt. Daß eben nicht bloß der Halbmesser unserer Erdkugel, sondern auch die Distanz der Erde vom Mittelpunkt der Welt *), in Vergleich mit der Distanz der Fixsterne ein unmerklicher Punkt, ein bloßes Nichts sei, erhellet deutlich daraus, daß der Horizont immer den Thierkreis genau halbirt, die Erde stehe wo sie wolle. Liegt der Anfangspunkt des Krebses im östlichen Horizont, so liegt der des Steinbocks genau im westlichen, und umgekehrt, dieser im östlichen, wenn jener im westlichen liegt. Der Horizont ist also eine Ebene, die immer durch den Mittelpunkt der Welt liegend erscheint, zu welcher Zeit man sie auch durch die Erde legt, die nicht in jenem Mittelpunkt steht. Ich glaube, ich habe nicht nöthig, meinen Lesern umständlich zu erweisen, daß dieses einer der größten und kühnsten Gedanken ist, den der Mensch je gewagt hat, der sich aber doch auch schon von dem Mann erwarten ließ, der, in den ersten Zeilen seines Buchs, bei der Abrundung der Sonne und selbst des Universums, eines Wassertropfens gedenken kann. Freilich kannte er die Distanz der Sonne bei weiten nicht mit

*) In diesen legt er nachher die Sonne.

Anm. des Verfassers.

dem Grade von Genauigkeit, mit welcher wir sie kennen*), das war nach der damaligen Beschaffenheit der Instrumente sowohl, als der Methoden, schlechterdings unmöglich. Allein dieses afficirt auch seinen Gedanken nicht. Sein Begriff von der Beschaffenheit des Planetensystems beruht auf Schlüssen, die immer wahr bleiben, die Distanz der Erde vom Mittelpunkt der Welt (der Sonne), sei welche sie wolle. Hätte man ihm gesagt, du setzest die Fixsterne so weit weg, daß eine Linie von 2 Millionen Meilen ein bloßer Punkt dagegen ist, aber du mußt bedenken, die Linie, die du da so für Nichts achtest, ist nicht 2 Millionen, sondern 42 Millionen Meilen lang, so würde er sehr ruhig mit den Worten im VIII. Kap. seines Werks im ersten Buch erwiedert haben: omne visibile longitudinem distantiae habet aliquam, ultra quam non amplius spectatur. Er hätte ganz gelassen die Fixsternkugel 21 Mal weiter hinaus gerückt. Sein Genie sah auch wohl den Einwurf voraus, nihil aliud habet illa demonstratio, sagt er am Ende des VI. Kapitels, 'quam indefinitam coeli ad terram magnitudinem. At quousque se extendat haec immensitas minime constat. Hieraus aber folgt nicht, fährt er fort, daß die Erde in der Mitte ruhe, es wäre vielmehr zu verwundern, daß sich die ungeheure Himmelskugel um dieses Pünktchen in 24 Stunden herumdrehen

*) Im IV. Buche seines Werks Kap. 19 setzt er die größte Entfernung der Sonne von der Erde 1179 Halbmesser der letztern gleich, also auf 20 Mal kleiner als sie nach den Neuern ist.
Anm. des Verfassers.



soll, und nicht vielmehr das Pünktchen selbst. Aber zu sagen, daß die Erde deßwegen im Mittelpunkt der Welt ruhen müsse, weil bei der Bewegung einer Kugel um ihren Mittelpunkt, diese Bewegung immer gegen den Mittelpunkt zu geringer würde, wird gerade so geschlossen als: weil die Pole der Himmelskugel ruhen, so ruhen auch die Punkte derselben, die jenem Pole nahe liegen. Ein viel umfassendes vortreffliches Gleichniß. Denn wirklich könnten, nahe an jenen Polen, uns Fixsterne zu ruhen scheinen, die nichts desto weniger Kreise beschrieben, die an Ort und Stelle gemessen, viele Millionen Meilen im Durchmesser hätten. „Die Alten," fährt er fort, „haben daher andere Gründe für die Ruhe der Erde aufgesucht. Sie sagen, weil Alles, was nicht unterstützt ist, nach der Erde zu fällt, und den Mittelpunkt sucht, in welchem es endlich ruhen würde und müßte, nun aber schon auf der Oberfläche der Erde zur Ruhe kommt, die diesen Mittelpunkt besetzt hält, so wird sie selbst ruhen müssen. Drehte sich die Erde um ihre Achse, so würde nichts in gerader Linie fallen oder aufsteigen können. Die Wolken, meint Ptolemäus, würden alle Morgen nach Abend ziehen, und gar die Erde sich durch diese schnelle Umdrehung zerstreuen müssen." Allen diesen Einwürfen begegnet er vortrefflich und gleich dem ersten darunter mit dem keplerischen Blick des Genies, der über sein Zeitalter hinausgeht. „Ich halte," sagt er *), „die Schwere für nichts weiter als ein na-

*) De Revol. orb. coel. Lib. I. cap. IX. Anm. d. Verf.

türliches Bestreben, welches der Schöpfer in die Theile gelegt hat, damit sie sich zu einem Ganzen verbinden können, indem sie sich zu einer Kugel sammeln. Mit der Sonne, dem Monde und den übrigen Planeten ist es wahrscheinlich eben so, und doch stehen sie nicht fest. Bei fallenden und aufsteigenden Körpern ist es klar, daß ihre Bewegung aus der geraden Linie und der Kreisbewegung zusammengesetzt sei. Denn als Theile der Erde geben sie die dem Ganzen eigene gemeinschaftliche Bewegung nicht auf, sondern behalten sie in jeder andern bei. Allein jene gemeinschaftliche Bewegung, eben weil sie gemeinschaftlich ist, erscheint als Ruhe. Daß die Wolken nicht, wie die Sterne, vom Morgen gegen Abend laufen, rührt daher, weil die untere Luft, worin sie hängen, mit zur Erde gehört und sich folglich mit ihr dreht, entweder, weil die Luft mit wässerigen und erdigen Theilen, denen diese Bewegung zukommt, vermischt ist, oder weil die Erde ihr diese Bewegung mitgetheilt hat. Was die Zerstreuung der Erde durch die Schnelligkeit der Umdrehung betrifft, die Ptolemäus befürchtet, so war sie vielmehr wegen der ungeheuern Schnelligkeit, womit sich die Himmelskugel drehen müßte, eher für diese zu befürchten" *).

---

*) Ich zeige hier nur kurz den Sinn und Gang der Ideen des Copernicus an, ohne mich in seine Darstellungsart einzulassen. Über ein von ihm bei der zusammengesetzten Bewegung gebrauchtes Gleichniß sehe man die vierte Beilage.

Anm. des Verfassers.

Hierauf rückt er nun der Vollendung seines großen Plans näher. Er zeigt, in was für Schwierigkeiten man sich verwickele, wenn man die Erde in den Mittelpunkt, die Venus und den Mercur mit ihren Epicykeln über, oder beide unter die Sonne setze, die aber alle wegfielen, sobald man nach der Lehre des Martianus Capella *) diese beiden Planeten um die Sonne

*) Die Worte des Copernicus sind: Quapropter minime contemnendum arbitror, quod Martianus Capella, qui Encyclopaediam scripsit, et quidam alii Latinorum percalluerunt, und nun folgt die Erklärung. Martianus Capella lehrt dieses in seiner Schrift de nuptiis philologiae et Mercurii Lib. I. cap. 8. Die übrigen sind wohl Vitruv †) und Macrobius ††), wovon der erste im 1sten Buch im 9ten Kap., der andere in seinem Commentar über Cicero's Somnium Scipionis im 4ten Kapitel diese Lehre hat: ob Cicero selbst mit zu dieser Classe gehöre, ist wenigstens ungewiß. Weiter nennt Copernicus Niemand. Es ist daher schwer zu sagen, wie Gassendi zu der Behauptung gekommen ist, Copernicus habe außer dem Gedanken des Martianus Capella, auch die Idee des Apollonius von Pergam. benutzt, und nun obendrein diesem Apollonius ein System zuschreibt, das völlig das tychonische ist. Weidler sagt es

†) Vitruvius Pollio Marcus, römischer Baumeister aus Verona, lebte unter Augustus. Von seinen nähern Umständen ist wenig bekannt.

††) Macrobius Ambrosius Aurelius Theodosius, aus dem Ende des 4ten Jahrhunderts.

laufen lasse, und zwar den Mercur in einem kleineren Kreise als die Venus. Lasse man ferner den Saturn, Jupiter und Mars ebenfalls um die Sonne als den Mittelpunkt ihrer Bahnen laufen; so ergebe sich auch hieraus mit großer Leichtigkeit, warum uns diese Planeten entfernter erscheinen, wenn sie mit der Sonne aufgehen, als wenn sie aufgehen, wenn diese untergeht. Wenn er hierbei den großen Raum bedenke, der nur zwischen der convexen Seite der Venusbahn und der concaven des Mars Statt finde, so scheue er sich nicht*), in diese die Bahn der Erde mit ihrem Begleiter (pedissequa) zu legen, und die Sonne als den Mittelpunkt der Planetenbahnen unbeweglich

---

zwar auch, aber sogar mit den eigenen Worten des Gassendi. Daß Apollonius schon das System des Tycho gehabt habe, davon findet sich keine Spur bei den Alten. Man sehe hierüber **Bailly** Hist. de l'astron. moderne. I. p. 339, und die angehängten Eclaircissements p. 697, und de la Lande. Astron. T. I. p. 408, nach der dritten Ausgabe, in der Note.
Anm. des Verfassers.

*) Die Periode, worin Copernicus dieses sagt, fängt sich an: perinde non pudet nos fateri etc. Hierbei macht **Riccioli**, der Jesuit, die Anmerkung: vorher habe Copernicus doch bloß gesagt: der Umlauf der Erde um die Sonne gebe wenigstens kein ganz unschickliches Mittel ab, die Phänomene zu erklären; hier aber lege er nun alle Scham ab, und führe die Idee als etwas Reelles wirklich in das Weltsystem ein.
Anm. des Verfassers.

an den Mittelpunkt des Ganzen zu setzen, obgleich die scheinbare Lage der Firsterne durch die Bewegung der Erde in ihrer Bahn nicht verändert werde. „Der Durchmesser ihrer Bahn,“ setzt er nun mit deutlichen Worten hinzu, „habe zwar ein sehr merkliches Verhältniß gegen die Durchmesser der übrigen Planetenbahnen, aber gegen die Distanz der Firsternenkugel keine merkliche. Dieses zuzugeben sei ihm leichter, als sich den Verstand durch die unendliche Menge von Kreisen verwirren zu lassen, wozu diejenigen genöthigt sind, die sich die Erde in der Mitte ruhend gedenken.“

So geht er nun mit dem beherzten und sichern Schritt des Genies der Wahrheit immer gerade entgegen, ohne auf die mächtigen Stimmen zu achten, die ihm von allen Seiten zurufen: Du irrst. Und so entfaltet sich ihm endlich das große Geheimniß der Natur, das dem Forscherfleiß von Tausenden verschlossen blieb. An jedem seiner Schritte erkennt man den Gang des Erfinders; wo die Alten muthmaßten: es könne vielleicht so sein, da sagt er: es muß so sein. Die Muthmaßungen der Alten vermindern daher den Erfinderruhm des Copernicus um Nichts, hingegen macht es ihnen jetzt Ehre, von einer neuen Welt wenigstens gesprochen zu haben, die Copernicus entdeckt hat.

Wie symmetrisch und ordnungsvoll steht nun nicht nach seinem Plane das Weltgebäude da! Die Sonne, als der größte und hellste Körper, und folglich als etwas an sich Einziges in unserm System, nimmt die Stelle ein, die auch einzig ist, die

Mitte. Die Planeten, denen man gewisse gleiche Verhältnisse gegen diesen Einzigen längst zuschrieb, erhalten diese auch durch die Kreise, die sie alle, einer wie der andere, um ihn beschreiben, und durch das Licht, das sie alle aus diesem reichen Quell erhalten *). Zunächst um ihn läuft Mercur, dann Venus,

---

*) Copernicus sagt: Quis enim in hoc pulcherrimo templo lampadem hanc in alio vel meliori loco poneret, quam unde **Totum simul** possit illuminari? Weil er nun auch die Fixsternenkugel in seinem Schema gezeichnet hat: so beschuldigt ihn Mulerius †) schlechtweg in der Note zu dieser Stelle: er habe geglaubt, die Sonne erleuchte auch die Fixsterne. Es ist freilich wahr, aus den Worten des Copernicus läßt sich das Gegentheil nicht darthun, auch war die Meinung, daß die Sonne die Fixsterne erleuchte, sowohl unter den Alten als den Neuern nicht ungewöhnlich. Und vielleicht trennte man überhaupt auch zu jenen Zeiten die Betrachtung des Fixsternenhimmels noch nicht so sehr von dem Planetensystem als jetzt. Allein, wenn man des Mannes große Begriffe von der Ausdehnung des Weltgebäudes bedenkt, die vor ihm noch kein Sterblicher mit der Präcision gedacht und mit der Deutlichkeit gelehrt hatte, so erfordert es nicht bloß der Respect gegen das Genie, sondern die Pflicht des Kritikers überhaupt, zu glauben, das Wort **Totum** gehe bloß auf das Planetensystem. Vermuthlich ist auch dieses die Ursache, warum **Riccioli**, der doch dem Copernicus so gern etwas anhängt, (in Alm. nov. Lib. VI. cap. 2.)

†) Nic. Mulerius, geb. 1564 zu Brügge, gest. 1630. Arzt und Mathematiker; schrieb unter Andern: Nic. Copernici Astronomia restaurata, ex sua emendatione. Vgl. unten S. 215.

hierauf unsere Erde, die von dem Monde begleitet wird; weiterhin Mars, Jupiter und Saturn, und endlich über allen diesen steht die Fixsternenkugel unbeweglich. Mercur vollendet seinen Lauf in 80 Tagen; die Venus in 9 Monaten; unsere Erde in einem Jahr und der Mond um diese in einem Monat; Mars in 2, Jupiter in 12, und Saturn endlich in 30 Jahren *). Wie einfach ist nicht Alles hier, und wie leicht heben sich nicht alle Schwierigkeiten jener zweiten Ungleichheit, deren wir oben gedacht haben. Nun salutiren die drei obern Planeten die Sonne durch Vorwärtsgehen, wenn sie bei ihr, und durch Rückwärtsgehen, wenn sie ihr gegenüber stehen, ohne den ungeheuern epicyklischen Tanz. Eben so halten sich Merkur und Venus ohne diese Tänze nun bei ihr, ja selbst die Ehre des alten Grundsatzes, daß die größere Umlaufszeit um den Mittelpunkt dem davon entfernteren Planeten zugehöre, wird gänzlich gerettet.

Überhaupt legte Copernicus der Erde drei verschiedene Bewegungen bei; eine tägliche um die Achse; eine jährliche

---

wo er die Geschichte der Meinung über das Licht der Fixsterne gibt, seiner gar nicht, oder nur erst bei Gelegenheit des Funkelns der Fixsterne gedenkt, und die Stelle aus Revol. Lib. I. cap. 10. anführt, woraus wenigstens erhellt, daß Copernicus sehr zwischen dem Licht der Planeten und der Fixsterne unterschieden habe. Anm. des Verfassers.

*) Dieses sind die Umlaufszeiten, die Copernicus seinem Schema beigeschrieben hat. Anm. des Verfassers.



um die Sonne, und endlich eine dritte, vermöge welcher sich die Erde einmal des Jahrs um die Pole der Ekliptik, und zwar der Ordnung der himmlischen Zeichen entgegen dreht (eine zweite jährliche), durch diese erklärt er den Wechsel der Jahrszeiten. Die erste dieser drei Bewegungen hatte schon Nicetas von Syrakus; die zweite Aristarch von Samos, und, wie Copernicus glaubt, Philolaus; die dritte aber ist ihm ganz eigen. Ob nun gleich die neuere Astronomie diese dritte Bewegung nicht mehr anerkennt, indem sie den Zweck derselben auf einem kürzern Wege erreicht, als Copernicus; so kann dennoch nicht geläugnet werden, daß der große Scharfsinn des Mannes in der Art dieses Problem zu behandeln in ganz vorzüglichem Lichte erscheint. Vielleicht hat ihm auch die Auflösung desselben mehr Anstrengung gekostet, als irgend ein anderes in seinem unsterblichen Werk. Auch ist er der Erste, der das Problem aufgegeben hat. Es kann also hier nicht übergangen werden. Die Sache hängt so zusammen:

So lange als man die Sonne um die unbewegliche Erde einmal im Jahre herumlaufen ließ, hatte die Erklärung des Wechsels der Jahrszeiten keine Schwierigkeit. Die Bahn der Sonne lag schräg gegen den Äquator der Himmelskugel; die Sonne näherte sich also alle Jahre einmal jedem Pole und verursachte dadurch jene Wechsel. Allein, da nun Copernicus die Sonne in der Mitte des Systems unbeweglich setzte, und die Erde in einem Kreise um dieselbe laufen ließ, so entstand nothwendig die Frage: wie läßt sich nun der Wechsel der

Jahrszeiten erklären? Copernicus fand sehr richtig, daß dieses nicht anders geschehen könne, als wenn nicht bloß die Neigung der Achse der Erde gegen die Ebene ihrer Bahn sich nicht änderte, sondern auch diese Achse, troß der Fortbewegung um die Sonne, sich immer nach derselben Gegend des Himmels hinneigte, immer auf denselben Punkt der unendlich entfernten Fixsternenkugel hinwiese, das ist, sich immer parallel bliebe, und so verhält es sich auch wirklich: dieses ist die völlige Auflösung des Problems, die also Copernicus vollkommen gegeben hat, und womit die Neueren übereinstimmen. Aber er erschwerte sich die Sache durch die Vorstellung, daß dieser Parallelismus erst durch eine eigene Drehung erhalten werden müßte, und diese Vorstellung gründet sich genau auf die Voraussetzung, auf welche sich Kepler's Meinung stützt, daß sich der Mond nicht um seine Achse drehe *). Man weiß jetzt, daß die Fortbewegung einer Kugel, die sich um eine Achsel dreht, die Lage dieser Achse nicht in ihrem Parallelismus stört, sie bleibt sich immer parallel, der Mittelpunkt der Kugel bewege sich wie er wolle, in einer geraden Linie oder in einer krummen, und in jeder Richtung in Rücksicht auf die Lage der Achse. Copernicus suchte also, was er richtig gefaßt hatte, mit einem Principium zu vereinigen, das wir jetzt für unrichtig erkennen. Sein Irrthum war allemal in Rücksicht auf sein Zeitalter verzeihlich, unschädlich, weil die Hauptsache blieb, und, wegen des darin bewiesenen Scharfsinns, selbst noch ehrwürdig.

*) S. Beilage V. Anm. des Verf.

Hier müssen wir einen Augenblick stehen bleiben. Dieses ist nun also die wahre Lage der Planeten gegen die Sonne, das wahre Weltsystem. Ehe man es kannte, wuchsen mit der Schärfe der Beobachtungen die Schwierigkeiten; seitdem es ausgefunden ist, hat jede neue Entdeckung am Himmel es mit neuen Gründen bestätigt. Die Umwälzung der Erde um die Achse ist durch die Abplattung der Erde, und durch die veränderliche Länge des Secundenpendels bewiesen worden. Man hat den Saturn, Jupiter, Mars und die Venus, ja selbst die Sonne sich um ihre Achsen drehen sehen. Venus und Mercur haben sich dem bewaffneten Auge gerade so gezeigt, wie Körper, die sich um eine leuchtende Kugel bewegen, einem Auge erscheinen müssen, das außer ihren Bahnen aber nicht weit von den Ebenen derselben abliegt. Endlich entdeckte man die Abirrung des Lichts, und nun traten Tausende von Sternen als Zeugen für die große Wahrheit auf: **die Erde läuft um die Sonne.** Alles, Alles zwingt nun unsere Vernunft zu bekennen: Copernicus war richtig. Aber was zwang den Copernicus zu dieser Lehre, ihn, den von allen diesen Hülfsmitteln gänzlich Verlassenen? Ich glaube, die Frage ist schon beantwortet. Die Zeit des Irrthums ist nun gottlob! vorüber. Selbst das Vatican, das seine katholischen Ausgaben des Weltsystems sonst der ganzen Christenheit aufzuzwingen strebte, verkauft sie jetzt nur noch zuweilen heimlich an arme Sünder, und nicht ohne ein heimliches Lächeln über — die armen Sünder. Hier, mit Copernicus fing sich ein neuer

Himmel an und eine neue Erde — — eine neue Astronomie, die nun ihren Gang majestätisch fortsetzte. Denn so lange die Erde stille stand, stand alle wahre Astronomie stille, und mußte stille stehen; so wie aber der Mann erschien, der die Sonne stille stehen hieß, in dem Augenblick fing die Astronomie an fortzuschreiten. Die Ruhe der Erde drückte diese Wissenschaft wie ein verborgenes Übel den Körper des Menschen; aller Wachsthum hörte auf und alle Mittel, die man anwendete, wenn sie nicht gerade auf den Sitz der Krankheit losgingen, mußten das Übel vergrößern. Was konnte in aller Welt aus einem Systeme werden, in welchem man einen Punkt für fest und unbeweglich hielt, der in einem Jahre einen Kreis von fast 42 Millionen Meilen im Durchmesser beschreibt? Alles Bestreben, irgend eine neue Erscheinung mit diesem großen Versehen zu vereinigen, konnte nicht anders als zu einem neuen führen. Alles, was die Alten von Entfernungen der Planeten gedacht hatten, war, etwa die vom Monde, und was sich aus dieser kümmerlich für die Sonne herleiten ließ, ausgenommen, ein bloßer Traum. Sie konnten nichts davon wissen. Hierin wurde es nun durch die copernicanische Lehre auf einmal Licht. Denn sobald man wußte, daß die zweite Ungleichheit bloß die Folge des veränderten Standpunkts der Erde, und also einer jährlichen Parallaxe war; so ließ sich nun schon mit beträchtlicher Bestimmtheit wenigstens von Verhältnissen der Entfernungen sprechen. So erzeugte nun immer eine Wahrheit die andere, und eine Entdeckung die andere, in stetem Fortgang, bis auf unser

Zeit. Zwar fiel bald nach dieser Periode Tycho von Brahe, einer der größten Astronomen aller Zeiten, aber von minderem philosophischen Genie, als Copernicus, wieder auf die gänzliche Unbeweglichkeit der Erde zurück. Der große Mann gab, durch religiöse Mißverständnisse und vermuthlich von etwas Eitelkeit verleitet, der Welt ein System, das eigentlich das umgekehrte copernicanische ist. Eines verwandelt sich in das andere, je nachdem man die Erde oder die Sonne darin beweglich setzt. Das Verdienst, dieses System nach dem copernicanischen erfunden zu haben, ist daher sehr geringe. Was es vor dem ptolemäischen voraus hat, ist gerade der Theil, worin es sich dem copernicanischen nähert, der aber hier, als Flickwerk genützt, nur neuen Mißverstand und neue Verwirrung erzeugt. Wäre dieses System vor dem copernicanischen hergegangen, so würde es sicherlich einen sehr ehrenvollen Platz in der Geschichte der Astronomie behaupten. Hinter demselben darin aufgestellt, wie jetzt, steht es wenigstens immer als ein Flecken auf eben dem großen, verdienten und ewig unverwelklichen Ruhme da, dem es einst seinen kurzen Beifall allein zu danken hatte.

Übergeht man diesen an sich kurzen und unbedeutenden Rückfall, so wird nun die copernicanische Einrichtung des Weltsystems die letzte in dem Stamm der Hypothesen, und die, die endlich, von Kepler's *) großem Genius überschattet, die Mut-

*) Joh. Kepler, geb. zu Wiel in Würtemberg 1571, gest. 1630 in Regensburg. Ein s. g. Siebenmonatskind.

ter der Wahrheit wurde. Ich sage die Mutter der Wahrheit. Denn unser jetziges System, dem nun kein Vernünftiger mehr den Namen des wahren absprechen kann, ohne Gefahr zu laufen, daß man ihm die Vernunft abspräche, ist nicht das copernicanische, so wie es uns Copernicus in seinem Werk dargestellt hinterlassen hat. Es ist sehr davon verschieden, und diese Verschiedenheit besteht nicht etwa bloß in Einschiebseln von Verbesserungen, welche die größere Vollkommenheit der Werkzeuge und der Kunst zu observiren an die Hand geben mußte; sie ist viel wesentlicher, wäre ohne diese besseren Werkzeuge auch möglich gewesen, und ist daher, so wie der große Gedanke des Copernicus selbst, das Werk des Genies. Copernicus hatte die Astronomie von den Verwirrungen befreit, zu welchen die Voraussetzung einer völlig ruhenden Erde nothwendig verleiten mußte; allein jene erste Ungleichheit, diejenige nämlich, die in dem ptolemäischen System nicht von der Bewegung der Sonne, und in dem seinigen nicht von der Erde abhing, sondern vielmehr den Planeten selbst zuzukommen schien, war noch zurück. Er wollte auch diese erklären, und der große Mann — — strauchelte. Die Art, wie dieser tiefe, sonst so unbefangene, stille Denker, den nicht Eitelkeit zu übereilten Bekanntmachungen spornte, der, wenn er je bei seinem Forschen noch außer dem Durst nach Wahrheit noch einen andern Reiz kannte, bloß nur den Dank einer entfernten Nachwelt, nur den Lohn der Unsterblichkeit vor Augen haben konnte; die Art, sage ich, wie dieser bewundernswürdige Mann zu seinem Versehen

verleitet wurde, ist nicht bloß ein merkwürdiger Zug in der Geschichte seines Geistes, sondern des menschlichen Verstandes überhaupt. — Der Koloß des ptolemäischen Systems stützte sich hauptsächlich auf das simple Zeugniß der Sinne, den sinnlichen Schein. Dieses war eine mächtige Stütze, und der Irrthum, sie für unerschütterlich zu halten, gewiß ein sehr verzeihlicher. Denn, um die Schwäche derselben einzusehen, mußte man erst mit Mühe das für wahr halten lernen, wovon man täglich das Gegentheil vor Augen sah. Indessen warf Copernicus diese Hauptstütze mit eben so großer Kraft als Kühnheit über den Haufen. Wo nicht ganz der wichtigste, doch gewiß der gefährlichste Schritt zur gänzlichen Zerstörung des 1400jährigen *) geheiligten Irrthums war glücklich gethan.

*) Es wird hier bloß die Zeit zwischen Ptolemäus und Copernicus in Betracht gezogen. Anm. des Verfassers.

Beilage I.

In der Zeitangabe sowohl der Geburt als des Todes des Copernicus, findet sich bei den Schriftstellern eine seltsame Verschiedenheit, die wohl verdient, etwas genauer erörtert zu werden. Sie erstreckt sich nämlich nicht bloß auf einzelne Tage, sondern auf Tag, Monat und Jahr zugleich. — Für das oben angegebene Datum streiten:

1) Melchior Adam (vitae germanorum philosophorum. Heidelbergae 1615. u. p. 126).

2) Nicolaus Mulerius, Prof. der Med. und Mathem. zu Gröningen, der seiner Ausgabe von Copernici Revolutionibus. Amsterd. 1617. 4to, eine kurze Lebensbeschreibung desselben vorgesetzt hat, führt, so wie einige der folgenden Schriftsteller, aus des Junctinus *), eines italienischen Astronomen, Kalender zwar das Datum der Geburt 1472, den 19ten Januar an, setzt aber unmittelbar hinzu: Germani vero Chronologi (quibus major apud me fides) natum testantur Ao.

*) Franc. Junctinus, geb. 1523, gest. 1580, von seinen Büchern erschlagen.



1473. d. 19ten Febr. Müler oder Muler war aus Brügge gebürtig.

3) Michael Mästlin*), Kepler's berühmter Lehrer, in einer Note zu Georgii Joachimi Rhetici narratio prima de libris Revoll. Nicol. Copernici, welche er Kepler's Prodromus oder Mysterium cosmograph. Francof. 1621 Fol. angehängt hat, sagt S. 96: Nic. Copernicum natum referunt anno 1473. die 19. Febr. hora 4 scr. (minutis) 48. p. m. die Veneris ante Cathedram Petri. Errat ergo Franc. (Junctinus) qui ipsum anno 1472. 29. Jan. natum scribit. Mortuus autem est anno 1543 die 19. Jann. anno aetatis 70. Wo er die Nachricht her hat, sagt er nicht. (Junctinus hat auch nicht den 29sten, sondern den 19. Januarii, wie Gassendi und Ricciolius bezeugen.)

4) Petrus Gassendi in seinem Leben des Copernicus (opp. T. V. Ed. Florent. p. 441). Es ist aber dieses kein neues Zeugniß, sondern, nachdem er das Datum des Junctinus angeführt hat, zieht er doch das mästlinische, als: ob Maestlini auctoritatem probabilius, vor. Es mag also ob Gassendi judicium et auctoritatem auch hier stehen.

5) Christoph Hartknoch**) in seinem alt und neuen

*) Michael Mästlin oder Möstlin aus Göppingen 1580. Prof. der Mathematik in Heidelberg, 1583 in Tübingen; gest. 1631 oder 1635.

**) Chph. Hartknoch, geb. 1644 zu Jablonka in Preußen, gest. 1687. als Professor am Gymnasio in Thorn.

Preußen, Frankf. und Leipzig 1684. Fol. S. 370. hat bloß das Jahr.

6) Jac. Heinrich Zernecke in seiner Thornschen Chronika, wovon ich die zweite vermehrte Ausgabe, Berlin 1727. 4to, vor mir habe. S. 81. Seine Worte unter der Rubrik 1473 sind folgende: „Den 19ten Febr. 4 Uhr 48 Minuten nach Mittag, ist allhier der weltberühmte Mathematicus Nicolaus Copernicus, in einem Eckhause unweit dem altthornschen Thore, geboren. (Patre Nicolao Copernico Cracoviensi et cive Thorunensi, Matre ex Familia Vatzelrodia, Sorore Lucae Vatzelrodi, Episcopi Varmiensis.) Starb Ao. 1543. den 11ten Junii, aetatis 70“. Zur Unterstützung dieses Zeugnisses ist es vielleicht nicht unnütz, zu wissen, daß dieser Zernecke, wie es unter seinem Bildnisse heißt, Prae-Consul atq. Vice-Praeses Reipubl. Thorunsis, und wie aus seinem Prozesse, den er am Ende erzählt und mit Urkunden belegt, erhellet, ein Mann von großer Rechtschaffenheit, Geradheit und Treue im Dienst war. Indessen da Zernecke, wiewohl erst am Ende, und mit mehreren Schriften über den Copernicus, den Gassendi ausdrücklich anführt, und selbst das Anführen so vieler Schriften auf die Muthmaßung leiten könnte, daß er selbst in einigen Punkten ungewiß gewesen wäre, so läßt sich nicht entscheiden, ob Mästlin, der seine Note über 30 Jahre eher schrieb, als Zernecke geboren wurde, schon echte Nachrichten aus jenen Gegenden gehabt, oder ob dieser etwa jenem, auch ob ejus auctoritatem, getraut habe, zumal, da die Stun-

den und Minuten dem Datum einen gewissen Schein von Präcision geben, der bei einem Laien in der Astronomie und ihrer Geschichte, wie Zernecke, noch dadurch gewinnen konnte, daß die Angabe von einem berühmten Astronomen herrührte. Mit dem Eckhause hat es indessen seine Richtigkeit, es wird noch jetzt in Thorn gezeigt, so wie Leibnitzen's Haus zu Hannover*), auch ein Eckhaus. Daß man übrigens hier nicht bloß das Jahr und den Tag, sondern sogar die Stunde und die Minute der Geburt angegeben findet, ist nichts Ungewöhnliches. Es geschah damals ziemlich häufig. Man hatte dabei die große Absicht, den Stand der Planeten darnach berechnen und dem Kinde die Nativität stellen zu lassen. Dieses geschah dann auch zuweilen, und zwar nach Tafeln, die nicht einmal hinreichten, den Planeten selbst die Nativität auf einige Zeit hinaus zu stellen. Ich weiß nicht, ob man sie dem Copernicus sehr präcis je gestellt hat. Wäre es aber geschehen, so hätte die Astrologia judiciaria nothwendig in die Klemme eines der gefährlichsten Dilemmen für sich selbst gerathen müssen, nämlich sich entweder offenbar zu irren, oder auszufinden, daß das Knäbchen quaestionis auserkohren sei, den Grund zu einer

*) Dies an der Ecke der Kaiser- und Schmiedestraße, unter Nr. 194 belegene, noch in gutem Zustande befindliche Haus ist, sicherm Vernehmen nach, von des Königs Majestät gegenwärtig — Herbst 1844 — angekauft, lediglich um es der Nachwelt zu erhalten.

Astronomie zu legen, die über kurz oder lang aller Sterndeuterei den Hals brechen würde. Zwar nicht mit dieser gefährlichen Genauigkeit, aber gestellt ist ihm die Nativität indessen doch worden. Ich sehe aus Riccioli Almagest. nov. Chronici Part. II. S. XLI, wo etwas vom Leben des Copernicus vorkommt, daß Jo. Garcaeus*) in seiner Astrologiae methodo p. 138 die Geburt desselben auf 1473. Febr. 10 4 Uhr, 30 Minuten setzt, und noch hinzufügt, Polus 55°. Hierauf gibt er den Stand der Planeten in technischen Ausdrücken an, und versichert, bei Purbach's Geburt hätten sie eben so gestanden, und bezeichneten Ingeniosität. Also nichts weiter? Garçäus war ein Brandenburger, und 1530 den 13ten December um 13 Uhr 28 Minuten geboren; was die Planeten damals bezeichnet haben, wird nicht gesagt. Zwischen der Angabe dieses Garçäus und der von Mästlin und Zernecke befände sich also eine Differenz von 9 Tagen und 10 Minuten.

7) Boissardus**) in Bibliotheca Chalcographica P. 1. Icon. Vu. 2.

8) Bailly***), Histoire de l'Astronomie moderne T. 1. p. 337.

---

*) Joh. Garcaeus, geb. zu Wittenberg 1530, gest. 1575 als Doctor der Theologie daselbst.

**) Joh. Jac. Boissard, geb. zu Besançon 1528, gest. zu Metz 1602. Schrieb auch antiquitates romanae.

***) Jean-Sylvain Bailly, Schüler la Caille's, Mitglied der Societät der Wissenschaften, Maire von Paris. Geb. 1736. Guillotinirt am 12. Novbr. 1793.

9) Saverien, Hist. des philosophes modernes. T. V. p. 4. und mehrere, die, so wie diese beiden letzteren, vermuthlich dem Mästlin nach Gassendi, gefolgt sind. Hierher gehören noch zwei kurze deutsche Lebensbeschreibungen des Copernicus, wovon sich die eine im deutschen Merkur, November 1776, und die andere in der kleinen gutgeschriebenen polnischen Geschichte befindet, die dem berlinischen Taschenbuche des Herrn Unger für 1796 angehängt ist. Öffentlich aufgestellte Monumente (denn es gibt auch ein privatim oder gar privatissime hingelegtes) hat Copernicus, so viel mir bekannt ist, nur zwei erhalten. Eines eine bloße Marmortafel, in der Domkirche zu Frauenburg (in ecclesia cathedrali Varmiensi), die ihm 38 Jahre nach dessen Tode Martin Cromer*), Bischof von Ermland, hat setzen lassen, enthält bloß den Todestag 1543 den 24sten Mai. Man findet sie bei dem oben in der Vorerinnerung angeführten Starovolscius S. 161 und beim Gassendi a. a. O.**).

---

*) Martin Cramer, Bischof, starb 1589 im 77ten Jahre; schrieb ein Chronicon de Origine et rebus gestis Polonorum etc.

**) Dennoch wundert sich Hartknoch (a. a. O. S. 370), daß ihm zu Frauenburg, zum Gedächtniß weder ein Grabstein, noch sonst etwas gemacht oder aufgerichtet worden sei. Ja, setzt er hinzu, die Thumherrn desselben Orts zweifeln fast, ob er zu Frauenburg begraben sei oder nicht. — Wie hängt dieses zusammen? Die jetzigen Herren Conventualen des Klo-

Ich glaube nicht zu irren, wenn ich die Angaben nachstehender Schriftsteller unrichtig nenne, weil sie sogar in dem Jahre von Zernecke abweichen, den seine Lage gewiß in den Stand setzte, wenigstens dieses zu berichtigen. Hierher gehört:

1) Der oben genannte Junctinus, der in seinem Kalendario astrologico die Zahlen 1472 Januar. 19. hor. 4. min. 46 hat. Fast lustig ist, was Riccioli a. a. O., nachdem er Mästlin's Zahlen angeführt hat, hinzusetzt: aut igitur falsus Junctinus, sagt er, aut conceptionis momentum ex nativitate ab astrologis indagatum est, ac pro prima nativitate positum. Da kämen aber praeter propter eilf Monate auf die Schwangerschaft der Mutter. Diesem nach wäre also von den beiden großen Re- und Instauratoren der Astronomie, Kepler und Copernicus, der erste ein partus septimestris, der andere ein undecimestris, wovon das arithm. Mittel gerade die 9 Monate gibt.

2) Joh. Friedrich Weidler (Hist. Astron. Vitembergae 1741. 4. S. 342). Er hat das Jahr und den Monat des Junctinus 1472. Jan. 19. Wie Weidler, der den Melchior Adam anführt, und Mästlin's Angabe wenigstens

---

sters zu Frauenburg könnten Alles dieses leicht entscheiden, und da sie, wie ich höre, im Besitz von schätzbaren Nachrichten, das Leben des Copernicus betreffend, sein sollen, überhaupt manche Lücke ausfüllen. Vielleicht sind sie aber auch schon ausgefüllt, ohne daß mir etwas davon zu Gesichte gekommen ist.

Anm. des Verfassers.

aus dem Gassendi kannte, den er ebenfalls gebraucht hat, dazu gekommen ist, diesen beiden Deutschen den astrologischen Florentiner Junctinus vorzuziehen, oder, gerade dieser Meinung beizupflichten, hätte er wenigstens sagen sollen. Wenn dieses, wie ich glaube, eine Übereilung Weidler's ist, so ist es wenigstens nicht die einzige, deren er sich selbst in seiner Nachricht vom Copernicus schuldig gemacht hat.

3) La Lande*), selbst in der dritten Ausgabe seiner Astronomie hat, so wie

4) D. Gehler**) in seinem physischen Wörterbuch Th. IV. S. 711 eben diese Angabe, beide vermuthlich nach Weidler'n, der, als übrigens ein Schriftsteller von Credit, viele andere verleitet hat.

5) Büsching. Dieser sagt in seiner Geographie, in dem Artikel: Thorn. „Es befände sich in der dortigen Johanniskirche ein Monument zum Andenken des Copernicus. Nach diesem sei er 1472 den 19ten Jenner geboren.“ Dieses ist ganz unrichtig. Es befindet sich zwar in der genannten Kirche ein Monument, von dem ich sogleich reden werde, allein dieses gibt den Geburtstag des Copernicus überhaupt nicht geradezu

*) Joseph Jerome Le François de La Lande, gest. 1732 zu Bourg en Bresse, gest. 1807. Mitglied fast aller gelehrten Gesellschaften.

**) Joh. Samuel Traugott Gehler, Dr. jur. Rathsherr und Beisitzer des Hofgerichts in Leipzig. Geb. 1751, gest. 1795.

an, sondern er muß erst aus dessen angegebenem Alter und Todestag, wobei sogar der **Monat** fehlt, geschlossen werden, und dieser Schluß führt auf ein **Jahr**, das ganz erwiesen falsch ist.

6) **Jöcher** ***). Dieser sollte billig in der ersten Classe stehen, denn er gibt in seinem Wörterbuch für den Geburtstag 1473 den 19. Febr. und den Todestag 1543 den 24. Mai an, aber mit dem seltsamen, etwas übereilten Zusatze: **Copernicus sei an seinem Geburtstage gestorben.** Vielleicht betrog ihn sein Gedächtniß und er verwechselte ihn mit **Hevelius** *), der auch ein **Preuße** (denn Preußen waren doch wohl die **Danziger** immer) und auch ein berühmter Astronom war, denn der starb wirklich an seinem Geburtstage. — Ich komme nun auf die beiden noch rückständigen Monumente. Das in der St. Johanniskirche zu **Thorn** befindliche, ist nicht publica auctoritate, sondern von einem gewissen Doctor Medicin. **Melchior Pyrnesius**, der 1589 gestorben ist, gesetzt worden. Der gute Wille des Mannes ist allerdings zu loben, aber das ist auch Alles, denn das 2 Ellen hohe auf Holz gemalte Bild

---

*) Christian Gottlieb Jöcher, geb. 1694 zu Leipzig, gest. 1758 daselbst, als Professor und Bibliothekar. Verfasser des sehr verdienstlichen allg. Gelehrtenlexikons.

**) Joh. Hevel, geb. zu Danzig 28. Juni 1611. gest. an demselben Tage 1687. Mitglied der engl. und franz. Societät der Wissenschaften.



taugt weder als Kunstwerk noch als Urkunde etwas. Eine Abbildung davon findet sich beim Hartknoch a. a. O. Seite 371. Es stellt den Copernicus in halber Länge betend vor einem Crucifixe vor, auf das er jedoch seine Augen nicht richtet. Gleich beim linken Ellenbogen liegt ein Todtenkopf, und hinten befindet sich eine Himmelskugel und ein Zirkel. Unter dem rechten Arm, noch innerhalb der Einfassung, stehen die tröstlichen Verse:

Non parem Pauli gratiam requiro,
Veniam Petri neque posco, sed quam
In crucis ligno dederas latroni,
Sedulus oro.

In der Mitte darunter aber folgende Worte:

Nicolao Copernico Thorunensi, absolutae subtilitatis Mathematico, ne tanti Viri apud exteros celeberr. in sua patria periret memoria, hoc Monumentum positum. Mort. Varmiae in suo Canonicatu Anno 1543 die 4* aetatis LXXIII.

Hier haben wir die schöne Urkunde, worin der Sterbemonat als eine unbekannte Größe, mit einem * bezeichnet, das Alter des Verstorbenen zu 73 Jahren und der Sterbetag als der vierte irgend eines Monats angegeben ist. In der ganzen Unterschrift, die auch im Original an der Wand bloß Schwarz auf Weiß ist ist nichts richtig als das Todesjahr. Alle Schriftsteller über den Copernicus, wenn sie von dessen Alter sprechen, sagen, daß er 70 Jahre alt geworden sei. Nach dem hier angegebenen

Alter fiele sein Geburtstag in das Jahr 1470, welches ganz falsch ist. Hartknoch fügt hinzu: dieses Bildniß des Copernici lassen die Franzosen und andere oft abconterfeien, und schicken oder führen es selbst in andere Länder, und beschämen uns öfters damit, daß solch einem fürtrefflichen Mann in seinem Vaterland kaum dieses geringe Monumentum, und zwar lange nach seinem Tode gesetzt sei. Doch, meint er, sei es so gering nicht, weil man auf derselben Tafel das Brustbild des Königs Johannis Alberti gesetzt habe. Dieser König starb nämlich im Jahr 1501 zu Thorn plötzlich. Den Leichnam brachte man nach Cracau, aber die Eingeweide wurden unter dieses Monument, an dem man noch sogar die genannte Änderung machte, begraben. Dieses zeigt wenigstens, wie man schon damals von den Verdiensten des Copernicus dort dachte und denken durfte. Selbst in dem heutigen Rom, wenn da ein Monument des Copernicus gedenkbar wäre, würde man ein solches Begräbniß für eine Art von Excommunication gehalten haben. Vielleicht gilt aber sowohl das Monument, als die demselben ertheilte Ehre, zwar dem subtilen Mathematiker, aber noch weit mehr dem bußfertigen astronomischen Sünder, der, wie einige Frömmler wähnten, im Leben, durch die ketzerische Lehre, daß sich die Erde um ihre Achse und um die Sonne bewege, eben Den verfolgte und verleugnete, den Paulus und Petrus auch einmal in ihrem Leben verleugnet hatten, und der nun hier in einem sapphischen Seufzer Buße thut und bekennt, daß er ein armseliger Schächer (Latro) gewesen sei.

So genommen, erinnert diese Grabschrift an eine andere, die ihm Ziegler*) in s. Schauplatz der Welt S. 40 gesetzt hat, die zwar nicht sapphisch, aber ganz in dem Geist jener sapphischen abgefaßt ist:

Im Lehren war ich falsch, im Leben war ich frumm,
Die Kugel dieser Welt lief mit mir um und um:
Nun schick' ich meinen Geist, der soll die Sterne zählen,
Der Himmel lasse mich den Himmel nur nicht fehlen.

Mit dem andern Monument, welches ich das geheime genannt habe, hat es folgende Bewandtniß: Im Jahr 1766 ersuchte der Fürst Jablonowski den Magistrat zu Thorn um einen schicklichen Platz zu einem Monument für Copernicus. Man wählte den Markt. Das Monument kam auch an, gefiel aber nicht, und so wurde es nach der Holzkammer des Rathhauses gebracht, wo es wenigstens ad interim lange lag, wenn es nicht noch liegt. Freilich zu einem Monument für den Copernicus und zwar zu einem, das auf einem öffentlichen Platz seiner Vaterstadt aufgestellt werden soll, gehört sehr viel, wenn man sich nicht für seine gute Absicht den Sticheleien aller Reisebeschreiber und Geographen auf immer ausgesetzt sehen will. Hat man da nicht eine kolossalische Bildsäule in Erz oder Marmor aufzustellen, so läßt man es freilich lieber ganz, und verweist den Reisenden, der sich über einen solchen

*) Heinr. Anshelm von Ziegler und Kliphauser, geb. 1663, gest. 1697 zu Liebertwolkwitz. Verfasser des historischen täglichen Schauplatzes und des Labyrinths der Zeit, 2 Folianten.



Mangel wundert, gerades Weges an das Monumentum aere perennius*), dort oben am Himmel.

Im Jahr 1785 erbot sich der König von Polen, Stanislaus Augustus, der bekanntlich auch dem Hevelius zu Danzig ein Denkmal errichten ließ, dem Copernicus eines errichten zu lassen, das in dem großen Sale des Rathhauses zu Thorn aufgestellt werden sollte. Die Unruhen aber haben dieses Vornehmen in Vergessenheit gebracht. Da das Jablonowskische Schenkungsstück das Geburtsjahr 1472 hat, so könnte es leicht sein, daß Büsching, der von diesem gehört haben konnte, es mit jenem in der Johanniskirche verwechselt hätte. —

Über das Jahr, worin Copernicus starb, ist kein Streit. Alle Schriftsteller geben 1543 an. Man hat auch ein altes Chronodistichon darüber:

EX hoC eXcessIt trIstI CopernICVS aeVo,
IngenIo astrorVM et CognItIone potens.

Allein im Tage sowohl als im Monat finden sich, wie man schon aus einigen der obigen Angaben wird ersehen haben, beträchtliche Unterschiede. Hier werde ich kurz sein können. Weder Melchior Adam noch Mulerius haben Monate und Tage. Ersterer bloß das Jahr, Letzterer, außer dem erwähnten Datum der Geburt, das Alter in der runden Zahl 70, und eben so auch Hartknoch. Mästlin hingegen den 19ten Jenner;

*) S. Horat. Od. III. 30. 1.

Zernecke den 11ten Juni, und die Tafel im Dom zu Frauenburg den 24sten Mai. Eben dieses Datum hat auch Gassendi, aber nicht in der Inschrift der frauenburgischen Tafel, welche er doch gibt. Es fehlen nämlich in derselben bei ihm die Schlußworte: obiit Ao. 1543, die 24. Maii, die sich doch in der Copie des Starovolski ausdrücklich befinden. Es müßte denn sein, daß hier die erwähnten Worte, welche nicht mit Capitälchen gedruckt sind, schon wieder zum Text des Buches gehörten, der sich mit der Grabschrift schließt. Aber Gassendi's Datum erhält dadurch ein großes Gewicht, daß es vermuthlich aus einem Briefe des culmischen Bischofs Tidemannus Gisius an den Rheticus genommen ist. In diesem Briefe meldet dieser große Gönner und vertraute Freund des Copernicus dem Rheticus, daß das Exemplar der Revolutionum orb. coel., das er aus Deutschland an den Copernicus geschickt habe, leider kurz vor seinem Tode angelangt sei. Ich sage: wie es scheint, denn nachdem Gassendi dieses aus dem Briefe erzählt hat, kommt er etwas weiter hin auf das Datum; es läßt sich aber nicht präcis sagen, ob auch dieses noch aus jenem Briefe genommen sei. Dieses hätte sich leicht ausmachen lassen, wenn ich Rhetii Ephemerid. ad ann. 1551 hätte erhalten können, aus deren Vorrede vermuthlich Gassendi alles dieses geschöpft hat. Fände sich das Datum in dem Briefe des Gisius, so würde ich kein Bedenken tragen, es allen übrigen schlechtweg vorzuziehen, denn daß sich ein solcher Freund des so eben Verstorbenen, in einem

Brief, dessen Veranlassung auch noch durch ganz eigene Nebenumstände rührend war, im Datum sollte geirrt haben, läßt sich gar nicht denken; Herr D. Gehler hat in seinem physischen Wörterbuche IV. S. 711 auch den 24sten Mai, und führt dabei des Rheticus bekannte narratio de Libris Revol. coelest. Copernici. Gedani. 1546. 4. an. Ich habe zwar diese Ausgabe nicht vor mir, aber sowohl die mit Anmerkungen und Figuren versehene Ausgabe des Mästlin, als den Abdruck, welcher der baseler Ausgabe von Copernicus Revolutionibus angehängt ist, und da findet sich nichts von dem Tode des Copernicus. Es ist auch nicht wohl möglich. Denn diese Narratio prima, wie sie gewöhnlich heißt (denn eine secunda existirt nicht), ist weiter nichts als ein großer Brief, den Rheticus, der sich eine Zeit lang beim Copernicus aufhielt, noch bei dessen Lebzeiten an seinen Freund Schoner*) schrieb; gibt Nachricht von dem Werk des Copernicus, noch ehe es im Druck erschien, und ist, den kurzen Eingang ausgenommen, ganz astronomisch. Das gehlerische Citat geht also vermuthlich nicht sowohl auf dieses Datum, als auf andere angeführte Umstände. Er scheint das Datum vielmehr aus dem Weidler genommen zu haben, der ebenfalls den 24sten Mai hat und sich auf den Gassendi beruft. Stände dieser Tag aber nicht in dem Briefe des Gisius, und auch nicht auf der frauenburgischen Tafel; so würde ich dem XI. Junii des Zernecke beipflichten.

*) Joh. Schoner, geb. 1477, gest. 1547. Prof. der Mathematik in Nürnberg.

Wenn man alle diese hier betrachteten Verschiedenheiten bemerkt, so möchte man fast auf sie die letzten Worte eines Epigramms deuten, das Scrobivicius eigentlich auf den Tod des Copernicus gemacht hat:

Qui tempora mensus
Debuit heus ipsis cedere temporibus.

Beilage II.

Unter denen, die mit dem System des Ptolemäus und der Araber nicht zufrieden waren, wird ganz vorzüglich Alphonsus der Weise*), König von Castilien, genannt, der um die Mitte des 13ten Jahrhunderts regierte, und ein großer und thätiger Verehrer der Astronomie war, die er mit königlichem Aufwand, so lange er Geld hatte, unterstützte, wovon noch jetzt die Sammlung astronomischer Tafeln zeugt, die nach ihm die alphonsischen heißen. Er soll seine Unzufriedenheit mit jenem System durch einen Einfall geäußert haben, wovon das Gute, was er enthält, sich bloß durch die große Ungezogenheit erhalten hat, womit es ausgedrückt ist. „Er wollte,“ sollen seine Worte gewesen sein,“ dem Schöpfer wohl einen bessern Plan für das Weltgebäude angegeben haben, wenn er vorher darüber wäre befragt worden.“ Hätte er statt des Schöp-

*) Alphons X., König von Leon und Castilien, folgte seinem Vater Ferdinand III. 1252; ist auch der Weise und Astrologus genannt. Der gelehrteste König, wußte er sich doch seinen Thron nicht zu erhalten. Er starb 1284.



fers der Welt, den Schöpfer jener Hypothese genannt, so hätte die Wahrheit Nichts dadurch verloren, und die Ehre des königl. Tadlers sehr viel gewonnen; aber schwerlich würden wir alsdann etwas davon wissen. Dieses ist wohl oft der Fall mit den guten Gedanken und den guten Thaten nicht bloß der Könige. Die Schreiberin der großen Weltgeschichte, ich meine die historische Muse, hatte seit jeher eine kleine Ähnlichkeit mit den Erzählerinnen der kleinen Stadtgeschichte, sie begünstigte immer ein wenig das Scandal. Eben dieser König soll auch, wie Mariana erzählt, die Einrichtung des menschlichen Körpers fehlerhaft gefunden haben. Hätte sein Tadel auch hier nur die damaligen Systeme der Physiologie betroffen, so ist es Schade, daß wir nicht mehr davon wissen. Vielleicht könnten unsere heutigen Ptolemäer noch etwas daraus lernen. Die historische Muse merkt ferner an, daß Alphonsus der Weise zwar ein Mann von großem Genie, aber stolz und von sehr unbändiger Zunge gewesen sei; daß er über seinen Beobachtungen des Himmels die Erde vergessen, und so die römische Königskrone verscherzt habe; endlich, daß er von seinem Onkel Emanuel und den Großen des Reichs durch ein förmliches Decret des Throns entsetzt worden sei, und dieses zwar, wie uns die Muse durch den Jesuiten Mariana*) versichern läßt, wegen seines frechen Tadels der Schöpfung, von Rechtswegen (Weidleri Hist. astron. Cap. XII. Sect. XVIII). — Sehr merkwürdig

*) Joh. Mariana, Jesuit, geb. 1537, gest. 1642 zu Toledo.

sind hier die Äußerungen eines andern Niclas, wie ihn einmal der Jesuit Riccioli nennt, der damit auf den Copernicus unfehlbar etwas spöttisch deutet, nämlich des Cardinals Nicolaus de Cusa*) oder Cusanus, eines sehr gelehrten Deutschen, der, außer mehreren theologischen, mathematischen und naturhistorischen Werken, auch ein Buch de docta ignorantia geschrieben hat. In diesem rechnet er es den Alten ausdrücklich zur Unwissenheit an, wenn sie geglaubt haben, die Erde stände stille. Seine Worte sind in der That stark: Jam nobis manifestum est, sagt er, terram istam in veritate moveri, licet hoc nobis non appareat, cum non apprehendamus motum, nisi per quandam comparationem ad Fixum etc. Man findet die Stelle mit andern hierher gehörigen aus eben diesem Buche, in Ricciolii Alm. nov. Lib. IX, sect. IV, cap. II, beisammen. Indessen widerspricht sich der Cardinal wieder in andern seiner Schriften; er besönne sich da eines Bessern, sagt der sonst gelehrte und scharfsinnige Jesuit, der bis an sein Ende ex officio glaubte, die Erde ruhe, aber doch, weil er schon die Jupiterstrabanten gesehen hatte, dem Copernicus so weit (vermuthlich ex officio ein wenig temporisirend) nachgab, daß er schon außer dem Mercur und der Venus, auch den Mars um die Sonne laufen ließ. Nicolaus Cusanus starb

*) Nicolaus de Cusa (Cusa ein kleines Dorf an der Mosel) wurde im 23ten Jahre Doctor juris, wohnte dem Concilio zu Basel bei (1431), wurde 1448 Cardinal. Gest. 1464.

1464, also 9 Jahre früher als Copernicus geboren ward. — Daß es schon auf drittehalbhundert Jahre vor unserer Zeitrechnung Menschen gegeben hat, die die Lehre von der Bewegung der Erde für unheilig erklärten, vermuthlich um die herrliche Gelegenheit zu haben, diejenigen wenigstens zu verfolgen, die man nicht widerlegen konnte, davon hat uns Plutarch ein merkwürdiges Beispiel aufbewahrt. Er erzählt (de facie in orbe lunae) in der Person seines Lucius: Kleanthes habe den Aristarch der Irreligion wegen angeklagt, weil er die Bewegung der Erde gelehrt, und dadurch gleichsam die Lares der Natur und den Tempel der Vesta von der Stelle gerückt habe. — Nach einer andern Leseart soll, umgekehrt, Aristarch den Kleanthes angeklagt haben. Daß aber hier die Namen versetzt seien, erhellet nicht allein schon daraus, daß Aristarch bekanntlich die Bewegung der Erde um die Sonne lehrte, sondern daß auch nicht Kleanthes aus Samos war, wie in der verdorbenen Stelle gesagt wird, sondern Aristarch. Kleanthes war aus Assos. Dieses ist, so viel ich weiß, das einzige Beispiel vor unserer Zeitrechnung; nachher mehren sich die Beispiele von dieser praktischen Mönchsastronomie ins Unendliche, und die Kritik hat nicht nöthig, erst auszumachen, wer der Verfolger und wer der Verfolgte war. Ist es nicht sonderbar, daß es auf derselben Insel (Sicilien), wo es vor mehr als 2000 Jahren dem Nicetas niemand wehrte, die Umdrehung der Erde um die Achse zu lehren, noch vor nicht gar langer Zeit Christon verboten war, ein Gleiches zu thun? Doch,

dem Himmel sei Dank, die Zeiten sind vorbei, indem nunmehr selbst ein Landsmann des Nicetas, der Sicilianer Piazzi*), seine Verwunderung über diese traurigen Verirrungen des menschlichen Geistes öffentlich bezeigen durfte. Die Menschenclasse, durch die die Vernunft so oft in Inquisition genommen ward, sieht sich nun endlich, umgekehrt, mit ihrem erbärmlichen Prozeß vor das Inquisitionsgericht der Vernunft gezogen. Ketten und finstere Kerker werden freilich am Ende ihre Strafe da nicht sein, aber dafür immer ein für sie lästiges Stück Arbeit — die Pflicht, weiser zu werden.

---

*) Man sehe die vortreffliche Vorrede zu seinem Werke: della Specola astronomica de Regj studj di Palermo. In Palermo 1792. Fol. Anm. des Verfassers.

Giuseppe Piazzi, geb. 1746. Professor der Astronomie auf Malta (1770), in Palermo (1781). Am 1sten Januar 1801 entdeckte er einen neuen Planeten, die Ceres.

Beilage III.

Copernicus erzählt seine Geschichte dem Papst sehr sorgfältig, und setzt daher die ganze Stelle mit den Worten des Grundtextes selbst in die Dedication. Es war also wohl diese Stelle hauptsächlich, die ihn zuerst zu seinen weitern Untersuchungen über die Bewegung der Erde um die Sonne, spannte, denn die um ihre Achse enthielt die aus dem Cicero schon. Es ist aber eine ganz andere Frage, deren Untersuchung gar nicht hierher gehört, ob diese Worte des Plutarch wirklich jenen copernicanischen Satz enthalten. Genug, daß er selbst sagt, er habe ihn darin gefunden, und wirklich kann man ihn auch, bei einer solchen Ideenjagd, wie die, worauf Copernicus ausging, leicht darin zu finden glauben. Daß er aber wirklich und ganz bestimmt darin liege, kann wohl mit Grunde nicht behauptet werden, so oft es auch, und selbst von berühmten Männern in diesem Fache geglaubt worden ist. Das Feuer, um welches sich nach jenen Pythagoreern die Erde drehte, war nicht die Sonne, sondern die Sonne selbst drehte sich vielmehr um jenes Centralfeuer, das sie bloß reflectirte. Man findet hierüber sehr gründliche Bemerkungen in Hrn. Prof. J. A.

Eberhard's Abhandlung über die Astronomie des Thales, in dessen neuen vermischten Schriften. Halle 1788. 8. S. 65. und in Hrn. J. L. Schaubach's Programm über die Meinungen der Alten von unserm Sonnensystem. Meiningen 1796. 4. S. 9. Im fünften Capitel des ersten Buchs seines Werks redet Copernicus ebenfalls vom Philolaus und dessen Gedanken, und setzt hinzu: er sei Mathematicus non vulgaris gewesen, cujus visendi gratia Plato non distulerit Italiam petere. Auch diese Stelle zeigt, wie nöthig es Copernicus fand, mit seinem Zeitalter über diese Dinge als mit Kindern und Schwachen zu sprechen. Seht, will er sagen, was ich da behaupte, das hat schon ehemals ein Mann gelehrt, dem sogar der göttliche Plato zu Gefallen gereiset ist, es kann also doch wohl so ganz einfältig nicht sein. Der gute Mann mußte sich also so viele Mühe geben, zu beweisen, daß er nicht der Erste gewesen sei, als mancher Neuerer bei dieser Gelegenheit würde angewendet haben, das Gegentheil für sich darzuthun. Unsere Zeiten sind aber denn doch gottlob! die bessern. Übrigens hätte Copernicus, wenn er gewollt hätte, die Zahl solcher Beweisstellen zu seinem Vortheil leicht vermehren können. Eine der deutlichsten und bestimmtesten ist wohl die, worin Archimedes die Meinung, daß sich die Erde um die Sonne bewege, dem Aristarch von Samos beilegt, (Arenarius. Edit. Wallis. Oxon. 1676. 8. p. 5.), die aber Copernicus, der sonst sowohl den Aristarch als den Archimedes in seinem Werk öfters anführt, nicht hat. Allein in den Schriften des Ari-

starch selbst findet sich auch nichts davon, und den Arenarius des Archimedes führt Copernicus nicht an. Doch schreibt auch Plutarch an andern Stellen seiner Schriften diesen Gedanken dem Aristarch zu (Eberhard a. a. O. S. 75). Wallis findet die Stelle im Arenarius so wichtig, daß er, wo er von dem Werth dieses Buchs redet, hauptsächlich auch anführt, daß uns durch dasselbe die Meinung des Aristarch aufbewahrt worden wäre, die schon das copernicanische System enthalte, und ohne dasselbe wohl möchte verloren gegangen sein. Man lernt aber auch aus dieser Stelle noch mehr, nämlich dieses, daß die damaligen Copernicaner ihre Lehre nicht mit sonderlichen Gründen müssen unterstützt haben, weil sie sonst wohl den Archimedes vermuthlich überzeugt hätten, der, aus Allem zu schließen, was wir von diesem außerordentlichen Manne wissen, den Gründen des Copernicus schwerlich seinen Beifall würde haben versagen können.

Beilage IV.

Die Stelle befindet sich im achten Capitel des ersten Buchs und heißt so: Cum ergo motus circularis sit universorum, partium vero etiam rectus, dicere possumus manere cum recto circularem, sicut cum aegro animal. So steht sie in allen drei Ausgaben des Buchs. Mulerius aber bezeichnet in der seinigen und neuesten das Wort aegro mit einem (†), setzt auf den Rand equo und erklärt in einer angehängten Note, es müsse equo heißen. Der Sinn sei: die Kreisbewegung bleibe noch so in der gradlinigen, wie der allgemeine Begriff vom Thiere überhaupt in dem besondern von einem Pferde. Ich glaube aber, daß aegro die wahre Leseart ist. Denn einige Perioden vorher sagte Copernicus: rectus (motus) supervenit iis, quae a loco suo naturali peregrinantur vel extraduntur, vel quomodolibet extra ipsum sunt, und bald darauf: rectus ergo motus non accidit, nisi rebus non recte se habentibus etc. Es scheint also Copernicus die gradlinige Bewegung in Rücksicht auf die allen Körpern auf der Erde gemeinschaftliche Kreisbewegung gleichsam als eine unnatürliche angesehen zu haben. Auf diese Weise wäre der Sinn obiger

Worte der: der Körper, der sich in der geraden Linie bewegt, behält die natürliche aller gemeinen Kreisbewegung dennoch immer bei, gerade so wie der Kranke, obgleich in einem unnatürlichen Zustande (non recte se habens), dennoch die Natur des Thieres beibehält. So wie der Zustand des Kranken ein aus der Natur des Thieres und der Krankheit zusammengesetzter Zustand ist, eben so ist jene geradlinige Bewegung aus der geradlinigen und kreisförmigen zusammengesetzt.

Beilage V.

Alles dieses zu erläutern wird folgende Betrachtung dienen: Gesetzt, die Erde laufe um die Sonne, ohne sich um ihre Achse zu drehen, das heißt so, daß jeder Durchmesser derselben bei der Fortbewegung immer in Lagen käme, die allen, die er vorher hatte, parallel wären: so würde ein Auge in der Sonne in einem Jahre alle Seiten der Erde zu sehen bekommen. Es würde ihm vorkommen, als habe sich die Erde einmal um eine Achse gedreht, die senkrecht auf der Ebene der Bahn stand, und zwar in einer Richtung, die der Richtung der Bewegung in der Bahn gerade entgegengesetzt wäre. Diese Umdrehung um eine Achse, die bloß scheinbar und eine Folge des Umlaufs um die Sonne ist, hielt Copernicus für eine reelle. Nun drehe sich aber die Erde wirklich um eine Achse, z. B. 365 Mal im Jahre, und zwar wollen wir, der Leichtigkeit wegen, den dieser Fall für die Vorstellung hat, annehmen, diese Achse falle in die Ebene der Bahn selbst, und bliebe bei der Fortbewegung der Erde sich immer eben so parallel, als sich vorher alle Durchmesser derselben geblieben waren, was wird die Folge sein? Das Auge in der Sonne würde alle die 365 Umwälzungen um

die Achse gesehen, und zugleich würde es ihm geschienen haben, als hätte sich die Erde auch einmal um eine auf die Bahn senkrecht stehende Art gedreht. Denn zweimal befand sich das Auge in der Linie der verlängerten Achse, und an entgegengesetzter Seite des Äquators der Kugel, und zweimal in der Ebene des Äquators, an entgegengesetzten Seiten der Achse. Diese scheinbare Umdrehung ist eben die, die wir vorher betrachtet haben. Nun ging aber Copernicus stillschweigends von dem Satz als Grundsatz aus: die natürliche Bewegung einer Kugel, die sich in einem Kreise fortbewegte, ohne sich um ihre Achse zu drehen, sei die, daß sie dem Mittelpunkt des Kreises immer dieselbe Seite zukehre (dieses ist die keplerische Idee). Wendet man nun dieses auf unsern zweiten Fall an, da die Erde sich um eine Achse dreht, die in der Ebene ihrer Bahn liegt, und sagt, die Achse habe gleich anfangs einen rechten Winkel mit dem Radius der Bahn gemacht, so würde sie nur nach der Mechanik des Copernicus immerfort einen rechten Winkel mit dem Radius haben machen müssen, und die Tage wären sich alle einander und in diesem besondern Falle auch den Nächten gleich gewesen. Hätte aber nun Copernicus gefunden, daß dieses nicht wäre, sondern, daß sich die Tage sowohl als die Nächte sehr ungleich wären, und sich die Sache vielmehr gerade so verhielte, als machte die Erdachse nicht immer denselben Winkel mit dem Radius der Bahn, sondern bliebe sich vielmehr immer selbst parallel, so mußte er, um seinem Grundsatze getreu zu bleiben, nothwendig sagen: während die Erde z. B. 30 Grade,

in ihrer Bahn von Westen nach Osten fortrückt, dreht sich ihre Achse um einen Winkel von 30 Graden rückwärts von Osten nach Westen, oder mit andern Worten: während die Erde in ihrer Bahn um einen gewissen Bogen fortrückt, dreht sie sich um einen eben so großen Bogen rückwärts um eine Achse, die auf der Ebene ihrer Bahn senkrecht steht. Dieses ist nun jene dritte Bewegung der Erde. Man begreift leicht, daß alle die Schlüsse dieselben bleiben, wenn die Achse der Erde gegen ihre Bahn geneigt wäre. Denn denkt man sich in unserm Falle eine Ebene durch die Achse der Erde senkrecht auf die Bahn, das ist einen Meridian, der senkrecht auf der Bahn steht, so wird Alles, was von dem Drehen der Achse gesetzt worden ist, nun von diesem senkrechten Meridian gelten. Da aber alle Achsen, die man sich denken kann, bei ihren Neigungen gegen die Bahn in diesen Meridian fallen müssen, so gilt es auch von allen. Stände die Achse der Erde selbst auf der Bahn senkrecht, so ist freilich keine Drehung nöthig, denn da folgt der Parallelismus der Achse schon unmittelbar aus dem copernicanischen Grundsatze selbst. Weil nun jede Linie, die senkrecht auf der Erdbahn steht, unendlich verlängert in die Pole der Ekliptik trifft, so läßt sich auch der copernicanische Satz so ausdrücken, wie im Texte geschehen ist: die Erde dreht sich des Jahrs einmal um die Pole der Ekliptik in einer Richtung, die der in ihrer Bahn entgegengesetzt ist.

Aufsätze

aus dem

göttingischen Taschenbuch

zum

Nutzen und Vergnügen*).

---

*) Den obigen Aufsätzen, welchen wir eine genaue Angabe der betreffenden Taschenbücher hinzugefügt, werden wir diejenigen folgen lassen, die, eben daselbst befindlich, zwar in die erste Ausgabe nicht mit aufgenommen sind, sich dazu aber, nach den Grenzen, die wir uns gesetzt haben, zu eignen scheinen. Der Unterscheidung wegen, werden wir sie mit einem vorgesetzten Kreuzchen bezeichnen.

Besondere Achtung einiger Völker gegen die Damen.

(Götting. Taschenkalender 1778. S. 44—46.)

Es gereicht unstreitig dem verstorbenen Grafen von Chesterfield zu nicht geringer Ehre, daß man einige seiner Grundsätze vom Frauenzimmer durch die Gebräuche ganzer Nationen bestätigt findet. Bei Beurtheilung der Proben, die wir davon geben wollen, muß man freilich alle Mal Klima und Politur des Landes mit in Rechnung bringen, durch welche die Ausübung eines und eben desselben Grundsatzes oft ein sehr verschiedenes Ansehen erhält. Die Menschen können über den ganzen Erdboden keinen Widerspruch leiden; allein wo man in Göttingen sagt: erlauben Sie gütigst, da schlägt man einem zu Kinpoukon hinter die Ohren.

Bei den galanten Otaheiten, und selbst bei den christlichen Morlacken, dürfen die Weiber nicht mit den Männern an einem Tisch sitzen; bei den letztern schlafen sie gar vor dem Bette des Mannes auf der bloßen Erde.

Auf einigen der neuerlich von den Engländern besuchten Inseln der Südsee ist es so sehr eingeführt, daß die Frau bei den Spaziergängen des Mannes den Bündel schleppt, daß sogar ein Bedienter des Capt. Cook, der seinem Herrn etwas nachtrug, sich dadurch einige zärtliche Begegnungen von den Wilden zuzog, weil sie ihn für ein Frauenzimmer hielten.

Bei den Indianern in Guiana muß die Dame ihrem Herrn, wenn er auf die Jagd geht, die Hunde nachtragen, damit das arme Vieh nicht müde wird; und wenn sie noch jung sind, so müssen sie ihnen auch unterweges, als ob es eigene Familie wäre, die Brust geben.

Unter den meisten Indianern haben sie die Ehre einer Verrichtung ausschließlich, die der Grund aller übrigen ist, nämlich das Feld eigenhändig zu bauen, auch die Hütten aufzuschlagen, und überhaupt die harten Arbeiten zu thun, während der Mann auf der Jagd ist oder schläft. Dabei dürfen sie keine Kindermädchen halten, sondern schleppen die Kinder überall mit, säugen sie über die Schulter, oder stecken sie, wie die Esquimaux, in die Pelzstiefel.

In Loango darf die Frau nicht anders als knieend mit dem Mann reden.

In Persien sind die Damen von der Poesie ausgeschlossen.

Sie sagen, wenn die Henne krähen will, so muß man ihr die Kehle abschneiden.

Am galantesten werden sie von den Samojeden behandelt: sie dürfen nicht allein nicht am Tisch mit dem Manne essen, sondern er spricht, einige zärtliche Abende ausgenommen, nicht ein Mal mit ihnen, sondern läßt sich Alles an den Augen absehen. Das Abpacken der vorn auf den Schlitten gebundenen Kleider darf sie nicht von oben verrichten, sondern muß unter den Stangen durchkriechen, zwischen welche das Rennthier gespannt ist. Auch darf sie bei einer Schlittenreise niemals zwischen zwei Schlitten durchgehen, wenn sie auf die andere Seite des Zuges will, sondern muß entweder wieder unter den Stangen durchzukommen suchen, oder um den ganzen Zug herum laufen.

Bei eben diesem Volke werden sie oft, während der Geburtsschmerzen, gleichsam wie auf der Folter, von dem Manne befragt, ob sie keiner Untreue gegen ihn schuldig wären, welches dann die guten Frauen, um sich durch Lügen keine schwere Geburt zuzuziehen, oft treuherzig bekennen sollen. Sie haben aber von einem solchen Geständnisse nichts zu befürchten, sondern der Mann geht nur hin zu dem, den es getroffen hat, und läßt sich für den ungebetenen Dienst eine Entschädigung bezahlen. Ist der Thäter ein Verwandter, so verschweigt das Weib nur den Namen, und der Mann weiß alsdann schon, bei wem er die Schuld einzufordern hat.

Über
die Vornamen.
Ein
Beitrag
zur
Geschichte menschlicher Thorheiten.

(Götting. Taschenkalender 1779. S. 31—34.)

Schon lange vorher, ehe Sterne die Entdeckung machte, daß Johann und Peter unbedeutende, und Judas und Herostrat unschickliche Namen waren, sannen etliche europäische Nationen darauf, ihren Kindern bessere Namen zu geben, oder vielmehr in den heroischen oder jüdischen Modenamen die Denkungsart ihrer Zeiten zu erhalten. In Italien war im sechszehnten Jahrhundert der herrschende Geschmack, die Vornamen aus dem berühmten Roman von der runden Tafel zu wählen, und es fand sich kaum ein großes Geschlecht, das nicht einen Lancellot, Percival, Meliandus, Galwin, oder Galeotto, unter seine Vorfahren oder Descendenten zählte. Wer die Stammtafeln der

Häuser Este, Doria, oder Visconti mit diesen Gedanken ansieht, wird ohne Mühe noch mehr Ritternamen von der runden Tafel finden. Diese Sucht war auch bei den niedern Ständen so eingerissen, daß die Geistlichen alle Mühe hatten, christliche Namen wieder in Gang zu bringen. Sie schrieben lange Namenverzeichnisse von männlichen und weiblichen Heiligen, zum Besten ihrer Pfarrkinder, und man hat verschiedene Bücher aus solchen Zeiten, welche von den Namen handeln, die man Kindern in der Taufe mit gutem Fug beilegen könne. Vielleicht sind aus diesen Büchern die ehemals so zahlreichen akademischen Streitschriften, von gelehrten Hansen, und berühmten Heinrichen entstanden, und vielleicht hatten einige von diesen Verf. das unerkannte Nebenverdienst, einen ungerechter Weise verdächtigen Namen ihren Landsleuten durch einleuchtende Beispiele annehmlich zu machen.

Im vorigen Jahrhundert, unter der Regierung Carl I. *) verfielen die Independenten, Millenarier, und andere damals in England herrschende Secten, auf eine andere Bizarrerie mit den Vornamen. Sie verwarfen nämlich solche Benennungen, wie Henrich, Wilhelm und Eduard, als heidnisch, auch viele Namen des neuen Testaments, Thomas, Andreas, Johann, die doch selbst Apostel geführet hatten, waren ihnen immer noch zu weltlich. Zerubabel, Habacuc, Haggai waren ihre liebsten Namen. Brome **), der um diese Zeit eine Reisebe-

*) Geb. 1600, enthauptet 30. Jan. 1646.

**) James Brome, Travels over England, Scotland and

schreibung durch England schrieb, sagt, daß Cromwell *) bei seiner Armee alle Namen des alten Testaments erschöpft habe, und daß seine Officiere die genealogischen Kapitel der Bibel zu ihren Musterrollen brauchten. Einige dieser Leute gingen noch weiter, und gaben ihren Kindern andächtige Sentenzen und Sprüche statt der Namen: wie z. B. Halte fest im Glauben, Gott getreu, Sei standhaft, Weine nicht. Unter andern ward damals ein gewisser Barebone, wegen seines großen Namens mit Recht berühmt. Er hieß: Wäre Christus nicht für mich gestorben, so wäre ich verdammt Barebone. Dieser Name war doch damals schon Vielen zu lang, und er hieß gewöhnlich abgekürzt, Damn'd Barebone, verdammter B. Viele von diesen Schwärmern waren die ersten Anbauer von Neuengland, diese trieben die Sucht zu den Namen des alten Testaments noch weiter. Sie fanden nämlich eine besondere Andacht darin, am Bache Kidron, im Lande Gosen, in Salem und Ephrata zu wohnen. Deßwegen führen so viele Örter in diesem Lande jüdische Namen, und dieser Städte sind so viel, daß man zuweilen glauben möchte, in Palästina versetzt zu sein, wenn man nicht mitten unter diesen auch die Namen Fairfield, Maidenhead und Hackinsack und die Ströme Brandywine und Sassafras fände.

Wales. London, 1694. 8. unter dem Namen Roger; und 1707. 8. unter seinem wahren Namen.

*) Oliver Cromwell, geb. 1603, gest. 1658.

Vergleichung der Malerei
auf einem
Schmetterlingsflügel
mit einem
Meisterstück in mosaischer Arbeit.

(Götting. Taschenkalender 1780. S. 1—8.)

Wir haben verschiedener Ursachen wegen die Fortsetzung der Betrachtungen über das Weltgebäude dieses Jahr ausgesetzt und geben dafür einige andere über einen minder großen Gegenstand zu gleichem Endzweck. Wer astronomische Betrachtungen des andächtigen Erstaunens und des Gefühls von Unbedeutlichkeit unserer und unserer Werke wegen liebt, die sie in ihm erwecken, der wird auch diesen Aufsatz nicht ganz ohne Unterhaltung lesen. Unser Sonnensystem verschwindet, verglichen mit dem uns übersehbaren Theil des unermeßlichen Raums, so wie die höchste menschliche Kunst, auch unter der vortheilhaftesten Vergleichung, gegen die vergänglichsten Werke

der Natur. Jenes aus dem großen Ganzen weggerückt, würde eine Lücke in ihm zurücklassen, derjenigen ähnlich, die ein dem Gestade des Weltmeeres entwendetes Sandkorn in demselben zurückließe, und das größte Kunststück musivischer Arbeit gegen den Flügel eines Schmetterlinges gehalten, deren die Natur in einer Sommerstunde tausende formt und von uns unbewundert und ungesehen wieder einschmelzt, ist, selbst nur Oberfläche gegen Oberfläche verglichen, schnödes Kinderspiel.

Unter mosaischer oder musivischer Arbeit verstehen wir hier bloß diejenige Art von Malerei, da man die verschiedenen Farben der Gegenstände, durch schickliche Zusammensetzung von Stückchen farbigen Marmors, Glases oder gebrannten Thons, nachzuahmen sucht. Bei Malereien, denen das Auge nicht sehr nahe kommen kann, als z. E. an Gewölben von Kirchen, oder an Decken hoher Säle, können diese Stückchen Stein von beträchtlicher Größe genommen werden, ohne daß dadurch eine unangenehme Härte in den Übergängen von Licht zum Schatten erfolgte. Hingegen bei Gemälden, die man für das nahe Auge verfertigt, müssen sie sehr fein genommen werden. Das Verfahren ist dabei ungefähr folgendes. Der Künstler schneidet sich aus Glas oder Marmor von allerlei Farben subtile Stiftchen von der Dicke einer feinen Nadel, überzieht alsdann eine Metallplatte mit einem Kitt, der, wenn er völlig trocken wird, eine Steinhärte annimmt. Solange er noch weich ist, entwirft er seine Zeichnungen darauf, drückt alsdann die Stiftchen nach den gehörigen Mischungen, eins dicht am andern, hinein,

und verfertigt gleichsam eine Art von Stickerei, nur mit dem Unterschied, bei Stickereien erfordert jede Farbe ihren eignen Faden und hier muß jeder Stich mit einer neuen Nadel geschehen. Ist nun die ganze Masse hart, und Kitt und Stifte wie in eins gebacken, so wird die obere Fläche abgeschliffen und polirt, da denn das Ganze wie in Marmor gewachsen aussieht. Unstreitig ist dieses unter allen Arten von Malerei die dauerhafteste, allein auch gewiß die mühsamste. Ein Gemälde, das ein geschickter Künstler mit Ölfarbe an einem Tage vollenden könnte, erfordert hier ganze Jahre Zeit, und die Anzahl der Stifte in einem sehr bewunderten Stück zu Rom, von welchem Keyßler redet, enthält 125000 Stifte im Quadratfuß, oder mit 144, der Anzahl der Quadratzolle im Quadratfuß dividirt, 868 im Quadratzoll. Die Arbeit bei dieser Malerei wollen wir hier zur Vergleichung wählen. Ein englischer Naturkenner, der sich nicht genannt hat, aber seine Versuche mit großer Genauigkeit beschreibt, schnitt aus Papier ein kleines Quadrat aus, dessen Seite genau ¼ Zoll betrug, dieses leimte er auf die untere Seite des obern Flügels von einem sogenannten Pfauenschmetterling, und schnitt nun nach diesem Stückchen Papier ein gleich großes Stück des Flügels aus. Auf diesem kleinen Quadrat zählte er unter dem Mikroskop 70 Reihen der kleinen Schuppen, durch die dasjenige in der Malerei des Flügels dieses Insects ausgerichtet wird, was man durch die Stifte im musivischen Gemälde zu erhalten sucht, und 90 Schuppen in jeder Reihe, also auf dem ganzen Quadrat 6300. Da nun dieses Quadrat der sechszehnte Theil des Quadratzolls war, so würde ein Quadratzoll von diesem Flügel 100736 Schuppen auf einer Seite enthalten, und auf diese Weise verhielte sich die Feinheit der Malerei in diesem Schmetterlingsflügel zu der in einem be-

wunderten Werke des neuen Roms wie 868 zu 100736 oder wie 1 zu 116. Nun hat man aber alte römische Fußböden entdeckt, die mit Steinchen eingelegt sind, deren etwa eins ins andere gerechnet 11 auf einen Quadratzoll gehen. Die Arbeit an einem solchen Fußboden wäre also nur 79 Mal gröber als die am Gemälde, da die am Gemälde 116 Mal gröber ist als die am Schmetterlingsflügel. Doch so steht die Sache noch nicht im stärksten Licht. Es ist bekannt, daß die Flügel des Schmetterlings, bald nachdem er ausgekrochen, viel kleiner sind, als nachher, ob sie gleich ihre völlige Größe sehr bald erreichen. In dem kleinern Raume haben sie aber dessen ungeachtet die ganze Anzahl Schuppen, und folglich ist da die Malerei noch viel feiner. Weil die Zeit dieses Zustandes sehr schwer abzuwarten ist, so hat man nur nöthig, die Puppen täglich anzusehen, so wird man einige Tage vorher, ehe der Schmetterling auskriecht, schon durch die durchsichtige Decke den ganz entwickelten Flügel erblicken. Alsdann kann man die Puppe öffnen und die Beobachtung anstellen. Auf einem solchen Flügel fand der englische Naturkenner die Malerei 9¼ Mal feiner als auf dem völlig ausgewachsenen, das heißt, es würden 931808 Schuppen auf einen Quadratzoll gegangen sein, und die Feinheit der Arbeit bei dem römischen Gemälde verhält sich also zu dieser wie 1 zu 1073. Weiter darf man die Vergleichung nicht treiben, denn nur noch einen Schritt, so fällt alle menschliche Kunst hin, und man schämt sich der Verwegenheit, sie gewagt zu haben. Man braucht keine starke Vergrößerer, um das Unregelmäßige in der Form der Stifte sowohl, als ihrer Lage, und in dem zwischen ihnen enthaltenen Kitt, bei einem musivischen Gemälde zu entdecken; hingegen muß unser blödes Auge erst Vergrößerungsgläser zur Hand nehmen, um die wundervolle

Ordnung in den Schuppen des Schmetterlingsflügels, dessen Farbenzüge Tausende für den ganzen Endzweck halten, zu erkennen. Zerstört man diese Schönheit durch Vergrößerung, so steigt aus ihrer Hülle wieder eine neue hervor, Schönheit einzelner Theile, ihrer Form und Fibern, und auch hier würden wieder neue hervortreten, wenn unsere Gläser hinreichten, die Decke abzuziehen, die sie verhüllt. Doch wir brechen ab, und überlassen das fernere Detail der Vergleichung dem Leser selbst, und geben nur noch eine kleine Tafel, ihm die flüchtige Gegeneinanderhaltung zu erleichtern. Mit dem Worte Farbenpunkt haben wir hier bezeichnet, was zwar jedem an sich verständlich sein wird, aber doch eigentlich bei dem römischen Fußboden schicklicher mit Würfel, bei der musivischen Arbeit mit Stift, beim Schmetterling mit Federchen oder Schuppen und in der Stickerei und gewürkter Arbeit durch Stiche und Fäden hätte bezeichnet werden müssen.

Ein altrömischer Fußboden	enthält	11	Farbenpunkte in einem Quadratzoll.
Ein neurömisches Gemälde		868	
Eine schöne gewürkte Tapete		273	
Die feinste Stickerei		484	
Ein Flügel des vollendeten Schmetterlings		100736	
Der Flügel eines aus der Puppe geschnittenen.		931808	

William Crotch,

das

musikalische Wunderkind.

(Götting. Taschenkalender 1780. S. 8—19.)

Beispiele von äußerster Perfectibilität und Corruptibilität der menschlichen Natur sowohl, als großer scharf bestimmter Anlagen im Menschen, sind, so wie sie die vorzüglichste Aufmerksamkeit des Philosophen verdienen, auch zum Glück das, was auch die gemeinsten Seelen aufmerksam macht. Die Betrachtungen, zu denen sie Anlaß geben, ließen sich sehr vervielfältigen; wir wollen nur ein paar hersetzen. Es gibt Moden und Sitten, die nur eine Woche dauern, andere leben Monate durch, andere Jahre, viele unter dem Namen Schlendrian Jahrhunderte, und andere, von denen der Grund tiefer liegt, können Jahrtausende dauern. Vielleicht ist Alles, was wir jetzt von menschlichen Fähigkeiten wissen, noch immer ein sehr klei-

ner Cirkel, in welchen uns politische und religiöse Rücksichten, falsche Demüthigung vor dem Alterthume und Erziehung zu einem eingebildeten Zweck, einschließen. Stände die Welt noch eine halbe Million Jahre hin, so wäre die Zeit, die sie gestanden hat, gerade was eine Stunde in dem Leben eines Menschen ist. Aus der Art oder Unart dieser Stunde läßt sich wenig oder nichts für künftige Fähigkeiten herleiten, und was Erziehung im Menschen vermag, läßt sich nicht bestimmen. Als die Mutter des großen Mengs *) mit ihm schwanger ging, pflegte der Vater öfters zu sagen, wenn dieses ein Junge wird, so soll er das Malen lernen, soll Raphael heißen und soll auch ein Raphael werden. Es ist Alles eingetroffen. Wenn Künste und Wissenschaften nur überall ein so baares, unausbleibliches Lob erhielten als Luftspringen, wenn die Lehrer Anlagen des Geistes und Richtungen der Fähigkeiten dort so leicht entdecken könnten als hier, wenn Gefühl für Ehre, Ruhm und Unsterblichkeit so sehr geschärft werden könnte, als das für das Klatschen einer gaffenden und liebenden Menge, und beim Künstler und Gelehrten das ganze Leben eine Übung ihres Geschäftes würde, als wie beim Luftspringer, gerechter Himmel, was für Sprünge würden wir nicht thun? Ferner, wie weit sich die Anlagen im Menschen erstrecken können, ist eben so ungewiß. Wer ihnen schon Grenzen in seinen Gedanken gesetzt hat, wird vielleicht, wenn er

*) Anton Raphael Mengs, geb. zu Aussig in Böhmen 1728, gest. zu Rom 1779.

nachstehende Geschichte des musikalischen Kindes liest, sich genöthigt sehen, sie wieder weiter hinauszurücken.

Dieses außerordentliche Kind, Namens William Crotch, ist der Sohn von Michael und Isabella Crotch, und zu Norwich am 5ten Julius 1775 geboren. Der Vater, ein sinnreicher Zimmermann, verfertigte sich zum Zeitvertreib eine Orgel, die er in seiner Stube aufstellte, und diesem Umstande hat man die frühe Entdeckung des musikalischen Genies dieses Kindes zu danken. Denn eine gewisse Frau Lullmann, die zu Norwich mit dem größten Beifall in der Musik Unterricht ertheilte, war sehr bekannt mit den Eltern des Kindes, kam öfters zu ihnen und spielte alsdann auch gemeiniglich auf der Orgel und sang dazu.

An einem Abend, es war um die Mitte des Augusts 1777, als eben Frau Lullmann sehr lange spielte und sang, und der Junge auf seiner Mutter Schooß dabei saß, fing er an ungewöhnlich unruhig zu werden. Die Mutter, die nicht begreifen konnte, was die Ursache davon sei, dachte endlich, es stäche ihn eine Nadel und kleidete ihn sogar aus, um die Stelle zu finden, allein sie fand nichts, und Alles war vergeblich. Indessen, als er zu Bette gebracht werden sollte, und man ihn an der Orgel vorbeitrug, streckte er seine kleinen Arme darnach aus, und dieses mit so vieler Hitze, daß ihn Frau Crotch, ob es gleich um diese Zeit war, vor die Claves niedersetzte, die er auch gleich, und, wie sie sich nachher erinnerte, mit einer Art von Entzücken schlug. Sie ließ ihn einige Mi-

nuten spielen, und nahm ihn alsdann weg, weil sie Alles für die gewöhnliche Kinderlaune hielt, und legte ihn zu Bette, das er auch nun willig geschehen ließ. Den folgenden Morgen, als Frau Crotch nach dem Markt gegangen war, hielt Hr. Crotch das Kind, und brachte es an die Orgel und ließ es spielen. Allein wie sehr erstaunte er nicht, als er Zusammenhang und Ordnung in dem Spiele des Kindes bemerkte, es waren ganze Zeilen aus den Liedern God save the King und Let ambition fire the mind. Das erstere hatte der Vater mehrmals in des Kindes Beisein gespielt, das letztere Frau Lullmann. Als die Mutter nach Hause kam, konnte sie die Erzählung von den Wundern ihres Kindes nicht glauben, allein der kleine William ließ sich gleich in ihrer Gegenwart zum zweitenmale hören und überzeugte sie völlig, und von dieser Zeit durfte er spielen, so lange und so oft er Neigung hatte.

Nunmehr war er zwei Jahre und drei Wochen alt, und Alles was nur in Norwich spielen konnte oder Geschmack an Musik hatte, lief nach seinem Hause. Er spielte fast jeden Tag, lernte mehrere Stücke, und fing nun an, mitunter etwas von seiner eigenen Composition einzumischen. Alles, was er zusetzte, war sehr harmonisch, denn jeder Mißklang erregt bei ihm Widerwillen. So spielte er in vielen öffentlichen Assembleen in Norwich bis in den November, da ihn die Mutter nach Cambridge brachte. In dieser Stadt spielte er auf allen Orgeln sowohl der Kirchen, als der Collegien, nach der Reihe herum, zum größten Erstaunen der dortigen Gelehrten und

Kenner. Im December wurde er endlich nach London gebracht, spielte aber nicht eher öffentlich, als bis er sich vor beiden königl. Majestäten und der königl. Familie hatte hören lassen, denen er am 7ten Februar 1779 durch Lady Hertford im Pallaste der Königin vorgestellt wurde. Hier erhielt er allen nur erwünschten Beifall und ließ sich den 26sten darauf in der königl. Schloßkapelle zu St. James, nachdem der Gottesdienst vorüber war, noch einmal auf der großen Orgel in Gegenwart des Königs und der Königin hören.

Von dieser Zeit an spielte er alle Tage zwischen Eins und Drei öffentlich in einem Hause in Piccadilly. Ein guter Beobachter, der sein Spiel am 26sten April mit angehört, ertheilt davon folgende Nachricht: Der junge Crotch ist jetzt drei Jahr und acht Monat alt, ist ein munterer, thätiger Junge, hat eine angenehme Gesichtsbildung, schöne blaue Augen und ein Flachshaar. In der Mitte des Saals an der Wand steht seine Orgel auf einer kleinen 2 Fuß hohen Bühne, um die man, nach dem Zimmer zu, einen halben Cirkel von Eisen gezogen hat, der den kleinen Tonkünstler von der Gesellschaft absondert und ihm auf seinem Sitz Sicherheit gibt. Auf der Bühne vor der Orgel steht ein Armsessel und auf demselben ein kleiner, geflochtener Stuhl, den die Mutter mit einem Schnupftuch am erstern fest bindet, damit er nicht mit sammt dem Virtuosen, der in den kurzen Zwischenräumen, da er nicht spielt, oft allerlei seltsame Streiche macht, herunterfällt. Vor ihn setzt man gemeiniglich ein Buch, so daß es den etwas entfernten Zuhörern vor-

kommen muß, als spiele er von Noten, es ist aber oft weiter nichts, als ein Magazin oder sonst ein Bilderbuch, auf welches er seine Augen richtet und womit er sich unterhält, indessen er fremde Sachen oder eigene Phantasien spielt. Ja, während als er spielt, lacht er oft, plaudert und sieht sich nach den Leuten um, immer mit seinen kleinen Händen geschäftig auf dem Clavier, und das so unbekümmert und mit so vieler Gleichgültigkeit, daß es aussieht, als wüßte er selbst nicht, was er thäte.

Sein Geschmack ist für feierliche Musik, hauptsächlich Kirchenmusik. Sobald er ein regelmäßiges Stück oder einen Theil von einem, oder auch ein paar kleine Phantasien von seiner eigenen Erfindung gespielt hat, so hört er auf und da ist er oft ein muthwilliger Junge. Die Gesellschaft gibt ihm alsdann gemeiniglich Kuchen, Äpfel, Orangen oder sonst etwas, um ihn wieder zum Spielen zu bringen, aber es hält schwer, ihn zu bewegen, gerade das Stück zu spielen, das man verlangt, man müßte dann seinen kleinen Stolz rege machen und ihm zum Beispiel sagen, man glaube, er könne es nicht, oder habe es vergessen. Dieses Mittel schlägt selten fehl und gemeiniglich spielt er das Verlangte alsdann mit neuem Feuer.

Nachdem er damals über eine Stunde gespielt hatte, bat er, man möchte ihn auf die Erde lassen, und ihm ein Stück Kreide geben. Mit diesem legte er sich hin und zeichnete ein groteskes Gesicht auf dem Boden des Zimmers. Seine Mut-

ter sagte, es gleiche einem alten Grenadier, den er den Morgen im Park gesehen hätte. Überhaupt ist sein Talent, nachzuahmen was er sieht und hört, sehr stark. Auch verdient bei einem solchen Kinde, dessen Gedanken und Ausdrücke man nicht genau genug sammeln kann, Folgendes bemerkt zu werden. Eine Dame gab ihm eine ungewöhnlich dicke Orange, diese sah er eine kurze Zeit mit Bewunderung an und sagte: Ach das ist eine doppelte. Einige Leute sagen, er sei eigensinnig. Es ist wahr, er will nicht immer die ganze Zeit ununterbrochen durch spielen, da die Gesellschaft da ist: allein ist es nicht vielmehr zu bewundern, daß ein solches Kind, mit dem man noch nicht raisonniren kann und welches zwingen zu wollen Grausamkeit sein würde, doch noch allemal spielt, so oft die Gesellschaft kommt? Noch fügt dieser Verfasser hinzu, daß, wenn jemand mit der rechten Hand etwas auf der Orgel spielt, es sei was es wolle, er gleich mit seiner linken aus dem Stegreif den Baß dazu spiele.

Andere Nachrichten, die uns von Freunden zugekommen sind, enthalten außer Einigem von dem, was wir bereits angezeigt haben, noch dieses: Er spiele Alles nach, was er einmal gehört habe, und oft mit Variationen, und sei in diesem Stücke von einigen der größten Meister geprüft worden; er sei von sehr schwächlicher Gesundheit und daher nicht immer aufgeräumt; er könne zwar gleich alle Töne nennen, die man ihm anschlage, aber doch bezeichne er die halben nur mit Halbton; er ergötze sich sehr oft mit der Kindertrommel.

Das Schattenbild, wovon wir eine Copie hier beigefügt haben, soll ihm sehr ähnlich sein. Es bedarf wohl kaum einer Erinnerung, daß die fast kugelförmige Gestalt des Oberkopfs von den Haaren herrührt, die die Engländer ihren Knaben nach allen Seiten am Kopfe herunter kämmen, und die da, wo sie gestümpft werden, zum Beispiel bei der Stirne, eine Krümmung nach innen zu annehmen, die kleiner ist als die vom Kopf, und eine solche Ründe im Schatten verursachen. So viel wir wissen, ist er jetzt (August 1779) noch immer wohl auf, und wird vermuthlich eine Reise nach andern Ländern machen.

So eben, da der erste Bogen dieses Aufsatzes bereits abgedruckt ist, ertheilt uns Jemand, der das Kind im März gesehen, noch mündlich folgende Zusätze, aus eigenen Beobachtungen.

Ein Frauenzimmer sang eine ihm ganz unbekannte Arie in seiner Gegenwart zweimal, und beim zweitenmale accompagnirte er ihr auf dem Clavier vortrefflich. Mitten im Spielen rief er auf einmal: Nein! Nein! und gab den Ton an, den das Frauenzimmer aus Versehen wirklich verfehlt hatte.

Was seine Fähigkeiten dem Beobachter so auffallend macht, mehr als sich ausdrücken läßt, ist, daß er, sobald keine Musik ins Spiel kommt, so völlig ein Kind in allem Übrigen ist, als irgend eines aus einer gemeinen Kinderstube.

Eine Katze scheint ihm, nächst der Orgel und dem Clavier, die größte Unterhaltung zu gewähren. Diese darf wohl nicht befürchten, viel von ihm gezwickt zu werden.

Er soll jeẞt zum Doctor Musices creirt worden sein.

Es läßt sich oft in seinen Mienen und der Art, womit er die Claves berührt, ein Ausdruck von der Leidenschaft sehen, auf deren Erweckung das, was er spielt, abzweckt.

Wir haben diese Bemerkungen ganz verschiedener Beobachter mit Fleiß hergesetzt, unbekümmert, in wie fern sich manche darunter widersprechen mögen.

Über die Kopfzeuge.

Eine Apologie für die Frauenzimmermoden und ihre Abbildungen im Kalender.

(Götting. Taschenkalender 1780. S. 115—127.)

Es ist eine ganz bekannte Sache (und wer es nicht glauben kann, darf nur den englischen Zuschauer nachschlagen), daß ein großer Theil des jetzt gesitteten Europa ehemals zwei Republiken ausmachte, deren eine bloß aus Damen, die andere bloß aus Chapeaux bestand. Außer einer ewigen Of- und Defensivallianz, hatten sie noch aus weisen Absichten eine jährliche Grenzbegehung festgesetzt, bei welcher sich Alles einfand, was nur einigermaßen Grenzen begehen konnte. Die Zeit, da dieses allemal geschehen, ist nicht ganz gewiß, Einige glauben im Februar, Andere im Julius. Wäre das Erstere, so ließe sich aus diesem Gebrauche vielleicht der Ursprung des Carnavals, so wie aus dem letztern der der Brunnenbesuche unserer Zeit erklären. Genug, man spielte, schmaußte und tanzte ganzer 8 Tage. Die unvermeidlichen Früchte einer Zusammenkunft wurden bei

einer der folgenden getheilt; die Damen lieferten den Chapeaux die Knaben ab, und die Mädchen behielten sie für sich, und nachdem man wieder für künftige Theilungen gesorgt hatte, zog man seiner Wege, und sah sich das ganze Jahr durch nicht wieder. Die 51 Wochen über, da man für sich allein war, ging es arg zu. Die Männer kämmten sich nicht, rasirten sich nicht und wuschen sich nicht. Die Nägel wuchsen ihnen Zoll lang, und die Kleider kamen ihnen nicht vom Leibe, wenn sie nicht etwa von selbst abfielen. Der größte Schnurrbart hieß das größte Genie, und wer 500 Pfund aufheben konnte, hieß Magnus. Bei ihren Rathsversammlungen wurde nicht viel argumentirt, sondern zugeschlagen, einem eine Rippe knicken hieß einen zum Schweigen bringen, einem die Nase einschlagen einen platt setzen, und die Minorität unterschied sich gemeniglich durch Zahnlücken, zugeschwollene Augen und blutige Köpfe.

In der Damenrepublik ging es nicht viel besser her. Im 8ten Jahre fingen Mädchen von Stand an, sich nackend zu boxen, Lanzen zu schwenken und Carrousel zu reiten. Alle Tage gabs Duelle, und sein Mädchen erlegt zu haben war ein Ehrentitel bei Hofe. Schamhaftes Erröthen war bei ihnen so selten, als jetzt bei den Mannspersonen, an Schminke wurde gar nicht gedacht, es hätte denn das warme Blut eines erlegten Feindes sein müssen. Da waren keine Federn, keine Perlen und keine Haarnadeln, die Arme trugen noch keine Halsbändchen, und die Füße noch keine Masken von Gold. Eine Schmarre, die Ohr und Lippe in eins zog, übertraf alle Werke der Schere

und Nadel der neuern Zeit; wenn ja ein Band und ein Arm zusammen kamen, so trug das Band den Arm, und was konnten brodirte Schuhe in einem Staate nützen, wo ein hölzernes Bein die größte Zierde war? Allein so tapfer auch dieses vortreffliche Volk gewesen war, so hätte doch einmal nicht viel gefehlt, daß es nicht völlig von einem mächtigen Feinde über den Haufen geworfen worden wäre. Die Geschichtschreiber sind nicht recht eins, was eigentlich die Ursache war. Einige behaupten, verschiedene Mitglieder des Staatsraths hätten Vapeurs gehabt, und andere, die Generalissima aller Armeen wäre mit Zwillingen niedergekommen, gerade in der Nacht, da der Feind das Lager stürmte. So viel ist gewiß, es wurden 8 bis 10 Bademütter wegen geheimer Correspondenz gehenkt, und die Köpfe des halben Conseils auf Stangen gesteckt, das half aber Alles nichts, es folgte eine Niederlage auf die andere. Kurz, die Damen waren genöthigt, das Volk der Chapeaux um nachdrückliche Hülfe anzuflehen. Diese erschienen auch, rauh wie die Bären, unrasirt, und ungekämmt und mit Zoll langen Nägeln. Von Anfang lagerte sich jedes Heer besonders, doch so, daß der rechte Flügel der Chapeaux unmittelbar auf den linken der Damen stieß, aber man fand bald, daß der linke Flügel der Chapeaux und der rechte der Damen etwas über allzu große Entfernung zu murmeln anfingen, und daß sie eben so gut wären als andere Leute, und vielleicht wohl gar besser, und was dergleichen mehr war. Mit einem Wort, es mußte beschlossen werden, die Truppen zu mischen. Dieses geschah, und die Folgen waren

erstaunenswürdig, und wichtiger als selbst die Weisesten voraus-gesehen hatten. Man murmelte nicht allein nicht mehr, sondern man focht wie die Löwen. Sieg zog vor dem gemischten Heer her, Triumph folgte seinen Schritten, und goldene Beute regnete, wo es ging. Am Abend wurden die Siege gefeiert, wie ehemals die Grenzbegehungen; man trank, tanzte und spielte. Die Mädchen strichen den Bären die Haare aus den funkelnden Augen, und schnitten ihnen die häßlichen, oft hinderlichen Bärte und die gefährlichen Nägel ab. Und bei mehr gelassenem Spiel hingen wiederum die Chapeaux den Mädchen um, was sie Niedliches und Schönes erbeutet hatten, zupften die Federn aus den buschichten Helmen der Erschlagenen, und steckten sie ihnen in die Haare, und die Schönste ging gemeiniglich am meisten behangen und besiedert weg. Als die Mädchen fanden, daß dieses Possenspiel ihren Liebhabern gefiel, so banden sie sich nun selbst die Federn auf, knüpften sich selbst die Haare, und das Alles schon am nüchternen Morgen, mit ihren subtileren Fingern, viel niedlicher als ihre berauschten Galans mit ihren frisch entwaffneten Tatzen am vorigen Abend. Das ganze weibliche Corps wetteiferte endlich auf diese Weise um den Neid ihres eigenen und den Beifall des andern Geschlechts. Einem Gesichte (denn nun fing man an Gesichter deutlich zu sehen) Abwechselung zu geben und es durch die Nachbarschaft winkender und trotzender Federn und planmäßiger Unordnung wieder zur bloßen Klarheit herabzustimmen, und zu einem Theil zu machen, was das Ganze und das Einzige zu werden anfing, wurde nun an

diesem Putze, denn so nannte man es, bald abgeändert, und bald zugesetzt, immer unter der Genehmhaltung des Geschmacks der Männer, für welche, und eigentlich zu reden, von welchen diese Rüstung allein erfunden worden war.

Wie aus dieser Republikenmischung am Ende Alles entstanden, was in der Gesellschaft Herrliches und Großes ist, wie bald Putz, bald Titel, bald Witz, bald Verdienst, bald Ruhm die Mittel wurden zu gefallen, das übergehe ich hier, auch wie männische Damen sich wie Männer, und weibische Männer wie Damen kleideten, um Männern und Damen zu gefallen, daraus die Amazonenhabite, oder wie sie unser Pöbel mit einem plautinischen Wort *) schicklicher nennt, Amationshabite entstanden, wovon das eine Hermaphroditengeschlecht mit Federhut und Reitweste beim Weiberrock noch jetzt lebt; das umgekehrte aber mit Stiefeln, ledernen Beinkleidern, bei Kopfzeug und Saloppe, ausgestorben ist. Zu meinem Endzweck ist hier genug: Es waren Männer, die den Damen die Kopfzeuge aufsetzten, und es sind Männer, für die sie allein getragen werden, und ohne deren Beifall sie keinen Tag bestehen können. Männer bauen die Kopfzeuge der Damen, wie die Seele ihren Körper; ist Mancher nicht mit seinem Kopfzeug zufrieden, so muß er bedenken, daß es Tausende eben so wenig mit ihren Körpern sind. Wenn ich daher ein Mädchen sehe, das unter det Last eines

---

*) Amatio, Verliebtsein. Plaut. Capt. gegen das Ende. Plaut. Merc. IV. 4, 54.

schweren Kopfputzes noch immer die Gutmüthigkeit des leichtesten Negligees im Gesicht beibehält, so fallen mir immer die Weiber von Weinsberg *) ein. Sie würde so ruhig nicht daher gehen, denke ich, wenn sie nicht wüßte, daß sie ihren Gemahl schleppte. Was, frage ich, was kann also für einen Almanach schicklicher sein, als ihm Muster von dem vorzusetzen, was hierin bei den Geschmackvollsten unter uns und unsern Nachbarn die Jahrprobe ausgehalten hat? Seitdem die Menschen nicht mehr nackend gehen, und Physiognomik die Lieblingswissenschaft der Zeit geworden ist, hat die Beobachtung überdieß auf dem einzigen jetzt nackenden Fleck von Bedeutung, dem Gesichte, mehr Stärke zusammen gezogen als er verträgt. Bei der Überschwemmung des Übrigen durch Band, Linnen und Seide hat sich Alles auf das einzige Trockene, das Gesicht, gezogen. Es war also nöthig, dort durch den Blitz der Diamanten und das Schwanken und Nicken der Federn dem Auge eine unschuldige Diversion zu machen, und diesem Fleck so viel Veränderlichkeit zu geben als möglich. Dem Himmel sei Dank, daß wir die Mode aus einem Wege herausgeleitet haben, auf dem sie ehemals mit mächtigen Schritten fortzugehen schien. Cronegk **) weissagte: Beides, die obere Grenze des Schnürlei-

*) Der angeführte götting. Taschenkalender, S. 122. hat hier das Citat: „Siehe Bürgers Gedichte. Göttingen, 1778. Seite 159.“ Bei der neuesten Ausgabe derselben, Göttingen 1844, würde das Citat sein müssen: S. 109.

**) Joh. Friedr. Freiherr von Cronegk, geb. 1731 zu Anspach, gest. 1758. Talentvoller Dichter.

des und die untere des Rocks würde sich gegen die Mitte zusammenziehen, und sich endlich dem Feigenblatt unser Aller Mutter wieder nähern, aus welchem beide entstanden waren. Seine Weissagung ist nicht eingetroffen. Welche Bilanz für die Tugend im Jahr 1780! Worauf können unsere Almanache stolzer sein? Haben wir nicht die nackenden, unzüchtigen Aderlaßmännchen weggelassen? Kein Festtag erscheint mehr roth, aber dafür die bewegliche Festlichkeit jedes Poufs, der alte sowohl als neue Stil aller Chignons, und die Verfinsterungen des schönsten Gegenstandes der Natur durch grüne, weiße und schwarze Schleier, in Effigie. Was ist dem Geschöpfe, unter dessen größte Vorzüge gehört, sich ermorden und putzen zu können, wichtiger? O Phöbe selbst, ohne ihr Silbergewölb, wäre eine bloße Kahlköpfin. Lieber eine Donnerwolke als nichts. Wenn Weib, wie ein großer Schriftsteller sagt, der schönste Name der Natur ist, was ist ein geputztes Weib! — — Kleiderordnungen für Damen mögen ökonomisch sein, aber menschlich sind sie nicht. In diese Mysteria muß sich keine Regierung mischen, als die Regierung der Liebe, und wenn sie es thut, so ist es, wenn nicht alle Menschenkenntniß trügt, bloß von einem König zum andern. Setzt Euren Damen auf, was Ihr wollt, und was sie wollen, aber entscheidet nicht für Jahrzehnte, wo Ihr vergessen sein werdet. Es ist ein Vergnügen selbst für den Philosophen, zu sehen, wie Damenputz von Null zu Tausend wächst und wieder fällt. Selbst Lambert würde die Schlangenlinie der Mode mit Vergnügen construirt haben. Keinen Pfennig werth bei unser Aller

Mutter, wuchs der Schmuck selbst eines isländischen Mädchens für Hr. Banks zu 120 Thaler, und bei einer englischen Dame am Geburtstage des Königs zu 780000 *). Ist das nichts? Kein Wink der Natur? Kein Bedürfniß der Männer, die von dem Allen die Endursache sind? Und wie, wenn die Damen fragten: habt ihr denn keine eitle Moden, und noch dazu solche, die wir, die ihr anbetet, nicht einmal von euch verlangen? Was sind dann eure Hüte und eure Haarbeutel, deren Fläche sowohl als Gewicht immer gleiche Summe ausmachen? Als sich eure Hüte zu einem Calottchen zusammenzogen, könnten sie sagen, breitete euer Haarbeutel seine Flügel über den ganzen Rücken aus, und jetzt, da euer Hut zum aufgezäumten Regenschirm anschwillt, schwindet euer Haarbeutel jämmerlich zusammen, und verpuppt sich zur Zopfgestalt, vermuthlich, um nach wenig Jahren wieder als vollkommenes Insect, wie ihr, sich im Licht unserer Pickenicke zu sonnen. Wie? Und was ist denn euer tausendfarbiger Stil und eure Ordokrasi anders als eitler Putz? Hat nicht mancher Schriftsteller unter euch seinen Ruhm einem Pet en l'air und einem Pouf à l'Angloise zu danken? Was sind euere Schuhschnallen anders als Kutschengeschirr? Recht gut, könnten sie fortfahren, bald hoffen wir eure Knieschnallen in den Schuhen und das Kutschengeschirr an den Knien zu sehen.

---

*) 130000 Pfund Sterling. In Paris haben sich jetzt wenigstens die Dimensionen der Kopfzeuge wieder sehr merklich vermindert. Anm. des Verfassers.

Brav! Ihr seid freie Menschen. Aber — — — Wir auch. Allerdings. Ich fühle das ganze Gewicht dieser Einwürfe:

Wir irren allesammt, nur jeder irret anders*).

---

*) Der götting. Taschenkalender a. a. O. S. 127 schließt diesen Aufsatz mit den Worten:

„Laßt uns sehen, wie uns Chodowiecky zurechte weißt." sich damit auf zwei vorgeheftete Blättchen chodowieckyscher Kupfer beziehend, deren jedes fünf zarte Frauenzimmerköpfchen darstellt. Leider sind diese vortrefflichen Platten nicht mehr vorhanden, durch deren Abdrücke wir sonst die Leser erfreut haben würden.

Etwas über den Nutzen und den Cours der Stockschläge, Ohrfeigen, Hiebe ꝛc. bei verschiedenen Völkern.

(Götting. Taschenkalender 1781. S. 85—93.)

In Otaheite, sagt Hr. v. Bougainville, kommt der Chirurgus, wenn er einem Patienten zur Ader lassen will, mit einem etwas scharf geschnittenen Prügel, haut ihm sanft über den Kopf, und wenn das Blut genug geronnen hat, verbindet er die Wunde, und wäscht sie Tages darauf mit frischem Wasser aus, und der Kranke wird, vermuthlich weil Alles so nahe am Sitz der Seele vorgegangen ist, gemeiniglich gesund.

Auf den philippinischen Inseln hat man ein untrügliches Mittel wider die Colik und das Kopfweh. Man prügelt und peitscht den Patienten derb durch, reibt die Wunden mit Salzwasser und läßt ihm alsdann zur Ader.

Bei verschiedenen Völkern bringt man strangulirte und ertrunkene Personen dadurch wieder zum Leben, daß man ihnen Hiebe auf die Fußsohlen oder auf die Backen der zweiten Art gibt.

Wenn jemanden ein Knochen im Halse steckt, oder wenn

ein Lungengeschwür da ist, oder jemanden der Mund aufgesperrt steht, so hat man gefunden, daß die Natur gemeiniglich nur einen kräftigen Hieb auf den Rücken, oder hinter die Ohren verlangt, und alsdann Satisfaction hat.

Bei Narren helfen die Stockschläge oft mehr als alle andere Mittel, durch sie wird die Seele erweckt, sich wieder an diejenige Welt anzuschließen, aus der die Prügel kommen. So wollen manche unrichtige Taschenuhren nur haben, daß man sie schüttelt. Mit den Thoren und Gecken ist es anders, die kann man, wie Salomon sagt, im Mörser stampfen und bleiben immer ganz.

So viel von dem Stock als materia medica betrachtet. In der Moral ist sein Nutzen, verbunden mit der verwandten Ruthe und der Ohrfeige, fast unübersehbar.

Auf den englischen Philanthropinen erstreckt sich die Philanthropie nur auf die Köpfe. Wer den Menschen von der andern Seite ansieht, sollte sie für Misanthropine halten. Sitten und Gelehrsamkeit werden da beigebracht wie die Clystire. Ich kann hierbei meinen Lesern unmöglich ein Sinngedicht vorenthalten, das ein englischer Dichter, dessen Ader vermuthlich auch die pädagogische Birke geöffnet hatte, ausstieß, als er ein Glas Birkenchampagner trank:

Oh birch! thou cruel, bloody tree,
I'll be at last reveng'd of thee;
Oft hast thou drank the blood of mine.
Now for an equal draught of thine.

„Birke, blutdürstiger, tyrannischer Baum, endlich räch' ich mich an dir. Oft hast du mein Blut getrunken. Sieh — nun trink' ich das deinige."

Was die Geißel bei den Baalspfaffen, Bonzen, Flagellanten und Securisten zu Bändigung der Leidenschaften beigetragen hat, ist bekannt. Nur mit gewissen Leidenschaften soll es ihnen nicht ganz gelungen sein, diese nahmen nämlich die Schläge, so wie sie jeder rechtschaffene Kerl nimmt, sie fingen nun erst recht an zu toben.

Viele Gesetzgeber, unter andern Lykurgus selbst, ließen die Jugend beiderlei Geschlechts sich mit Fäusten schlagen und stoßen, um dadurch nicht bloß den Körper, sondern auch den Geist geschmeidiger zu machen. Sich boxen und denken stand immer in einem Volk beisammen.

Bei den Truppen war der Stock immer das kräftigste Mittel, Ordnung und Maschinerie zu bewirken. Die griechischen und deutschen Alexander bezwangen erst mit dem Stock den Soldaten, und die Soldaten unter dem Schatten desselben die Welt. Die Römer prügelten mit dem Weinstock *). Einen Rebenstock erhalten hieß Hauptmann werden. Während

*) Centurionum in manu *vitis* — tardos ordines ad lentas perducit — aquilas. Plin. N. H. XIV. 3. 3. — Dux bonus huic centum commisit *vite* regendos. Ovid. Art. III. 527. — Fracta *vite* in tergo militis. Tacit. Ann. I, 23. u. a. O. m.

der gemeine Mann das Holz genoß, trank der Oberofficier den Saft von dessen Traube, und durch beide erhielt Rom die Herrschaft der Welt. Heutzutage geht es nicht besser. Was wäre selbst der Marschallstab von Frankreich, wenn er nicht ein Prügel wäre?

In Japan prügelt man die Götzen, die beim Oberpriester die Wache hatten, wenn ihm etwas geschah, und man fand, daß es half.

Drisch' deine Frau und dein Korn brav durch, sagte Sancho, und Alles wird gut gehen.

Die alten Ägyptier malten den Osiris mit einem Stock und einer Peitsche in der Hand aus gleicher Ursache, und bei den Griechen machte der Stock Künste und Wissenschaften blühen. In der allegorischen Sprache heißt das noch: der Schädel Jupiters konnte von der Minerva nicht entbunden werdis, bis ihm Vulcan einen derben Hieb darauf gab.

Montesquieu erzählt in seinem Werke über die Gesetze, daß man bei den alten Persern nicht die Leute, sondern bloß die Kinder mit Stockschlägen bestraft habe, und daß manche sich diesen Schimpf so zu Gemüthe gezogen, daß sie sich das Leben genommen hätten. In Europa herrschte seit jeher ein ganz verschiedener Gebrauch, man prügelt ebenfalls die Kleider, aber man paßt die Zeit ab, da ihr Besitzer darinnen steckt Im Militär herrscht nun ein jenem persischen gerade entgegengesetzter Gebrauch, man zieht nämlich dem Missethäter die Uniform aus, und peitscht ihn, indessen die Kleider ruhig lie-

gen, allein. Und doch richteten die Perser mehr mit ihrer Methode aus, als wir mit der unsrigen. Den meisten Menschen sind Strafen, die aus Schimpf und Schmerz zusammengesetzt sind, nicht so empfindlich, als die aus Schimpf allein bestehen. Die Ursache ist nicht schwer einzusehen. Der Schmerz gibt der Strafe das Ansehen von Rache, und die Rache dem Missethäter ein Ansehen von Wichtigkeit. Auch erweckt Schmerz Mitleiden, und Mitleiden des Zuschauers ist allezeit für den Missethäter aufmunternd. Beim Schimpf ist Nichts von dem. Er ist der Justiz, was die Verachtung eines Gegners, dem man sich überlegen fühlt, im gemeinen Leben ist.

Bei den Römern waren Stockschläge und Ruthenstreiche so erniedrigend, daß, als Cicero bei Gelegenheit des Gabinius sagte: caedebatur virgis Civis Romanus: „Ein Bürger von Rom ward mit Ruthen gestrichen," so weinte das römische Volk.

Die Ohrfeigen standen nicht ganz so hoch im Preis. Die Gesetze der XII Tafeln hatten bloß eine Geldstrafe darauf gesetzt, die eben nicht sehr groß war*). Daher ein gewisser Lucius Veratius, ein reicher römischer Bürger, wie Gellius**) erzählt, zuweilen auf der Straße spazieren ging, und allen Menschen, die ihm begegneten, Ohrfeigen gab, aber auch au-

*) Si injuriam faxit alteri viginti quinque aeris poenae sunto. XII Tabb. VIII. fragm. 4.

**) Noct. att. XX, 1, 13.



genblicklich die Strafe dafür bezahlte. Also auch in Rom gab es Genies.

Chilpericus wurde, wie man sagt, ermordet, weil er seiner Gemahlin einen Stockschlag gegeben, und Amalaricus verlor sein Königreich und sein Leben aus gleichen Ursachen. Die Gemahlin des letztern war eine Schwester Childeberts Königs von Frankreich.

Vor noch nicht gar langer Zeit gab ein Officier in Genua einem Packenträger einen Stockschlag, dieses brachte Alles in einen Aufruhr, und das Volk schmiß alle deutsche Soldaten zur Stadt hinaus.

Karl der Große hat in seiner Gesetzsammlung einen gewissen Hieb- und Prügeltarif mit beigesetzten Strafen eingerückt. Ein Gesetz darunter klingt ungefähr so: Wer einem Priester ein Stück vom Hirnschädel abschlägt, von der Größe, daß, wenn man damit einen Schild von Erz anschlägt, man den Schall drei Schritte weit hören kann, so bezahlt er dafür 5 Stüber.

Die manumittirende Ohrfeige*) war, so wie bei uns noch die lossprechende bei den Handwerkern, ein Ehrenschlag und that so wenig weh, als die Schläge, die die Ritter bekommen.

Die rächende Ohrfeige ist jederzeit bei uns in hohem Werthe gewesen, der sich jedoch nach dem Werthe der Ohren

*) S. Adam's Roman Antiquities. 7te Ausgabe 1814. S. 39. — Phaedr. II, 5.

richtet, die sie treffen. Man kann sie austheilen von Null an bis zur Todesstrafe.

So viel ich weiß, unterscheiden die englischen Gesetze dabei, ob die Ohrfeige mit der positiven oder negativen Seite der Hand gegeben worden ist. Die mit dem Rücken der Hand sind nicht so schimpflich, und nicht so theuer, vielleicht, weil die mit der flachen Hand gemeiniglich mit größerem Vorsatz gegeben werden.

Proben seltsamen Aberglaubens.

(Götting. Taschenkalender 1783. S. 40—45.)

Einige von den fürchterlichen Strichheuschrecken *), die oft über große Länder Hungersnoth und Pest gebracht haben, haben auf ihren Flügeln oft kleine Pünktchen, die eben deßwegen, weil sie ganz ohne gewisse Ordnung darauf stehen, allerlei seltsame Figuren bilden, die der Aberglaube nicht selten für Buchstaben und die Flügelchen dieser Thiere für allerlei Drohungszettel gehalten hat, die der Himmel seinen Vertrauten zuschickte. Einige fanden deutlich auf einem Flügel die Buchstaben **IRA** und auf dem andern **DEI**. Ein Anderer sah sogar armenische Buchstaben darauf, die er sehr gelehrt durch Immanes, und Novi Populi übersetzte. Nach Franzens **) Versicherung sollten die

*) Gryllus migratorius Linn.

**) Adam Wilhelm Franzen (?), Professor der Geschichte zu Halle, gest. 1766. Schrieb: Geschichte der Welt und Natur. Berlin 1765. 8.

obigen Worte: Zorn Gottes, in Apulien griechisch, in Deutschland aber hebräisch, arabisch und äthiopisch zu lesen gewesen sein.

Die Heuschrecken, welche 1712 in Schlesien einfielen, hatten deutlich die Buchstaben B. E. S. auf ihren Flügeln. Hierüber hat Hr. **, Prof. der griech. Sprache und Dichtkunst am Gymnas. zu Stettin, eine sehr gelehrte Abhandlung unter dem Titel: Muthmaßungen von den wundersamen Heuschrecken zum Neujahrsgeschenk, in hebräischer, griechischer, lateinischer und deutscher Sprache ans Licht gestellt. Von seinen deutschen Erklärungen sind folgende die erbaulichsten: Bedeutet erschreckliche Schlachten; Bedeutet erfreuliche Siege; Boshaftig erstorbene Sünder (lauter Ausgänge von Hexametern). Die allernatürlichste: Bist ein Schöps, ist dem hochweisen Manne nicht eingefallen.

Das meiste Aufsehen erregte M. Andr. Acoluth*), Archidiaconus zu St. Bernhardin und Prof. der orient. Sprache zu Breslau im Jahr 1693. Dieser breitete aus, daß er auf den Heuschreckenflügeln ganz deutlich annona moriemini gelesen habe, diese sollten so viel heißen, als ihr werdet aus Kornmangel sterben. Weil dieses ein Mann von Ansehen und ein Geistlicher gesagt hatte, so machte es auf viele Leute ungemeinen Eindruck. Der berühmte Theologe Casp.

*) Geb. 1654 zu Bernstadt, gest. zu Breslau 1703. Mitglied der Societät der Wissenschaften in Berlin.



Neumann *) sah sich daher genöthigt, gegen diese Thorheiten in seiner eigenen Kirche (St. Maria Magdalena) an einem Bußtage zu predigen. Er ermahnte seine Gemeinde, sich durch solche Grillen nicht irre machen zu lassen, der liebe Gott schreibe keine Briefe auf Insectenflügel an die Menschen. Überdieß sage jenes Latein gar nicht, was Hr. Acoluth darin lesen wolle. Es hieße (wenigstens in gutem Latein) nicht sowohl: Ihr werdet Hungers sterben, als vielmehr: Ihr werdet euch an eurem Getreidevorrath zu Tode fressen. (S. dessen gesammelte Früchte S. 53.)

Die Gewohnheit, Heuschrecken und anderes Ungezieser, welches die Landfrüchte verderbet, mit dem Banne zu belegen, ist schon seit einigen Jahrhunderten, besonders in Italien, Frankreich und den angrenzenden Ländern, im Schwange gewesen. Der Bischof von Lausanne, Benedict von Montferrand, ließ im Jahr 1479, die Raupen, welche damals einen unsäglichen Schaden an den Bäumen und Kräutern verursachten, vor sein bischöfliches Gericht laden, damit sie sich wegen der von ihnen verübten Gewaltthätigkeiten rechtfertigen möchten. Man machte ihnen darauf einen förmlichen Prozeß, und damit ja nichts an dem Wege Rechtens fehlen möchte, wurde den kleinern Thieren ein Advocat zugegeben, der ihre gute Sache vertheidigen mußte. Nach diesen voll-

*) Geb. 1648 zu Breslau, gest. daselbst 1715. Mitglied der Societät der Wissenschaften in Berlin.

brachten Gebräuchen sprach der Bischof von seinem Richterstuhle ein förmliches Urtheil, und belegte das arme Ungeziefer mit der erschrecklichen Strafe des Bannes. Im Jahr 1516 verfluchte gleichfalls der Official von Troyes in Frankreich alles Gewürm, welches damals die Erdfrüchte verdarb. Er that es ordentlich unter der Bedingung in den Bann, wo es nicht innerhalb 6 Tagen entweder aus dem Lande ziehen, oder Schaden zu thun aufhören würde. Der P. le Brün *) erzählt mehrere dergleichen richterliche Urtheile, welche im 15ten Jahrhundert von den Officialen zu Lyon, Maçon und Autün wider dergleichen Ungeziefer mit großer Feierlichkeit ausgesprochen worden sind. Gemeiniglich pflegte der Prozeß wider dasselbe unter folgenden Ceremonien geführet zu werden. Anfangs wurde ein Bittschreiben im Namen der Einwohner aufgesetzt, worin sie ersuchten, daß diese Thierchen vertrieben werden möchten. So gaben unter andern einst einige Einwohner der Provinz Burgund eine Supplik gegen die großen Fliegen ein, welche Weintrauben aussogen. Hierauf wurde ein Richter erwählet, vor dem sich zwei Advocaten stelleten, deren einer im Namen des Volkes klagte, der andere aber das Ungeziefer vertheidigte, da denn endlich der Ausspruch des Richters erfolgte, daß, wenn das Geschmeiß sich nicht in einer gewissen Zeit fort begeben würde, dasselbe in den

*) Peter le Brün, geb. 1661 in der Provence, gest. 1729 zu Paris in einem Seminar. Schrieb histoire critique des pratiques superstitieuses qui ont seduit les peuples. Rouen 1702.

Bann verfallen sollte. Im 16ten Jahrhundert war dieser Heuschreckenbann in Frankreich so gemein geworden, daß der Oberpräsident des Parlaments in Provence, Barthol. Chassanäus*), ein eigenes weitläuftiges Bedenken aufsetzte, und darin untersuchte, wie und auf welche Art dergleichen Thierchen wirklich vor Gericht geladen werden könnten; ob sie in eigener Person, oder durch einen Anwalt, erscheinen müßten; ob sie eigentlich vor das geistliche oder weltliche Gericht gehörten; und ob sie mit der Strafe des Bannes belegt werden könnten, welches Letztere er besonders mit vielen Gründen zu behaupten suchte. Jedoch verschiedene andere berühmte katholische Schriftsteller waren ganz anderer Meinung. Der D. Leonh. Vairus**) hielt dergleichen Bann nicht nur für abergläubig, sondern auch für gotteslästerlich, und es deuchtete ihn eben so ungereimt zu sein, unvernünftige Thiere in den Bann zu thun, als wenn man einen Hund oder Stein taufen, oder den Fischen und Vögeln predigen wollte.

*) Geb. 1480 zu Issy l'Evêque, gest. 1542 zu Autün.

**) Benedictiner, lebte in der Mitte des 16ten Jahrh., wurde Bischof zu Pozzuolo; schrieb 3 Bücher de fascino.

Nachricht von einer neuen und fürchterlichen Krankheit.

(Götting. Taschenkalender 1789. S. 124—128.)

Unter die merkwürdigsten Erfindungen, wodurch sich die neueren Zeiten vor den alten, oder eigentlich, die sich dem männlichen Alter nähernde Welt vor ihren Kinderjahren auszeichnet, zählt man mit Recht das unzählige Heer von Krankheiten, womit sie uns beschenkt hat. Im Paradies hatte man gar keine. In den Büchern des alten Testaments wachsen die Nachrichten davon fast mit jedem Kapitel, und im neuen ist es allerdings damit aufs Höchste gekommen, so daß, da der Mensch sonst gar keine hatte, man nunmehr füglich auf jeden Cubiczoll desselben ein Paar Dutzend rechnen kann, und doch ist hier nur bloß die Rede von dem eigentlichen Wohnsitz der Seele, und weder von der Seele selbst noch dem Speck, der weder zu dieser, noch zu jenem gehört. — Die Krankheit, von der wir hier ein Paar Worte sagen wollen, scheint eigentlich eine Seelen-ankheit zu sein, daß aber der Leib auch dabei mit unter der

Decke steckt, wird aus der wahrscheinlich besten Cur derselben erhellen. Das Land, worin sie zuerst ausgebrochen ist, ist England, und der in den Annalen der Pathologie nunmehr verewigte junge Mensch, den sie zuerst befallen hat, heißt John Poole, eines Pächters Sohn bei Clare in Suffolk. Dieser Knabe zeigte nämlich in seiner frühesten Jugend eine sehr heftige Antipathie gegen alles Geld, er konnte es weder sehen noch anrühren. Der Vater, ein kluger Mann, der wohl einsah, daß dieses Übel von den fürchterlichsten Folgen für seinen Sohn sein würde (denn was kann schrecklicher sein, als kein Geld sehen können?), gab sich alle Mühe, demselben entgegen zu arbeiten, bot ihm Geld an mit Erwähnung von allerlei Dingen, die er sich dadurch verschaffen könnte, und die der junge Mensch sehr liebte, aber umsonst, er nahm es nicht. Endlich glaubte man, es wäre etwa Blödigkeit, oder eine Art von Ziererei, und daß er bloß offen angebotenes Geld nicht sehen könnte. Diese Muthmaßung schien Gewicht zu haben, denn diese Art von Blödigkeit ist so ziemlich gemein, daher die großen Herren die Ducaten, die sie verschenken wollen, sorgfältig in Dosen stecken müssen, damit die Personen glauben, es sei Schnupftabak, und selbst das verdiente Geld muß bekanntlich manchen Leuten in Papierchen beigebracht werden. — Mit einem Worte, man steckte ihm etwas Kupfermünze, ohne daß er darum wußte, in die Tasche, als er aber die Hand von ohngefähr hineinbrachte und das Geld fühlte, zog er sie mit Grausen zurück, und fiel in heftige Convulsionen, die über eine Stunde dauerten. Hier-

auf machte man einen Versuch mit Silber; hier wurde Alles sehr viel ärger, die Zuckungen wurden heftiger, und man fürchtete, er würde sterben. Man sieht hieraus leicht, was der Erfolg gewesen sein würde, wenn man einen Versuch mit Gold hätte machen wollen, vermuthlich der Tod selbst. So stand es mit dem jungen Menschen gegen Ende des Jahrs 1787, und das Factum hat seine völlige Richtigkeit. Was aus ihm nach der Hand geworden ist, hat man nicht erfahren, vermuthlich ist er in dem reichen Lande indessen gestorben, oder wenn er noch am Leben ist, so wird er es doch nicht über die nächste Parliamentswahl bringen, wo es ohne Augenschirm und Scheuleder unmöglich ist, dem Anblick von Guineen auszuweichen. Hieraus erklärt sich nun auch sehr natürlich der Gebrauch unserer weisen Vorfahren, den Kindern Medaillen an den Hals zu hängen, ja ich habe selbst noch Kinder gesehen, die ganz mit Silbermünzen behangen waren, dachte aber damals nicht, daß dieses ein kräftiges Amulet wider die Geldscheue (Argyrophobie), das schrecklichste Übel der Natur, sein sollte. Alle Eltern und Erzieher werden also sorgfältig darauf bedacht sein, dem Ausbruch desselben bei uns mit allen Kräften vorzubeugen, sollte es aber mit irgend jemanden schon so weit gekommen sein, als mit jenem unglücklichen Jünglinge, so wüßte ich kein kräftigeres Mittel, als man verböte ihm von Allem zu essen was nicht wiederkäut und die Klauen nicht spaltet, und wollte auch dieses nicht helfen, so würde ich da, wo es angeht, stracks zur ~~schneidung schreiten.

Gelinde Strafe im Ehebruch ertappter Personen, bei unsern Vorfahren.

(Götting. Taschenkalender 1790. S. 103. 104.)

Die Worte des Gesetzes in einem alten sächsischen Weichbildrecht *) lauten in neues Deutsch übersetzt so: „Er (der beleidigte Theil) soll sie binden auf einander und soll sie führen offenbar unter den Galgen, und soll da ein Grab machen sieben Schuh lang und sieben tief, und soll nehmen zwei Arme voll Dornengesträuch, und soll sie unterlegen, und das Weib mit dem Rücken oben darauf, den Friedenbrecher aber oben auf, und über beide stürzen Nesseln, und einen Arm voll Dornen auf seinen Rücken legen, und hierauf einen eichenen Pfahl durch sie beide schlagen, sie seien nun lebendig oder todt, daß sie nicht entweichen mögen, und das Grab soll man zufüllen." — Wie nett müßten sich nicht heutzutage die Richtplätze bei manchen großen Städten durch Wäldchen ausnehmen, wenn diese Eichenpfähle alle wieder ausgeschlagen wären!

*) S. jurist. Magazin, herausgegeben von Hrn. Prof. Siebenkees. 2ter Bd. S. 228. Anm. des Verfassers.

Anweisung Leinwand in wenigen Minuten zu bleichen.

(Götting. Taschenkalender 1790. S. 129—132.)

Da die Kunst, Leinwand in wenigen Minuten zu bleichen, und zwar besser und mit geringerem Verlust an Festigkeit, als nach dem gewöhnlichen langsamen Verfahren, noch immer Ungläubige, zumal unter den Damen findet, so steht wohl die Anweisung dazu hier nicht ganz am unrechten Ort.

Die erste Idee dazu hat wohl der berühmte Scheele*) gegeben. Dieser fand nämlich, daß die gemeine Salzsäure, wenn sie durch Abziehung über Braunstein ihres Brennbaren beraubt worden (dephlogistisirte Salzsäure), viele Farben zerstöre. Diese Versuche machte der französische Chemiker Berthollet**), der die Chemie ebenfalls mit scheelischem Geiste behandelt, im Großen nach, und schlug diese Säure zuerst zum Bleichen der

*) Carl Wilhelm Scheele, geb. zu Stralsund, 1742, gest. als Apotheker zu Köping 1786.

**) Claude Louis, Graf Berthollet, geb. 1758, gest. 1822. Mitglied der Societät der Wissenschaften in Paris, franz. Pair. Verfasser des Essai de statique chimique. 2 Voll. 8.

Leinwand vor. Auf einen Theil dieser Säure werden vier, fünf bis sechs Theile Wasser genommen, die Leinwand hineingetaucht und einige Minuten darin gelassen, alsdann ausgewaschen, so ist sie gebleicht, und zwar, wenn die Operation mit Geschicklichkeit verrichtet wird (und wozu gehört nicht Geschicklichkeit?), so verliert sie nichts von ihrer Stärke, da sie nach dem gewöhnlichen Prozeß ein Drittel davon verlieren soll. Es ist eigentlich ein Fleckenausmachen. So würde man es nennen, wenn es um Hinwegschaffung eines grauen Flecks von einem Quadratzoll aus der Leinwand zu thun wäre. Was würde man aber von einem Menschen denken, der um einen Flecken von der Größe eines Quadratzolls aus der Manschette wegzubringen, diese einen halben Sommer hindurch auf einen Rasenplatz ausspannte, des Nachts vor Spitzbuben, und am Tage vor Gänsen, Enten und Schweinen bewachte, immer begösse, und zwischen durch in heißer Lauge badete und unter dem entsetzlichen Geschwätze, wer weiß wie oft, bläuelte? Und doch besteht die Oberfläche der grauen Leinwand aus lauter solchen Quadratzollen, und ihre Menge kann schlechterdings keinen oder nur einen geringen Einfluß auf die Zeit der Wegschaffung haben, da sie alle nothwendig zugleich behandelt werden müssen. Die dephlogistisirte Salzsäure hat sehr wenig Ätzendes, sie bekommt es aber durch Ausziehung des färbenden Stoffes aus der Leinwand wieder, daher die Behandlung Vorsicht erfordert. Ihr die nöthige Stärke zu geben, darf man nur den Versuch an einem kleinen Stückchen, das man von dem zu bleichenden Stücke selbst

abschneidet, machen. Sicheren Nachrichten zufolge, ist Hr. Valette, ein Franzose, jetzt beschäftigt, eine solche Fabrik in England bei Liverpool zu errichten. Da diese Säure, verbunden mit dem Mineral-Alkali, unser Küchensalz, und das Salz der See ausmacht, folglich in hinlänglicher Menge da ist, alle Hemden und Manschetten der ganzen Welt zu bleichen, wenn die Chemie nur erst wohlfeile Mittel ausfindet, sie aus dem Seesalz zu scheiden; ja überdieß das Mineral-Alkali, schicklich getrennt, von der andern Seite unsern Glasfabriken von unendlichem Nutzen sein wird: so wird man künftig dem Seewasser seine Untrinkbarkeit gern vergeben, wenn man bedenkt, daß es dafür auch das einzige Mineral enthält, das Eßbarkeit hat; das überdieß nunmehr ein kräftigeres Schießpulver abgeben zu wollen scheint, wodurch so mancher Nationalprozeß abgekürzt werden wird, und das endlich (welches über Alles geht) den Stoff enthält, ein ganzes Tafelzeug in 5 Minuten zu bleichen.

Ob nicht am Ende die dephlogistisirte Salzsäure auch zu Bleichung der Haut angewendet, und darauf förmliche Gesichterbleichen gegründet werden könnten, die man jährlich bereisete, wie etwa die Gesundbrunnen, dieses überläßt der Herausgeber gänzlich den Herren Berthollet und Valette, deren Landsmänninnen gewöhnlich auch dieser Bleiche mehr bedürfen, als die vom Himmel, ohne Salzsäure, gebleichten Damen seines eigenen Vaterlandes.

Sicheres Recept Tintenflecke ohne Säure aus Leinwand wegzuschaffen.

(Götting. Taschenkalender 1790. S. 149—152.)

Man will bemerkt haben, daß die gewöhnliche Art, Tintenflecke aus der Leinwand, vermittelst der Citronen- oder der Sauerkleesäure wegzuschaffen, die schlimmste Art von Spuren über kurz oder lang, nämlich Löcher, zurücklassen soll, daher nachstehende, die diese Folgen nicht hat, zu empfehlen ist: Man schmilzt reines Talg in einem Löffel, und tränkt die befleckte Stelle damit, läßt es so liegen und die Wäscherin auf die gewöhnliche Weise tractiren. — So steht dieses Recept, als ein bisheriges Geheimniß in dem Esprit des Journaux. Mai 1789. Der Herausgeber dieses Taschenbuchs, der mit diesem Übel sehr geplagt ist, untersuchte es auf der Stelle, wiewohl er gern glaubt, daß es vielleicht bloß für ihn ein Geheimniß gewesen sein mag. — Auf ein Stück feiner Leinwand, etwa von der Größe eines Quadratfußes, goß er Tinte, und wickelte es zusammen, so, daß der Hauptfleck wohl einer Hand groß war,

hingegen die übrigen durch das Zusammenwickeln entstandenen mit mannichfaltigen Schattirungen das ganze Tuch bedeckten. So wurde es, nachdem Alles trocken war, in geschmolzenes Talg getaucht und einen halben Tag liegen gelassen. Hierauf wurde es in gemeiner Waschlauge etwas gekocht und mit Seife ausgewaschen, und alle Flecken waren vollkommen weg, doch erforderte es einiges sorgfältiges Reiben. Da der Talg ziemlich unnöthig vorkam, so wurde es ohne denselben versucht, und es ging eben so gut. Also um Tintenflecken aus dem weißen Zeuge zu waschen, sind gar keine neue Anstalten nöthig, sondern bloß die alten, mit etwas Sorgfalt concentrirt, zumal auf das Baden und Kochen in heißer Lauge; und das können ja die Damen wohl leicht verordnen, da sie wissen müssen, daß kein Tintenfleck leicht von ihren Männern gemacht wird, ohne seinen correspondirenden Funken von Licht in der Welt zurückzulassen. — Der Herr Herausgeber verbittet sich bei dieser Ermahnung alle Deutung auf seine Tintenflecke, und die damit zumal in diesem Artikel verbundene Erleuchtung. — Es könnte, nach dem Vorhergehenden zu urtheilen, der künstliche Fettflecken wohl bloß deßwegen verordnet sein, die Waschweiber aufmerksam und thätig zu machen. Denn daß man Fettflecken mit Seife wegbringen kann, wissen sie alle, wenn man sich nur Zeit nimmt. Hingegen Tintenflecken werden von ihnen meistens für incurabel gehalten, und als solche zu früh aufgegeben.

Lieutenant Greatraks.

(Götting. Taschenkalender 1790. S. 152—163.)

Vieles was dieser und der folgende Artikel enthält, mag manchen unserer Leser bekannt sein. Sie mögen es wissen. Aber Wissen und Beherzigung ist nicht einerlei. Selbst bei ersterem schadet die Wiederholung nicht, wenn nur die Wendung neu ist, und zu letzterer ist Wiederholung oft unentbehrlich. Man besucht Predigten, nicht um etwas Neues zu hören, sondern das Bekannte aufzufrischen, und verlegene Grundsätze wenigstens auf 8 Tage wieder oben hin zu schaffen, um den Handlungen der nächsten Woche oder des nächsten Tages vorzuschweben. Auch erwächst ja der Zweck aller Lectüre: Unterricht und Besserung und Erweiterung der Grenzen der Wissenschaft durch Nachdenken, bloß aus der vereinten Wirkung des Buchs, das gelesen wird, und des Kopfs, der liest. Jenes bleibt freilich was es ist, aber letzterer ändert sich, und so auch das Resultat dieser vereinten Kräfte, wovon die eine veränderlich ist. Was ich vor 10 Jahren gelesen habe, liest

heute in mir ein Anderer und anders. — Nun zum Lieutenant Greatraks. Von diesem sonderbaren Menschen, dessen unsere Schriftsteller über thierischen Magnetismus häufig Erwähnung thun, einige nähere Umstände zu erfahren, kann unsern Lesern nicht anders als angenehm sein.

Alle Thatsachen, deren ich hier Erwähnung thue, nehme ich, größtentheils wörtlich, aus Robert Boyle's*) Leben, welches der schönen Ausgabe der Werke dieses großen Mannes in fünf Folianten, London 1774 vorgesetzt ist, worin von S. 35 an, Vieles, und sehr viel mehr hierüber vorkommt, als dieses Taschenbüchlein fassen kann und fassen soll; ferner aus eben dieses großen Physikers Correspondenz im 5ten Theil. Die Vertheidiger des thierischen Magnetismus, die Belieben tragen, ihre Meinung hinzuhalten, werden dort mitunter Stoff genug finden, unsere Buchhändler zu ernähren, und unsern Journalen Leser zu verschaffen. Auch kann ihnen manches dortige Citat angenehm sein.

Valentin Greatraks**), vulgo der irländische

*) Robert Boyle, siebenter Sohn des Grafen Richard von Cork und Orrery, geb. zu Lismore 1626, gest. in London 1691.

**) So schreiben Robert Boyle und sein Correspondent Dr. Stubbe den Namen, und eben so steht er auch auf einer zu London 1666 in 4to herausgekommenen Nachricht von seinen Wundern, es mag also wohl die richtigste Art zu schreiben sein. Sonst schreiben Andere und unter diesen der bekannte

Streichelboctor, auch der irländische Streichler, war der Sohn von William Greatraks aus Affane in der Graffschaft Waterford in Irland, und einer Tochter eines Sir William Harris's, eines sehr angesehenen Mannes bei dem ersten Gerichtshof in Irland. Er wurde am 14ten Febr. 1628 geboren, und auf die Schule zu Lismore gethan, wo er bis in sein dreizehntes Jahr blieb, von dort sollte er die Universität zu Dublin beziehen (hätte er sie doch beziehen können!), allein, da bald darauf*) die Rebellion ausbrach, flüchtete er mit seiner Mutter nach England, wo beide von einem Onkel, Hrn. Edward Harris unterstützt wurden. Hier übergab ihn die Mutter, um seine Studien zu vollenden, einem gewissen Pastor zu Stock-Gabriel, einem Deutschen, Namens Johann Daniel Getseus. (Da die Engländer keinen

---

Secretair der londonschen Societät Olbenburg †), Greatrix, diese mögen wohl der Aussprache folgen.

Anm. des Verfassers.

†) Heinr. Oldenburg war ein geborner Bremer, unter Cromwell Consul seiner Vaterstadt in London, ging 1656 mit einem jungen Engländer nach Oxford, trug zur Stiftung der königl. Societät Viel bei, deren erster Secretair er gemeinschaftlich mit Wilkins wurde. Die Herausgabe der Philosoph. Transactions von 1665—77 ist von ihm besorgt. Er nannte sich oft *Grubendol*. Starb zu Charlton 1678.

*) 1641.

Buchstaben für unser d haben, und die alten deutschen Schullehrer ihre Namen gern lateinisch endigten, so ist wohl Pastor Getseus nicht mehr und nicht weniger als Pastor Götze). Dieser unterrichtete ihn in ***Humanity and Divinity***, oder wie wir es hier zu Lande ausdrücken, im Lateinischen und Griechischen, und dem Katechismus. In dieser Zeit mag Manches vorgegangen sein, denn nachdem er in sein Vaterland zurückkehrte, fand er es in einer sehr traurigen Lage, das ist freilich betrübt, aber noch betrübter für seine künftigen Entdeckungen, daß er nun von diesem Zustande nicht mehr in waterfordischem Englischen, sondern in der Bibelsprache des Hrn. Getseus redet: „Ich sah da so viel von den Sünden dieser Welt, und der Gerechten so wenige, daß mein Leben mir zur Last und meine Seele des sie bekleidenden Erdenkloses so müde, als der Galeerensclave seines Ruders ward. Ich wurde bis zur Schwelle des Todes gebracht, und meine Gebeine konnten mich kaum mehr tragen.“ Indessen wurde er mit diesen Gebeinen Anno 1662 Lieutenant in Lord Roger Broghill's *), nachherigem Lord Orrery's, Regiment zum sichern Zeichen, daß sie ihn wieder müssen getragen haben.

---

*) Roger Boyle, Graf von Orrery und Baron Broghill, Bruder von Robert Boyle, fünfter Sohn des Grafen von Cork und Orrery. Geb. 1621. gest. 1679 als Lord Oberrichter in Irland.

Allein, und das war Schade, das Regiment ging aus einander, und er bekam eine Secretairstelle bei einem Gerichtshofe. Nun schlug bei dem sitzenden Leben die Krankheit aus den Beinen in den Kopf: „Nun (es sind des Hrn. Lieutenants eigene Worte) verspürte ich in meinem Innerlichen eine Art von glaubigem Zutrauen, wovon ich keinen vernünftigen Grund (dieses ist noch sehr vernünftig) angeben kann, welcher mir gleichsam sagte: du kannst die Scropheln (the Kings Evil) heilen. Ich verschwieg es lange, endlich sagte ich es meiner Frau rc. Hier kommen wieder allerlei biblische Redensarten vor, und nun sagt er sogar: „Endlich gefiel es Gott, es war am Sonntage nach Ostern am 2ten April 1665, früh Morgens, mir durch einen innern Antrieb zu wissen zu thun, daß er mir die Gabe, Krankheiten zu heilen, verliehen habe.“ Nun fing er an zu heilen und nicht zu heilen, so wie es kam. Zuweilen gelang es ihm geschwind, zuweilen gar nicht, ob er gleich fast 4 Wochen streichelte, gerade so wie es der Frau zu Osterode*) auch ging. Er

*) Osterode, Fabrikstadt im K. hannov. Landdrosteibezirke Hildesheim. Die hier gedachte Frau war eine gewisse Engel Dorothea Starke, geb. Pfeiffer, die in den 80 und 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts damit sich abgab, Gicht, Podagra, Kröpfe rc. durch Streichen und Berühren des kranken Körpers und durch s. g. Besprechen zu heilen, und in jenen Zeiten sich einigen Ruf erworben hatte.

heilte Kröpfe durch Berührung, und wenn das nicht helfen wollte, durch Ausschneiden. Dabei war er von einnehmendem Anstand. Im Englischen heißt sein Anstand sogar graceful, das ist viel mehr als bloß einnehmend: es will sagen, in seinem Anstande lag Reiz mit Würde. Auch war er, wie die Zeugnisse sagen, ein guter, aufrichtiger Mann. Solche Männer sind gefährliche Streichler für eine gewisse Classe von Menschen, oder auch, wenn man will, heilsame, je nachdem die Sache steht; zumal wenn sie Soldaten sind, oder waren; Letzteres freilich nur bei anerkanntem Credit, daß sie den Dienst nicht aus Mangel an Bravour verlassen haben. So etwas würde die Streichelkräfte sehr vermindern. Aber ein solcher Vorwurf konnte auch Hrn. Greatraks unmöglich treffen, da sein ganzes Regiment reducirt wurde. So wenig ich auch gegen die Gracefulneß von Hrn. Greatraks's Figur zu sagen habe; ja vielmehr, gewisser Umstände wegen, gern zugebe, daß sie sehr groß gewesen sein müsse, so viel habe ich dennoch, aus vor mir liegenden Zeugnissen gegen dessen Aufrichtigkeit einzuwenden. Und zwar rühren diese Zeugnisse nicht von den Feinden des Hrn. Lieutenant's, sondern von seinen Verehrern her. Ein gewisser Hr. Thomas Wall, ein Prediger, der ausdrücklich eine Reise that, um Hrn. Greatraks zu beobachten, sagt aus, daß Hrn. Greatraks Hand zweimal gänzlich gelähmt (struck dead) und kohlschwarz dafür geworden sei, daß er keinen Glauben an seine Curen gehabt habe, allein jedesmal habe er die verkohlte Hand durch Berührung mit der unver-

kohlten wieder hergestellt. Ist das nicht schön? Wenn auch, wird sehr naiv hinzugesetzt, hierzu keine weitere Zeugen wären, als Hr. G. selbst und seine Frau, so verdiente es doch ihrer Beharrlichkeit darin und ihrer Übereinstimmung wegen aufgezeichnet zu werden. Der Mann, der dieses schreibt, ein Herr John Beal, war freilich ein Freund Boyle's und Sydenham's *), aber was für ein guter Freund er sonst war, erhellt, wie mich dünkt, nicht undeutlich aus dem Schluß seines Briefs (R. Boyle's Works Vol. V. p. 470): Es ist dieses, sagt er, ein überzeugender Beweis von der Macht des Namens unsers Herrn Jesus, und das zu einer Zeit, die freilich einmal des Beweises bedurfte, daß nicht alle Offenbarungen fanatischen Ursprungs sind. — Mehreres hier auszuziehen, verstattet weder Raum noch Ort. — Nun noch ein paar Worte über das Ganze. Nach meinem Ermessen verdient Greatraks Geschichte allerdings einmal eine recht kritische Behandlung. Er war gewiß in seiner Art ein großer Mann! Er hat sogar Rob. Boyle's Zeugniß für sich, und Sydenham scheint ihm zu glauben. Welches Feld für einen guten Kopf, Wahrheiten darauf zu pflanzen, die länger dauern würden, als alle diese Streicheleien. Es ist wohl vermuthlich an Allem Nichts. Solche Modethorheiten entstehen und vergehen, bis etwa nach hundert

*) Thomas Sydenham, berühmter Arzt, geb. 1624, gest. 1689 in London.

Jahren ein neuer Thor irgend einen Literator an den alten wiederum denken macht. Newton's Entdeckungen, die in jene Zeiten fallen, haben sich nicht verloren, sie stehen mit dem Himmel, den sie uns aufgeschlossen haben, da diese hingegen bald mit dem Rausche verschlafen wurden, dem sie ihren Beifall zu danken hatten. — Aber Robert Boyle und Sydenham sind doch keine verächtliche Leute? Nein! Sie gehören unter die größten jener Zeit und vielleicht aller Zeiten, wir haben ihre Zeugnisse, aber ohne die Umstände und ohne die Zeit. Gütiger Himmel! Ein Jeder denke doch an die Zeugnisse, die er in seinem Leben ausgestellt hat. Die Begebenheiten dieser Welt müssen nicht vom trocknen historischen Blatt ab allein, sondern auch aus dem Herzen erklärt werden. Das ist gerade das, was den Zeitungsschreiber vom Geschichtschreiber und den sel. Essig*) von dem gottlosen Gibbon**) unterscheidet. Boyle und Sydenham waren redliche, friedliebende, gute Menschen. Aber das sind nicht immer die Leute, die sich der tief alliirten Thorheit zu widersetzen trauen. Dergleichen Unternehmungen stören die Gemächlichkeit des nur zu oft gern in der Stille raffiniren-

*) Joh. Georg Essig oder Essich; Rector in Stuttgard. Geb. 1645, gest. 1705. Verfasser einer „Kurzen Einleitung zur allgemeinen weltlichen Historie,“ nebst einer Zeitrechnung und Erdbeschreibung.

**) Edward Gibbon, geb. zu Pulney 1737, gest. zu London 1794.

den Genies. Man kann es gern sehen, daß die Bastille *) der Erde gleich gemacht wird, aber man hilft deßwegen nicht gern. Hätte unser Luther Boyle's Geist gehabt, so hätte das flüchtige Blatt, woran ich jetzt schreibe, nicht einmal gedruckt werden können, und Pfaffen hätten vielleicht dafür diesen Bogen ad majorem Dei gloriam mit geistlichen Sottisen beklext.

Man hüte sich doch ums Himmels willen, wo es auf solche Entscheidungen ankommt, auf den Charakter allein, ohne weitere Kenntniß zu bauen. Die Entscheidung über Irrthum und Wahrheit muß nie, nie das Monopol eines Charakters werden, so wenig als eines Standes. Wahrheitsmonopole einem einzelnen Stande oder Charakter verleihen, sind Beeinträchtigungen für alle übrigen und wahre Injurien für die Menschheit; es müßte denn sein, daß man, ad majorem Dei gloriam, höhern Orts nöthig fände, etwas Profitableres zu beschließen. — Und nun auf die Curen selbst. Was Streicheln überhaupt zu thun vermag, hier erläutert zu sehen, erwartet niemand, und es muß unterbleiben. Könige haben Kröpfe und Scropheln bestrichen und geheilt. Rob. Boyle und der große Harvey **) führen Beispiele an, daß Kröpfe durch Berührung und Streicheln von verstorbenen Personen geheilt worden sind. Noch jetzt bedient man sich in England dazu der Gehenkten, und

*) Wurde am 14. Juli 1789 erstürmt und in demselben Jahre dem Erdboden gleich gemacht.

**) William Harvey, geb. 1578, gest. 1657.

wie ich glaube, mit Recht, weil der Ort (der Galgen) der Einbildungskraft noch mehr Nahrung und bestimmtere Richtung gibt. Könige müßten daher beim Bestreichen den Thron zum Operationsort wählen. Man fühlt den Fleck sehr lange, wo einen ein König berührt hat. Fühlte doch ein griechischer Weltweiser an seiner Wange den Fleck acht Tage hindurch, mit dem er aus Versehen die nackende Schulter einer Dame berührt hatte. Bindet man nicht lebendige Kröten und Spinnen mit Vortheil auf? Sollte nicht auf diese Weise öfters Heilung durch Einbildungskraft entstehen können, so wie durch Freude, oder wie der Callus an dem oft geriebenen Fleck der Hand entsteht? Und dann — der Glaube, der Glaube an untrügliche Hülfe, zumal bei Übeln, wo keine innere Verletzung ist! O! der geht über Alles! — Christus selbst sagte einmal: Gehe hin, dein Glaube hat dir geholfen*).

*) Ev. Matth. IX, 22. — Ev. Luc. XVIII, 42.

Auffrischung eines veralteten Gemäldes.

Ein Gegenstück zum animalischen Magnetismus.

(Götting. Taschenkalender 1790. S. 164—175.)

Die Geschichte von den elektrischen Röhren des Jahrs 1747 und 48 hat so viele Ähnlichkeit mit dem animalischen Magnetismus der jetzigen Zeit, daß sie wohl einmal verdient, der Welt, worunter ich hauptsächlich die Kalenderleser verstehe, vorgelegt zu werden. Ein Ignorant brachte die Sache in Bewegung, etwas bessere Menschen verbreiteten sie unschuldig, und verehrungswürdige Männer, ja selbst Erfinder in der Wissenschaft, worein die Sache einschlug, wurden verleitet, dem Irrthum ihren Namen zu leihen, sicherlich ohne alle andere Absicht als die, die jeder rechtschaffene Mann bei jeder Unternehmung hat. Gerade so wie bei dem animalischen Magnetismus. Nur der Betrug entehrt, der Irrthum nie. Ja, es ist selbst der Fall sehr möglich, daß in einem Streit der Irrende mehr Ehre verdient, seiner raisonnirten Absicht wegen, als sein flattriger Gegner, der das Loos der Wahrheit bloß erhascht hat. Indessen

ist das Fortschreiten und das Umhergreifen gewisser Meinungen, wovon wir jetzt Proben genug haben, um eine Theorie davon zu entwerfen, der größten Aufmerksamkeit werth. Es ist dem Denker interessant zu sehen: wie zuweilen ein Flöckchen von Aberglauben, der auf den rechten Fleck der großen, bisher ruhenden Masse verwandten Stoffs herabfällt, sich nach und nach zu Lauwinen ballt, die endlich die Meinungen leichtgläubiger, bequemer Menschen, und hauptsächlich derer, die ihren Pfennig von Kenntnissen gut anwenden wollen, zu Tausenden mit sich fortreißen. — Diesen Lauwinen hat man aber, Gottlob! zu unsern Zeiten ein Instrument entgegen gestellt, das wohl nächst dem Pflug und dem Galgen eines der nobelsten ist, auf die der Mensch zur Beförderung allgemeinen Wohls je gerathen ist, und das ist der ——— Preßbengel. Wo der frei osciliren darf, da hat es mit Religionsstifterei und Aberglauben wenig zu bedeuten, und noch weniger mit den parasitischen Auswüchsen derselben, magischem Magnetismus und Elektricismus. Menschen werden freilich, solange die Welt steht, immer betrogen werden, aber der Mensch, immer weniger und endlich niemals mehr. Wir haben gottlob den Stern gesehen, worunter unsere Erlösung liegt. Es möchte wohl jetzt unmöglich sein, ihn mit daurendem Nebel dem Auge Aller wieder zu entziehen.

Giovanni Francesco Pivati *), ein Mann von Stand

*) Dr. med., Mitglied und Secretair der Akademie der Wissenschaften in Bologna.

und Ansehen zu Venedig, wollte gefunden haben, daß wenn man riechende Substanzen in Glasröhren hermetisch einschlösse, und hernach durch Reiben elektrisch machte, so drängen nicht allein die Gerüche durch das Glas, sondern wirkten auch vermittelst ihrer specifiken Heilkräfte in diesem Zustand auf die so elektrisirten Personen. Die Sache erhielt Beifall. Ein gewisser Herr Verati zu Bologna und Bianchi zu Turin fanden die Erfahrung richtig, und endlich gab sogar unser vortrefflicher Winkler*) zu Leipzig der Erfindung Beifall. Ja, man ging so weit zu hoffen, daß man künftig wohl gar manche übel schmeckende Arzneien nicht mehr über die Zunge nach dem Magen gehen zu lassen nöthig haben würde, sondern sie durch alle Poren auf einmal eintreiben könnte. Ein Mann, der über Schmerzen in der Seite klagte, wurde vermittelst einer Glasröhre elektrisirt, worin man peruvianischen Balsam eingeschlossen hatte. Der Mann ging nach Hause, schlief und schwitzte stark, und nunmehr roch sein Nachtzeug, Bett und Alles nach peruvianischem Balsam, ja endlich seine Haare, als er sich kämmte, und auch (wie wunderbar!) der Kamm, ob man gleich vor dem Reiben der Röhre nichts gerochen hatte.

Tages darauf elektrisirte Hr. Pivati einen gesunden Mann mit eben der Röhre. Er wußte nichts von dem eingeschlossenen

---

*) Joh. Heinr. Winkler, Prof. der Physik, geb. 1703, gest. 1770. Schrieb: Institutiones philosophiae universae. Lips. 1764. Anfangsgründe der Physik 1754.

Balsam, bald aber nachher verspürte er eine angenehme Wärme, die sich durch seinen ganzen Körper verbreitete. Ein Freund von ihm, der sich bei ihm befand, wußte nicht, wo der angenehme Geruch herkam, allein er selbst bemerkte bald, daß er von seinem eignen Leibe aufstieg, und erstaunte deßwegen nicht wenig, weil ihm Hr. Pivati's kleiner unschuldiger Streich unbekannt war. Ein Verfahren von Seiten des Hrn. Pivati, das seinem Verstand Ehre macht. Mir ist nicht bekannt, wie viel Magnetisirer sich eines ähnlichen Verfahrens mögen bedient haben. Aus dem Bericht der franz. Commission zu Untersuchung der Einwirkung des magnetischen Eisens auf den menschlichen Körper, worunter sich sogar Dr. Franklin mit befunden hat, ist es bekannt, daß die Personen allemal wissen mußten, daß jetzt ein Magnet nahe sei, sonst verspürten sie nichts, und wie Henker! hätten sie es auch anders wissen können! Hr. Prof. Winkler in Leipzig, durch alle diese merkwürdigen Erzählungen aufmerksam gemacht, fing nun seine Operation an. Er schloß Schwefel in eine Kugel völlig ein, so daß sie, selbst erwärmt, nichts von Geruch von sich gab; hingegen elektrisirt verbreitete sich ein unausstehlicher Geruch durch das ganze Zimmer. Er rief Hrn. Prof. Haubold*) und andere Zeugen in das Zimmer, allein der Schwefelgeruch jagte sie sogleich wieder hinaus. Nun füllte er eine andere Kugel mit Zimmt an, und

*) Ch. Gottl. Haubold, Prof. und Domherr in Leipzig. Gest. daselbst 1824.

es verhielt sich eben so wie mit dem Schwefel. Dieser angenehme Geruch dauerte sogar noch den andern Tag fort. Ein Gleiches geschah mit peruvianischem Balsam, wobei Hr. Winkler von sich selbst die Anmerkung macht, daß ihm der Thee am andern Morgen außerordentlich geschmeckt habe, weil der balsamische Duft noch nicht ganz aus seinem Munde gewesen wäre.

Ein paar Tage nachher, da die balsamische Kugel allen Geruch verloren hatte, wurde eine Kette zum Stubenfenster hinaus nach einem andern Zimmer gezogen, das vom erstern ganz getrennt war, gehörig isolirt und nun einem ebenfalls isolirten Manne in die Hand gegeben, der nichts von ihrem Vorhaben wußte. Nachdem man einige Zeit elektrisirt hatte, wurde der Mann befragt (aus dem Fenster, oder ging einer der Herren zu ihm?), ob er etwas röche. Der Mann schniffelte etwas umher, und sagte endlich: Ja. Als man ihn fragte, was es wäre, schniffelte er wieder mit der Antwort: das wisse er nicht. Endlich da man noch eine Viertelstunde fort gedreht hatte, wurde das ganze Zimmer voll von Wohlgeruch, und er erklärte, es röche nach einer Art Balsam. Den darauf folgenden Morgen stand er sehr munter auf, und fand seinen Thee besonders wohlschmeckend. — In Italien ging es indessen noch herrlicher; es fanden sich Apostel, Sigr. Verati, Sigr. Palma und Sigr. Brigoli und Sigr. Bianchi*). Man

*) Joh. Bapt. Bianchi, geb. zu Turin 1681, gest. 1761.

heilte durch eingeschlossene Arzneimittel hartnäckige Übel augenblicklich oder doch in etlichen Minuten, welches nicht viel länger ist: als Hüftweh, Lähmungen, Podagra, Gichtbeulen &c. Das schönste Glück widerfuhr einem alten 75jährigen Bischof von Sebenico, Sgr. Donadoni. Dieser würdige Prälat war vom Podagra und Chiragra so zugerichtet, daß er kaum mehr gehen, oder einen Finger biegen konnte, und dieses schon seit mehreren Jahren. Er bat also Hrn. Pivati flehentlich sich seiner zu erbarmen. Er wurde mit einer zertheilenden Röhre elektrisirt: den Augenblick fühlte er eine besondere Erschütterung in den Fingern, kaum war er aber zwei Minuten elektrisirt, so öffnete und schloß er seine Hände, gab einem aus seinem Gefolge einen Handschlag und drückte ihm die Hand herzhaft; holte sich einen Stuhl; setzte sich nieder und ging bald die Treppe hinunter ohne Beihülfe, wie ein junger Mensch. Es soll Ihro bischöflichen Gnaden Alles fast wie ein Traum vorgekommen sein, und ich kann in Wahrheit nicht leugnen, es kommt mir fast auch so vor, mit wie vielem Recht, wollen wir gleich sehen. Von diesem erstaunlichen Succeß aufgemuntert verfertigte Hr. Pivati allerlei Röhren für allerlei Krankheiten. Die Namen davon hat die Geschichte mit Recht aufbewahrt, die Röhren selbst aber der Philosophie hingereicht, die sie auf ewig zerschmettert hat. Sie hießen öffnende,

---

Wurde im 17ten Jahre seines Alters Doctor. Geschätzter anatom. Professor in Bologna.

antapoplektische, diuretische Röhren, anthysterische, schweißtreibende, balsamische, die Heilung der Wunden befördernde und endlich gar herzstärkende Röhren. Bis hierher stieg dieses glänzende Meteor des Betrugs und des Irrthums, das Tausende für ein neues Licht zu halten anfingen, wo nicht die Welt zu erleuchten, doch alte Magen wieder aufzuwärmen, um sich in einer zweiten Jugend an der Tafel zeigen zu können. Allein das Meteor leuchtete eine kurze Zeit, zerplatzte, fiel, und ward nie wieder gesehen. Die Veranlassung zu dieser Katastrophe war folgende. Durch das außerordentliche Aufsehen, welches diese Geschichten machen mußten, zumal da der Erfinder ein Mann von Stand und kein geldschneidrischer Aventürier war, wie Mesmer*), bewog endlich den Abt Nollet**) selbst über die Alpen zu gehen, und Alles an der Stelle zu untersuchen. Was er fand war in wenigen Worten: Nichts als Übertreibung, Mangel an gehörigem Beobachtungsgeist, und förmlicher Betrug. In Nollet's Hand that keine einzige Röhre etwas und — (mit diesem Zusatz mögen die andern Herren nun das Grab ihres Ruhmes schmücken) — in eines andern vernünftigen Menschen Hand thaten sie etwas.

*) Anton Friedrich Mesmer, geb. 1734 in der Schweiz, gest. 1815 zu Mörsburg am Bodensee.

**) Jean Antoine Nollet, geb. 1700, gest. zu Paris 1770. Abt, gelehrter Physiker. Schrieb unter andern: Leçons de physique expérimentale. Amsterd. 1754.

Hr. Winkler ließ sich so weit durch seine Versuche blenden, daß er sogar einen Aufsatz darüber an die königl. Societät in London schickte, welcher auch in den Philos. Transact. gedruckt ist. Man wiederholte die Versuche und fand nicht das Mindeste, jedoch verfuhr man gegen einen Mann von Winklers Charakter behutsam, man bat ihn um einige von ihm selbst präparirte Kugeln; er übersandte sie, und ob man gleich in einer eigenen Commission, worunter sich aber freilich der berühmte Dr. Watson*) befand, Alles that, was möglich war, so blieb dennoch am Ende Alles nichts weiter, als Übereilung und unvermerkter Selbstbetrug bei dem sonst gelehrten und braven Winkler. Endlich stand noch ein Sgr. Fortunato Bianchini**), den man ja nicht mit dem obigen Bianchi verwechseln muß, mitten in Venedig auf, wo der ganze Lärm entstanden war, und zeigte nicht allein einer ganzen Gesellschaft der verständigsten Männer, daß an der ganzen Sache nicht das mindeste Wahre sei, sondern auch, daß die Herren zu ihren Versuchen meistens ihre Bedienten, oder Bettler oder sonst gefällige Schlucker gewählt hatten, die Alles rochen und fühlten, was die Herr-

---

*) Sir William Watson, geb. 1715, gest. 1787. Berühmter Botaniker, Arzt und Physiker; Mitglied der k. Societät.

**) Joh. Fortunat Bianchini, geb. 1720 zu Chiati bei Neapel, gest. 1779 als Prof. der Medicin zu Padua. Schrieb: Saggi di esperienza interno la medicina elettrica in Venezia da alcuni amatori di fisica. Venezia 1749. 4to.

schaft und die Obern gerochen und gefühlt haben wollten. Und so etwas, wenn es nur die Herrschaft bloß im Innersten gewünscht zu haben glaubt, ihr dennoch sehr bald an den Minen anzusehen, dazu hat selbst der Pöbel von Italien seinen eigenen Sinn, und gar nun während einer viertelstündigen Elektrisirung, wo es ohne Erklärung und Äußerungen von geheimen Wünschen zumal unter unphilosophischen Beobachtern unmöglich abgehen kann! — Noch verdient die Steigerung der Entdeckung auf den Titeln der Bücher Aufmerksamkeit. Pivati's Brief hat noch den bescheidenen Titel: Dell' elettricità medica, Lettera del Sgr. P. F. Pivati al celebre Sgr. Franc. Maria Zanotti *). Die franz. Übersetzung aber: Lettre sur l'Electr. médicale, qui contient des experiences *singulières* d'Electricité, relatives à l'Electr. medicale et les *essais surprenans* d'une nouvelle methode d'administrer des remèdes par le moyen de l'El. etc. Sürprenant werden sie freilich bis ans Ende der Geschichte der medicinischen Elektricität immer bleiben, aber bloß weil sich zum Theil angesehene, rechtschaffene und selbst erfahrene Männer dadurch haben sürpreniren lassen.

*) Lucca 1747. 8. — S. Fischer's Geschichte der Physik 5ter Band S. 554 ff.

Geschichte der Lichtputze.

(Götting. Taschenkalender 1785. S. 189—192. unter der Rubrik: Neue Erfindungen, physikalische und andere Merkwürdigkeiten sub 4.)

Nicht jedem unserer Leser wird es eingefallen sein, wie viel Witz bei der Einrichtung unserer Lichtputzen angewendet worden ist. Vermuthlich war das große Universalinstrument, die menschliche Hand, die erste Lichtputze, so wie sie der erste Prügel, die erste Wurfmaschine, der erste Griffel, die erste Rechenmaschine, das erste Trinkgeschirr, der erste Sonnenfächer, das erste Tischbesteck, und etwas geballt, die erste kräftige Demonstration für Köpfe gewesen ist, in die sonst keine andere hinein wollte. Weil man sich aber die Finger verbrannte, so wurden wohl die Scheeren zuerst gebraucht; das war aber gefährlich und roch, daher mußte die Scheere eine ganz andere Einrichtung bekommen. Die beiden Messer durften nicht mehr über einander hinglitschen, sondern die Ebene des einen Messers mußte senkrecht auf der des andern fortgeführt werden, so wurde letz-

teres zugleich der Deckel eines Kastens, dessen eine Seite ersteres war. So waren die älteren Lichtputzen beschaffen. Da aber ein Paar so verbundene Messer nur sehr schlecht schneiden können, so gab man dem Deckel nach unten zu eine größere Dicke, oder bog ihn um und brachte so das Ganze der Scheere näher. An einer Kerze ist aber mehr zu thun, als die unbrauchbare Kohle abzuschneiden, daher bekam die Lichtputze die Spitze, um den Docht zuweilen zu spalten, zuweilen den zu sehr getheilten wieder zusammen zu spinnen. Wenn eine Scheere sich auf dem Tische öffnet, so hat das selten viel auf sich; hingegen bei der Lichtputze ist es von Wichtigkeit, die Kohle fällt heraus, beschmutzt das Zeug, und macht dem schönsten Gesicht einen häßlichen Schnurbart, dieses ist jedoch noch das Geringste; wenn aber die letzte Kohle noch fortglüht, so entzündet sich bei der Öffnung oft der ganze Vorrath wieder, dieses verursacht nicht bloß einen unangenehmen, sondern auch einen der Gesundheit höchst nachtheiligen Geruch; man hat Beispiele, wo dieser fettige Dunst in der Nähe eingeschnupft den plötzlichen Tod nach sich gezogen hat. Also hat der Mann kein geringes Verdienst, der der Lichtscheere zuerst die Seele der Taschenuhren, die Stahlfeder einverleibte, wodurch sie sich von selbst fest zuschließen. So wie sie nun waren, lagen sie zu platt auf, es kostete schönen Händen oft viele Mühe, sie gut vom Tische aufzunehmen, es ging viel Zeit verloren, sie aufzufingern, daher gab man ihr die drei Füßchen, so liegen sie hohl, und selbst im heftigsten, politischen Dispüt bei der Bouteille findet und faßt man die Öhsen leicht. Allein die drei Füßchen machten zumal auf den politischen Weintafeln der Engländer aus Mahagonyholz verdrießliche Ritze, man brachte daher in die drei Füßchen, drei Frictionsröllchen an, wodurch man noch den beson-

dern Vortheil erhalten hat, daß man sie einem Nachbar leicht zuschieben, oder zurollen kann. Wer hätte nun denken sollen, daß diesem Instrumente noch etwas zuzusetzen gewesen wäre, und doch hat es in den neuesten Zeiten noch einen Zusatz erhalten, der mit allen vorigen schier um den Rang streitet. Nämlich es ist, leider! nur allzu bekannt, daß, wenn die Lichtscheeren etwas voll sind, und man das Licht schneutzen will, öfters der ganze Vorrath auf die Lichtflamme und die Kerze fällt, sich da entzündet, an der Kerze die sogenannten Diebe verursacht, brennend auf das Tischtuch rollt, da Löcher brennt, und weil in der Eile die Finger zum Löschen gebraucht werden, die Schnurbärte sehr vermehrt. Diesem Unheil hat man auf eine Weise vorgebeugt, die aber noch vielleicht eine Verbesserung zuläßt. Der Kasten der Lichtscheere wird nämlich durch eine Zwischenwand in zwei gleiche Theile getheilt. Diese Zwischenwand ist beweglich, kann an einem reinlichen Knöpfchen angefaßt, und ungefähr so herausgedreht werden, wie man die Taschenhohlgläser aus ihrem Futteral dreht. Hat man also das Licht geputzt, so bringt man die Zwischenwand aus dem Einschnitte heraus, dadurch fällt die Kohle in die untere Abtheilung, wird die Wand wieder hineingebracht, so schneidet sich auch noch das ab, was etwa an der Klappe hängen geblieben sein könnte, und fällt ebenfalls in die untere Abtheilung, so hat man eine reine Lichtscheere. Wird die untere Kammer endlich voll, so muß alsdann Alles rein gemacht werden.

Lawrence Earnshaw.

(Götting. Taschenkalender 1790. S. 145—147 unter der Rubrik: Neue Entdeckungen, physikalische und andere Merkwürdigkeiten.

Was für eine seltsame Sache es um das Genie sei, wird folgende Geschichte denen unserer Leser sinnlich machen, die vergessen haben, was wir ehemals in diesem Taschenbuch *), aus eigener Erfahrung, von einem sehr guten Schachspieler erzählten, der den Gebrauch der nepperischen Stäbchen schwer fand, und immer wieder vergaß. Doch war der eben erwähnte Fall nicht sehr sonderbar. Daß jemand Schach spielt, und die Züge so thut, wie der Hund seines Herrn Schnupftuch auf halbe Meilen unter Tausenden findet, ist begreiflich. Sie treiben es, ut apes Geometriam (wie die Bienen Geometrie). Allein, daß ein Kopf, der von Natur mit einem großen Talent zu fast allen mechanischen Künsten ausgerüstet gewesen zu sein scheint, Schwierigkeiten in einer einzigen findet, die sich sogar die Spitzbuben und Landstreicher zum Deckel für ihre Hauptgeschäfte aus dem Stegreif wählen, ich meine das Korbflechten, ist

*) Vom Jahre 1785. S. 207. No. 3.

allerdings sonderbar. Die Geschichte leidet keinen Zweifel. Ich entlehne sie aus dem Gentleman's Magazine Vol. LVII. p. 1166. — Lawrence Earnshaw, ein außerordentliches mechanisches Genie und Freund des berühmten Brindley*), dessen Name durch den Bau der Canäle des Herzog von Bridgewater**) verewigt ist, war Kupferstecher, Maler, Vergolder, Glasmaler, Spiegelbeleger, Grobschmidt, Kupferschmidt und Gewehrfabrikant; er zeichnete Sonnenuhren und verfertigte sie; besserte Violinen aus, verfertigte Särge, reparirte und stimmte Claviere, bauete und reparirte Orgeln; machte und reparirte alle Arten optischer Instrumente, las und verstand den Euklid. Dieser außerordentliche Mann war nicht im Stande, einen Korb zu flechten, ob er sich gleich sehr viel Mühe deßwegen gab. Er lernte 7 Jahr den Tuchhandel, und stand 3 Jahr als Schneidergeselle aus. Er verstand die ganze Behandlung der Wolle vom Schafscheren an, durch Krempen, Spinnen, Weben 2c. durch, bis zum vollständigen Kleid hinaus, und die Kunst, die ihn eigentlich ernährte, und die er wohl am besten verstand, das Uhrmachen, lernte er in vier Wochen. — Aber einen schönen Korb konnte er nicht flechten, ob er sich gleich alle Mühe deßwegen gab!

*) Jacob Brindley, geb. 1716, gest. 1772. Sohn geringer Eltern.

**) Franzis Egerton, Herzog von Bridgewater, geb. 1726, gest. 1803. Im Jahre 1758 erhielt er vom Parlament die Erlaubniß zu dem berühmten Canalbau.

Naturgeschichte der Stubenfliege.

(Götting. Taschenkalender 1790. S. 147—149, unter der oben bemerkten Rubrik.)

Ich weiß nicht, ob es allen unsern Leserinnen und Lesern bekannt ist, daß es Naturforscher gegeben hat, die die gemeine Stubenfliege mit unter die wiederkäuenden Thiere mit gespaltenen Klauen gezählt haben. Ob ihre Absicht dabei war, einem künftigen Systematiker Anlaß zu geben, sie mit unter die Ochsen zu rechnen, oder vielleicht den Juden, sie ohne Gewissensbisse zu speisen, weiß ich nicht. Genug, es ist falsch befunden worden, und zwar von der sehr gelehrten Demoiselle Lemasson le Golft*). Diese hat mit bewundernswürdigem

*) Mitglied der Akademie zu Arras und des Vereins der Philadelphen. Geboren zu Havre 1750. Schrieb außer verschiedenen Abhandlungen, wie die über die gemeine Stubenfliege, welche einzelnen Zeitschriften eingerückt sind, La Balance de la Nature, Paris 1784, und überreichte der Akademie im Jahre 1810 eine moralische Erzählung unter dem Titel: Rêve d'une académicienne.

Fleiß dieses kleine Thier zergliedert, und nur einen einzigen Magen und auch sonst nichts gefunden, was irgend auf ein Wiederkäuen schließen ließe. Vielmehr glaubt sie, daß der kleine Tropfen, den man zuweilen vor dem Rüssel der Fliegen sitzen sieht, und woraus man das Wiederkäuen geschlossen hat, ein Saft sei, womit sie sich putzen, so wie die Wasservögel ihre Flügel ölen. So viel ist gewiß: kein Thier putzt sich so viel als die Stubenfliege. Alle Zeit, die ihnen Essen und Schlafen und die Sorge für Nachkommenschaft übrig läßt, wird auf Putzen verwendet, auch behauptet die Demoiselle Lemasson le Golft, daß sie sich so gern auf die Spiegel setzten, rühre bloß daher, weil sie ein Vergnügen darin fänden, sich zu beschauen. Was (mir wenigstens) diese Bemerkungen interessant macht, ist, daß jene Naturgeschichtschreiber in der Fliege ein Stück Rindvieh, hingegen diese Demoiselle eine Dame erblickt haben. Jedes nach seiner Art. Die Toleranz erfordert, jedem seine Stimme zu lassen. Es wäre hart oder wenigstens unartig, einer Dame zu verwehren, zu sagen was sie will, und noch härter vielleicht dem, der da drischt, das Maul zu verbinden.

Ein sittsamer Gebrauch zu Coventry in Warwickshire.

(Götting. Taschenkalender 1779. S. 59—61, unter der Rubrik: Seltsame Moden und Gebräuche, unter No. 2.)

Um die Mitte des 11ten Jahrhunderts heirathete Leofrick Graf von Mercia, ein Mann von großer Gewalt und Ansehen, und eine der Hauptpersonen, die Eduard den Bekenner auf den Thron erhoben, eine Dame Namens Godeva, von großer Schönheit und Gottesfurcht, wie sich Dugdale *) ausdrückt, aus dessen Geschichte von Warwickshire wir dieses gezogen haben. Diese Dame war eine große Gönnerin und Beschützerin der Stadt Coventry, die damals unter einem schweren Zoll seufzte. Sie bat daher ihren Gemahl öfters, wie die Worte heißen, um der Liebe Gottes und der heil. Jungfrau Maria willen, die gute Stadt doch von dieser Last zu befreien. Allein der

*) Wilh. Dugdale, geb. 1605 in Warwickshire, gest. 1686. Er war königl. Wappenherold und Geschichtschreiber; schrieb unter andern eine history and antiquities of Warwickshire.

Hr. Graf, mit dessen Interesse sich die Erfüllung dieser Bitte schlecht vertragen hätte, that es nicht allein nicht, sondern bat sogar, man möchte ihn mit dieser Bitte fernerhin verschonen. Die Gräfin aber ließ sich dadurch nicht abschrecken, sondern mit einer gewissen Hartnäckigkeit, die, wie der unerfahrne Chronikenschreiber zusetzt, allen Damen in gewissem Grad eigen sein soll, bat sie immer wieder, bis endlich Leofrick in der Hitze einmal auffuhr, und sagte: Gut, ich will es thun, allein unter einer Bedingung, Sie müssen am hellen Tage mutternackend durch die ganze Stadt reiten. O ja, das will ich thun, sagte die Dame von großer Schönheit und Gottesfurcht, wenn Sie es nur zugeben wollen. Leofrick, der noch immer nicht glaubte, daß die Frau Gräfin so etwas thun könnte, gab es zu. Allein er irrte sich, Godeva ging hin und ritt faselnackend am hellen Tage durch die Hauptstraße von Coventry, mit losem Haar, welches, wie angemerkt wird, so groß gewesen sein soll, daß es ihren ganzen Leib bedeckte, lief hierauf in voller Freude zum Grafen, der auch der Stadt die verlangte Zollfreiheit sogleich ertheilte. Dieses war der Ursprung des sittsamen Gebrauchs: jetzt kommt der sittsame Gebrauch selbst. Noch bis auf diesen Tag reitet alle Jahr an einem gewissen Tage, zum Gedächtniß jener großen That, ein Mädchen nackend durch die Hauptstraße von Coventry, die nicht klein ist, und speist hierauf in demselben leichten Habit mit dem Mayor der Stadt. Der Zulauf des Volks aus der Gegend ist nicht unglaublich, aber unermeßlich, und die Nahrung, die dadurch der Stadt zuwächst, ist vermuth-

lich Ursache, warum man diesen Gebrauch noch nicht hat abstellen können, zu dessen Aufrechterhaltung es noch nie an jungen Schönen gefehlt haben soll. Wie manche arme Stadt könnte nicht durch einen solchen Gebrauch in Nahrung gesetzt werden, der sich ohnehin so vortrefflich mit der neuesten Moral unserer schönen Geister verträgt!

Das Eselsfest.

(Götting. Taschenkalender 1779. S. 61 — 63, unter der oben bemerkten Rubrik, unter No. 3.)

Zum Gedächtniß der Flucht der Jungfrau Maria nach Ägypten, suchte man im 13ten Jahrhundert ebenfalls ein junges Mädchen, das schönste in der Stadt aus, putzte es so prächtig als möglich, gab ihr ein niedliches Knäbchen in die Arme und setzte sie so auf einen kostbar aufgeschirrten Esel. In diesem Aufzuge, unter Begleitung der ganzen Klerisei und einer Menge Volks, führte man den Esel mit der Jungfrau in die Hauptkirche und stellte ihn neben den hohen Altar. Mit großem Pomp ward die Messe gelesen. Jedes Stück derselben, nämlich der Eingang, das Kyrie, das Gloria, das Credo, wurde mit dem erbaulich-schnackischen Refrain H m h a n, H m h a n geendigt. Schrie der Esel selbst den Refrain mit, desto besser. Wenn die Ceremonie zu Ende war, so sprach der Priester nicht den Segen, oder die gewöhnlichen Worte, sondern er juchte dreimal wie ein Esel, und das Volk, anstatt sein Amen anzustim-

men, juchte wie der Priester. Zum Beschluß wurde noch Seiner Herrlichkeit dem Esel (Sire Asne) zu Ehren ein halb lateinisches und halb französisches Lied angestimmt. Hier sind die ersten Strophen:

Orientis partibus
Adventavit Asinus
Pulcher et fortissimus
Sarcinis aptissimus.
 Hez, Sire Asne, carchantez
Belle bouche rechignez,
Vous aurez du foin assez
Et de l'avoine a planter.

Wer das Lied, dem manches in den Musenalmanachen und dem Almanac des Muses an Erfindung weicht, ganz lesen will, kann es in dem Wörterbuch des du Cange unter dem Artikel Festum im dritten Band S. 424 finden.

Etwas zur Geschichte des Leibes nach dem Tode bei verschiedenen Völkern.

(Götting. Taschenkalender 1779. S. 66—68, unter der oben gedachten Rubrik Nro. 7.)

Was bei den verschiedenen Nationen des Erdbodens aus dem Körper wird, bald nachdem ihn die Seele verlassen hat, ist nicht minder merkwürdig, als was nach den Muthmaßungen der Weltweisen und Priester derselben die Seele nach dieser Trennung befällt.

Wir und viele Völker begraben ihn, die wohlfeilste und zweckmäßigste Versorgung für Inländer. Rom verbrannte ihn mit vielen andern Nationen. Aegypten machte seine Mumien. Auf der Insel Formosa oder Tayovon setzen die Einwohner ihre Todten auf ein erhabenes Gerüste in ihren Häusern, machen Feuer darunter, und dörren sie; nach dem 9ten Tage wickeln sie sie in Matten, und legen sie auf ein noch höheres Gerüste, nachdem sie 3 Jahre gestanden haben, werden sie endlich begraben. Die Einwohner von Corea begraben sie ebenfalls erst nach

dem dritten Jahr. Die Indianer am Strom Oronoko lassen die Leichname ihrer Regenten faulen, und wenn das Fleisch verweset ist, zieren sie das Skelet mit Edelgesteinen, Gold und Federn, und hängen es in einer Hütte auf. Nach Älians *) Bericht nähten die Colchier ihre Todten in rohe Ochsenhäute und hingen sie an Ketten auf. Apollonius Rhodius **) thut eben dieses Gebrauchs Erwähnung. Die Bewohner von Chili zwingen ihre Todten in die Lage eines Kindes im Mutterleibe, und setzen sie auf ein Gerüste von 6 Fuß aus. Ähnliche Gebräuche haben die Otaheiter. Die größte Mannichfaltigkeit beobachten die Verehrer des Dalai Lama. Die Art der Behandlung des Leichnams hängt von der Stunde des Tages ab, worin er von seiner Seele verlassen worden ist, und von dem Urtheil — der Priester. 1) Sie verbrennen die Körper ihrer Lamas, Khans, Noions und überhaupt der Personen von Rang, mischen die Asche mit Weihrauch und schicken die Mixtur nach Tibet. 2) Sie bewahren ihn in einem Sarg, den sie mit Steinen beschweren. 3) Sie tragen ihn auf die Spitzen der Berge, und

---

*) *Claudius Aelianus*, aus Präneste in Latium; griech. Schriftsteller. Gest. 140. Schrieb: Historia animalium Lib. XVII. und Historia Variorum. Lib. XIV.

**) *Apollonius Rhodius*, aus Alexandrien oder Naukratis, unter Ptolemäus Evergetes, der 221 vor Christus starb. War nach Eratosthenes Vorsteher der Bibliothek zu Alexandrien. Schrieb: Argonautica.

geben ihn den Vögeln des Himmels preis. 4) Sie tractiren eine Meute Hunde damit, schmeißen die Knochen ins Wasser, und geben den Kopf den Anverwandten zurück, die ihn ehrfurchtsvoll nach Hause tragen. 5) Begraben sie ihn wie wir. Die Samojeden stürzen den Leichnam unter einen Kessel, damit die Seele nicht erdrückt wird, wenn das Grab zusammenfällt.

Nachtrag von minder wichtigen Moden.

(Götting. Taschenkalender 1779. S. 69—71, wie oben bemerkt, unter Nro. 9.)

Die Patienten und Prinzessinnen haben es wohl nirgend besser als in Loango, einer Landschaft auf der westlichen Küste von Afrika. Die erstern nämlich dürfen, nach dem Abt Proyart *), essen, was sie wollen, und die letzteren heirathen wen sie wollen, sollte auch ihre Neigung gleich auf einen verheiratheten Mann fallen; welches um so viel merkwürdiger ist, als bei diesem Volk die Ehen sonst ganz unzertrennlich sind.

Paul Eber, der unter dem Namen Aulus Apronius **) eine

*) Liévain Bonaventure Proyart, geb. 1743, gest. zu Arras 1808. Schrieb: Histoire de Loango, Kakongo et autres Royaumes d'Afrique. Paris 1776.

**) Unter diesem Namen beschrieb ein Adam Ebert, nicht Paul Eber, der 1656 zu Frankfurt a/O. geboren war, und 1735 daselbst starb, seine Reisen, wie auf dem Titel steht: Zu Freude der Welt und ewigen Zeiten. Er war Professor der Rechte an seinem Geburtsorte.

Reise durch einige der ersten Provinzen von Europa geschrieben hat, die sich des sonderbaren Styls ungeachtet mit Vergnügen liest, erzählt, daß er im Jahr 1679 auf der Börse in London einen Mann mit Zähnen von Diamanten gesehen habe, die sich beim Sonnenschein gar vortrefflich ausgenommen haben sollen. Da Diamanten auch unter gewissen Umständen bei Nacht leuchten, so ließe sich wohl zu einem Schmuck im Dunkeln nichts weiter hinzudenken, als die Johanniswürmchen, die nach Hrn. Twiß *) Bericht, die spanischen Damen bei ihren Dämmerungspromenaden bereits in die Haare stecken.

Der Gebrauch das Haar zu bepudern ist sehr alt und allgemein. Schon die jüdischen Damen bepuderten sich ehemals mit Goldstaub. Unseres weißen Puders gedenket, wo wir nicht irren, zuerst l'Etoile **) in seinem Journal von 1593, indem er sagt, die Nonnen gingen in den Straßen mit gekräuseltem und weiß gepudertem Haar einher. Auf der Insel Anamocka sah Capt. Cook einen Mann, der sich einen weißen Staub in die Haare gestreut hatte. Sollte dieses, woran kaum zu zweifeln

*) Richard Twiß, ein englischer Reisender, der Mitglied der Societät zu London war und 1821 starb. Seine, während der Jahre 1772 und 1773 in Spanien und Portugal gemachte Reise beschrieb er 1775 in engl. Sprache; eine deutsche Übersetzung davon gab Ebeling 1776 in Leipzig heraus.

**) Peter de l'Etoile, geb. 1540, gest. 1611. Parlamentsrath in Paris. Seit 1574 führte er ein Journal über Alles, was sich in Paris zutrug. Die beste Ausgabe davon erschien durch Lenglet Dufresnoy besorgt, im Haag (Paris) 1744 in 5 Octavbänden.

ist, ein vertheidigendes Pulver gegen gewisse Feinde des Kopfs gewesen sein, so würde auch der Ursprung dieser unserer Zierden so verdächtig, als es bereits der Ursprung der langen Manschetten längst gewesen ist.

Auf den gesellschaftlichen Inseln des stillen Meers und in Otaheite herrscht ein Gebrauch, der von den sanften Empfindungen jener Menschen zeugt. Personen von einerlei und verschiedenem Geschlecht, die sich lieben, vertauschen ihre Namen: Ich nenne mich wie du, und du nennst dich wie ich. Aus diesem kleinen Zug werden Seelen von Empfindung ohne weitere Hinweisung fühlen und erkennen, was aus jenen Menschen werden könnte.

Ein veränderlicher Himmel scheint der Grund der Veränderlichkeit der Moden zu sein. Paris wechselt monatlich seine Trachten, und wir mit ihm. Der Kamtschadale wechselt so wenig als der Perser. Chardin *) versichert, daß der Schnitt an dem Kleide Tamerlans **), das man noch zeigt, von der gegenwärtigen Kleidung der Perser in nichts verschieden sei.

---

*) Jean Chardin, geb. 1643, gest. 1713. Sohn eines Juweliers zu Paris, wurde er, noch nicht 22 Jahre alt, von seinem Vater eines Diamantenhandels wegen, nach Indien geschickt, machte dann mehrere Reisen, gab deren Beschreibung heraus, und starb als englischer Gesandter in Holland.

**) Tamerlan auch Timur-Bec genannt, tatarischer Kaiser, um 1336 geboren; besiegte 1402 den Sultan Bajazeth bei Ancyra in Phrygien. Starb um 1405.



Amintor's Morgenandacht *).

(Götting. Taschenkalender 1791. S. 81—89.)

Wie wenn einmal die Sonne nicht wieder käme, dachte Amintor oft, wenn er in einer dunklen Nacht erwachte, und

*) Gegenwärtiger Aufsatz, der dem Herausgeber von einem Ungenannten zugekommen ist, kann vielleicht als eine Einleitung zum folgenden und einigen andern physicalischen Artikeln in diesem Kalender angesehen werden. Man kann ihn auch allein gebrauchen, oder gar keinen Gebrauch davon machen, oder auch mit ihm machen, was man will, nur deute man ihn nicht wider den Verfasser oder den Herausgeber, weil man alsdann gewiß etwas sehr Unbilliges thun würde. Anm. des Verf.

Die Herausgeber der ersten Ausgabe, welche obige Anmerkung nicht mit aufgenommen, bemerken in Bezug auf dieselbe in der Vorrede zum 5ten Bande S. IV mit Recht, daß der ganze Aufsatz zu deutlich das Gepräge des lichtenbergischen Geistes trage, als daß man jene Anmerkung nicht für eine bloße Maske halten sollte, dergleichen der Verstorbene in seinem schriftstellerischen Leben mehrmals gebraucht habe.

freuete sich, wenn er endlich den Tag wieder anbrechen sah. Die tiefe Stille des frühen Morgens, die Freundin der Überlegung, verbunden mit dem Gefühl gestärkter Kräfte und wieder erneuerter Gesundheit, erweckte in ihm alsdann ein so mächtiges Vertrauen auf die Ordnung der Natur und den Geist, der sie lenkt, daß er sich in dem Tumult des Lebens so sicher glaubte, als stände sein Verhängnis in seiner eigenen Hand. Diese Empfindung, dachte er alsdann, die du dir nicht erzwingst und nicht vorheuchelst, und die dir dieses unbeschreibliche Wohlbehagen gewährt, ist gewiß das Werk eben jenes Geistes, und sagt dir laut, daß du jetzt wenigstens richtig denkst. Auch war dieses innere Anerkennen von Ordnung nichts anders, als wieder eben diese Ordnung selbst, nur auf ihn, der sie bemerkte, fortgesetzt, und daher immer für ihn der höchste Genuß seines Geistes. O ich weiß, rief er alsdann aus, dieses mein stilles Dankgebet, das Dir alle Creatur darbringt, jedes mit seinem Gefühl und in seiner Sprache, nach seiner Art, wie ich in der meinigen, wird gewiß von Dir gehört, der Du den Himmel lenkst; gewiß wird es Dir von allen Creaturen, zu Tausenden, dargebracht, aber mit doppeltem Genuß von mir, dem du Kraft verliehest, zu erkennen, daß ich durch dieses Dankgefühl und in diesem Dankgefühl bin, was ich sein soll. O störe nicht, sprach er dann zu sich selbst, diesen himmlischen Frieden in dir heute durch Schuld! Wie würde dir der morgende Tag anbrechen, wenn ihn diese reine Spiegelhelle deines Wesens nicht mehr in dein Inneres zurückwürfe? Es wäre besser,

schiene nie wieder, oder wenigstens für dich Unglücklichen nicht mehr. — Diese Art in seinem Gott zu leben, wie er es nannte, die ihm von Betbrüdern, die lieber glaubten, als dachten, weil sie es so bequemer fanden, für Spinozismus ausgelegt wurde, hatte er sich so sehr eigen gemacht, daß sie für ihn unzerstörbare Beruhigung über die Zukunft, und ein nicht zu überwältigender Trost in Todesgefahr wurde. Eines Tages als er sich nach einer seiner Morgenandachten selbst befragte, woher ihm dieses freudige Ergeben in die Führung der Welt, und dieses große Sicherheitsgefühl bei jedem Gedanken an die Zukunft komme (denn es war ihm zu fest, um bloß dichterisches Aufwallen zu sein): so war es ihm entzückende Freude, zu finden, daß er es allein dem Grad von Erkenntniß der Natur zu danken habe, den er sich erworben hatte, einem Grade, von dem er behauptete, daß er jedem Menschen von den gewöhnlichsten Anlagen erreichbar wäre. Nur müsse, wie er sagt, das Studium anhaltend, ohne Zank und Neuerungssucht und ohne alle Speculationen des Inventurienten, getrieben werden. Man wird ihm leicht glauben, daß es eine entzückende Betrachtung sein muß, sich sagen zu können: meine Ruhe ist das Werk meiner eigenen Vernunft; es hat sie mir keine Exegese gegeben, und keine Exegese wird sie mir rauben. — O, Nichts, Nichts wird sie mir rauben können, als was mir meine Vernunft raubt. Daß die Betrachtung der Natur diesen Trost gewähren kann, davon ist er gewiß, denn er lebt in ihm; ob er es für Alle sei, ließ er wenigstens unentschieden, und

hierbei hinge, wie er sagte, Vieles von der Art ab, wie die Wissenschaft getrieben und angewandt würde, eine Sache, die, wie vielleicht auch Spinozismus, wenn er unschädlich sein soll, nicht gelehrt, sondern selbst gefunden sein wolle; es sei nichts weniger als jene physico-theologische Betrachtung von Sonnen, deren uns deutlich sichtbares Heer nach einer Art von Zählung auf 75 Millionen geschäzt würde. Er nannte diese erhabenen Betrachtungen bloße Musik der Sphären, die anfangs den Geist, wie mit einem Sturm von Entzücken, fast zur Betäubung hinreiße, deren er aber endlich gewohnt werde; allein das was davon immer bliebe, unstreitig das Beste, fände sich überall und vorzüglich in dem mit in die Reihe gehörigen Geist, der dieser Betrachtungen fähig sei. Es sei vielmehr eine zu anhaltendem Studio der Natur sich unvermerkt gesellende Freude über eignes Dasein, verbunden mit nicht ängstlicher, sondern froher Neugierde (wenn dieses das rechte Wort ist), die so weit über sogenannte Cüriosité erhaben sei, als hohes Gefühl für Ehre über Bauernstolz, zu erfahren, mit diesen Sinnen oder mit analogen, oder Verhältnissen anderer Art, die sich von jeder Art des Daseins hoffen lassen, was nun dieses Alles sei und werden wolle. Er fürchte zwar sehr, daß seine Freunde immer nur die Worte der Lehre und nicht die Lehre hören würden, hoffe aber Alles, wenn er dereinst darüber sprechen würde, von eigenem Versuch. Er denke nun seit der Zeit, daß das Vergnügen, das die Betrachtung der Natur dem Kinde und dem Wilden, so wie dem Manne von aller Art von Bil-

dung gewährt, auch den großen Zweck mit zur Absicht habe, und in jedem Leben und in jeder Welt haben müsse, in welchem Zusammenhang sei: völlige Beruhigung in Absicht der Zukunft und frohes Ergeben in die Leitung der Welt; man gebe nun dieser einen Namen, welchen man wolle. Er zähle es unter die wichtigste Begebenheit seines Lebens, wenigstens für sich gefunden zu haben, daß, so wie wir natürlich leiden, wir auch natürliche, von aller Tradition unabhängige, Mittel haben, diese Leiden mit einer Art von Freude zu erdulden. Diese Philosophie hebe freilich den vorübergehenden Unmuth nicht auf, so wenig als den Schmerz, weil eine solche Philosophie, wenn sie möglich wäre, auch alles Vergnügen aufheben würde. Er pflegte dieses öfters seine Versöhnung mit Gott zu nennen, gegen den die Vernunft, selbst mit Hoffnung auf Vergebung, vielleicht murren könnte, wenn nicht im Gange der Dinge auch der Faden eingewebt wäre, der zu jener Beruhigung ohne weitere Hülfe leiten könnte. Überhaupt kamen bei seinem Vortrage viele Ausdrücke vor, deren sich die Bibel bedient; er sagte dabei: es sei nicht wohl möglich, dieselbe Geschichte des menschlichen Geistes zu erzählen, ohne zuweilen auf dieselben Ausdrücke zu gerathen, und glaubte, man werde die Bibel noch besser verstehen, als man sie versteht, wenn man sich selbst mehr studire; und um mit ihren erhabenen Lehren immer zusammenzutreffen, sei der kürzeste Weg, die Erreichung ihres Zwecks einmal auf einem andern, von ihr unabhängigen zu versuchen, und Zeit und Umstände dabei

in Rechnung zu bringen; Spinoza selbst, glaube er, habe es nicht so übel gemeint, als die vielen Menschen, die jetzt statt seiner meinen. Es sei für Millionen Menschen bequemer und verständlicher, vom Himmel herab zu hören: Du sollst nicht stehlen, und kein falsch Zeugniß reden, als im Himmel selbst die Stelle zu suchen, wo diese Worte wirklich mit Flammenschrift geschrieben stehen, wo sie von Vielen gelesen worden sei. Übrigens glaube er, sei es für die Ferngläser und die Brillen unbedeutend, ob das Licht wirklich von der Sonne herabströme, oder ob die Sonne nur ein Medium zittern mache, und es bloß ließe, als strömte es herab; aber die Ferngläser und zumal die Brillen seien deßwegen nichts weniger als unbedeutend, und bei der Brille pflegte ihm öfters einzufallen, daß der Mensch zwar nicht die Macht hätte, die Welt zu modeln, wie er wolle, aber dafür die Macht, Brillen zu schleifen, wodurch er sie schier erscheinen machen könne, wie er wolle; und solcher Betrachtungen mehr, wodurch er seine Freunde nicht sowohl auf seinen Weg hinleiten, als ihnen vielmehr Winke geben wollte, den selbst zu finden, der ihnen der sicherste und bequemste wäre. Wie es denn wirklich an dem ist, daß Philosophie, wenn sie für den Menschen etwas mehr sein soll, als eine Sammlung von Materien zum Disputiren, nur indirecte gelehrt werden kann.

Über einige wichtige Pflichten gegen die Augen*).

(Götting. Taschenkalender 1791. S. 89—124.)

Wie wenn einmal die Sonne nicht wiederkäme? fragte Amintor. Und wie wenn sie wiederkäme und ich sähe sie nicht mehr; fühlte noch ihre Wärme, hörte noch den Lobgesang, womit sie der Wald begrüßt, und sähe sie nicht mehr? Ach! dieses ist das Loos von Tausenden! Gerechter Gott! Vom Sehenden zum Blinden, welche Veränderung! Der, der noch kaum, gleich einem Gott, den Himmel mit seinem Blick umfaßte; der Sonnen aufzählte zu Tausenden, die Quellen des Lichts und des Lebens für Geschöpfe ohne Zahl; der in einem Nu die Frühlingslandschaft mit ihren Blüthen und Heerden,

*) Dieser Aufsatz ist von S. Th. Sömmerring (zu Mainz) mit einigen Anmerkungen besonders herausgegeben. Frankf. a/M. 1794. in gr. 8.

oder die Pracht der Städte, oder die Wogen des stürmenden Meeres, oder den Ätna und Vesuv, oder Ägyptens Pyramiden übersah; der die Figur der Reiche, ja der Erde selbst maß und zeichnete — — da kriecht er nun, und ertastet sich mit Mühe in Monaten den kümmerlichen Plan seiner Schlafkammer; die roheste Nachformung von einer Dorfkirche würde ihm Jahre kosten, wenn sie ihm nicht den Hals kostete, und mit einer vom Ätna nur so genau, als das Bild, das im Winkel einer Landkarte Feuer speit, würde er Jahrhunderte zubringen, wenn sie nicht ganz seine Kräfte überstiege; der, der durch das Medium der Geberden den Menschen im Innersten des Herzens las, hört jetzt bloßes Zungenspiel; der die Wahrheit der Worte wiegen konnte, fühlt jetzt bloß ihre Glätte, und elender, abhängiger Glaube führt die Haushaltung für Selbstüberzeugung in ewiger, ewiger Nacht! — —

Dieses ist das Loos von Tausenden, und wer das Spinnengebäude des Organs kennt, auf welches hier Alles ankommt, die Menge der Feinde, die ihm von außen und innen drohen, der wird erstaunen müssen, daß es nicht das Loos der Hälfte des menschlichen Geschlechts ist. Bei weitem der größte Theil derer, die dieses Unglück erleiden, die diesen Halbtod, möchte ich sagen, sterben, sterben ihn freilich unverschuldet durch Zufälle; allein keine geringe Anzahl und zwar gerade unter einer Classe von Menschen, von denen man es am wenigsten erwarten sollte, ich meine der sogenannten gebildeten höheren Classe, erleiden ihn öfters durch Schuld, wo nicht wissentlich dur

muthwilligen Leichtsinn, doch gewiß sehr oft aus einer Unwissenheit, die leicht zu überwinden gewesen wäre. Für die noch Gesunden dieser Classe enthält nachstehender Aufsatz Warnung und einigen Unterricht, für die bereits Kränkelnden Unterricht und Trost, wo er möglich ist; für die ganz Erstorbenen findet sich hier Nichts; ihre Wiedererweckung, wenn sie möglich ist, gehört für den Arzt. Wie froh würde ich sein, wenn ich durch diese wenigen Blätter nur einem einzigen Leidenden Trost verschaffen, oder nur einen einzigen Leichtsinnigen zur Überlegung bringen könnte, oder Jemanden, der nie an den Verlust seiner Augen gedacht hat, dahin, daß er wenigstens daran zu denken anfängt, und sich den Genuß des Lebens nicht vergällt. O man braucht nicht völlig zu erblinden, und kann dennoch von dieser Seite sehr unglücklich sein. Wer je einen Fehler an seinen Augen bemerkt hat, wird wissen, in was für eine Verfassung ihn diese Entdeckung setzte, und was für Zeit die Augenproben wegnahmen. Der Gedanke: in einem Jahre bist du vielleicht blind, mischt sich in Alles ein, er ist der erste beim Erwachen und der letzte beim Schlafengehen; keine Gegend und keine Gesellschaft reizt mehr; Nachrichten von neuen Entdeckungen und von neuen Büchern werden mit Unmuth gelesen; selbst in Träumen sieht man sich nicht selten im Spiegel durch Augen entstellt, die sich selbst in keinem Spiegel der Welt so sehen könnten. Trifft ein solches Schicksal eine ohnehin hypochondrische Seele, so geht Alles viel schlimmer; der vermeintliche Candidat der Blindheit wird nun wirklich krank,

und die reelle Krankheit verschlimmert die halb eingebildete; das Probiren der Augen bei jeder Gelegenheit nimmt zu, und die Proben fallen immer elender aus, so geht es immer crescendo fort bis zur Verzweiflung oder dem Tod. Wer sich also früh einer Augenökonomie befleißigt, erspart sich ein großes Leiden, das, wenn es dennoch kommt, gewiß schon dadurch, zumal bei empfindlichen Seelen, Vieles von seiner Bitterkeit verliert, daß es unverschuldet kommt. — Den guten Rath und die Lehren, welche nachfolgende Blätter enthalten, habe ich zum Theil aus einem Aufsatz des Hrn. Prof. Büsch *) gezogen, theils aus einer neuern Schrift des englischen Optikus Adams **), und theils aus eigener Erfahrung.

Vor allen Dingen lerne man auch bei dem besten Gesicht

---

*) S. Erfahrungen von J. G. Büsch, Professor in Hamburg. Hamburg 1790. 2 Bände in 8.; im 2ten Bande S. 261: Guter Rath bei verschiedenen Fehlern der Augen; ein Aufsatz, der sich nicht allein, wie Alles was von diesem vortrefflichen Manne kommt, durch tiefe Einsichten in die Sache überhaupt, sondern über das, welches hier von großem Werth ist, durch Erfahrung und Beobachtungen an sich selbst, empfiehlt. Anm. des Verfassers.

**) An Essay on Vision etc. intended for the service of those whose Eyes are weak or impaired by *G. Adams.* London 1789. gr. 8. Anm. des Verfassers.

(Von diesem Buch ist eine deutsche Übersetzung von Fr. Kries, zuerst 1794 in Gotha erschienen. Zweite Aufl. 1800.)

sich nie für ganz sicher zu halten, und ja bei gesunden Augen an kranke zu gedenken, und durch behutsamen Gebrauch wenigstens Kraft für sie aufzusparen, wenn sie dereinst alt werden. Man bemühe sich daher, so viel als möglich, bei allen Verrichtungen ein gleichförmiges Licht zu erhalten, da wenigstens, wo es leicht angeht, und wir von uns abhängen. Eine Vernachlässigung in diesem Artikel, ist die schleichende Ursache unzähliger Augenkrankheiten, ja nicht selten der völligen Blindheit. Adams erzählt bei dieser Gelegenheit folgende Geschichte. Ein Rechtsgelehrter in London wohnte so, daß seine Zimmer nach der Straße zu die volle Mittagssonne hatten, seine hintern Zimmer lagen daher nicht allein gegen Mitternacht, sondern gingen auch noch dazu in einen kleinen Hof, der mit einer hohen Mauer umgeben war, und waren also etwas finster. In diesen Zimmern arbeitete er, frühstückte und speisete hingegen in den vordern, in welche ihn überdieß sonstige Verrichtungen öfters zu gehen nöthigten. Dieses Mannes Gesicht nahm ab, und er hatte dabei einen immerwährenden Schmerz in den Augen. Er versuchte allerlei Gläser, consulirte Oculisten, aber Alles vergeblich, bis er endlich fand, daß der öftere Übergang aus dem Dunkeln zum Hellen die Ursache seiner Krankheit sei. Er veränderte also seine Wohnung, und vermied alles Schreiben bei Licht, und wurde sehr bald wieder hergestellt. Weit trauriger ist der Fall, dessen Hr. Prof. Büsch *) Erwähnung thut: So

*) Joh. Georg Büsch, geb. zu Altmedingen im Han-

manche Augenschwäche, sagt er*), und völlige Blindheit entsteht bloß aus Verfehlung dieser wichtigen Regel. Als ich vor funfzehn Jahren den seligen Hagedorn**) in Dresden zum erstenmal besuchte, den ich fast ganz blind fand, nahm er meinen Besuch in einem Zimmer an, wo mir das Licht ganz unausstehlich war. Er wohnte in einer ziemlich schmalen Gasse. Das Sonnenlicht fiel von den Quadersteinen der gegenüber gelegenen Häuser scharf zurück in das Zimmer. Haben Sie, fragte ich, in diesem Hause schon lange gelebt? — Schon über zwanzig Jahr. — — Und war dieß immer Ihr gewöhnliches Arbeitszimmer? — Das war es beständig. — So, sagte ich ihm, sehe ich mit Bedauern die Ursache ihres Unglücks ein, denn in diesem Lichte konnten Ihre Augen nicht gesund bleiben. — „Ich habe, fährt Hr. Prof. Büsch fort, bei mehr als einem Kinde Augenkrankheiten, die vielleicht keinen bösen Ausgang gehabt haben möchten, in einer völligen Erblindung

---

noverschen 1728, gest. 1800. Professor der Mathematik am hamburger Gymnasium, Stifter der Handelsschule daselbst. Verfasser des Werks über den Geldumlauf u. a. m.

*) A. a. O. S. 318. Anm. des Verfassers.

**) Chr. Ludw. von Hagedorn, geb. zu Hamburg 1712, gest. 1780 als Geh. Legat. Rath und Gen.-Director der Kunstakademien zu Leipzig und Dresden. Verfasser der „Betrachtungen über die Malereien.“ Bruder des Dichters Friedrich von Hagedorn, geb. 1708, gest. 1754.

sich endigen sehen, weil deren arme Eltern keine Vorhänge vor die Fenster und die Wiegen der Kinder hatten.« Vorzubeugen ist hierbei leicht, die Cur des eingetretenen Übels aber oft schwer, ja, wie Adams sagt, und wie es auch wohl bei dem Hrn. von Hagedorn der Fall gewesen sein wird, ganz unmöglich. Hieraus wird sich nun leicht auch in dem Zimmer selbst die Lage des Schreibtisches, und des Katheders bestimmen lassen. Man schreibe oder lese nie, wenn man es haben kann, in der Lage, daß ein helles Fenster gerade gegenüber so steht, daß jedesmal das Licht in das aufgeschlagene Fenster fällt, sondern lasse das Licht von der Seite einfallen. In Fällen, wo keine solche Abänderung Statt findet, als bei Kanzeln, suche man mit Vorhängen oder sonst auf eine Weise dem Schaden vorzubeugen; und allemal ist es nützlich, es wenigstens zu wissen. Wer weiß, ob nicht, wenn diese Regeln allgemeiner befolgt würden, die schwachen Augen unter die seltenen Krankheiten gezählt werden würden? Als Aufmunterung zur Befolgung dieser Regel muß ich anführen, daß dadurch und einige andere, die unten vorkommen werden, Hr. Prof. Büsch nunmehr zwei und dreißig Jahre nach dem Zeitpunkt, da er Grund hatte, zu fürchten, daß aller Gebrauch seiner Augen aufhören und er im Mittage seines Lebens erblinden würde, noch immer sieht und lieset und schreibt. Auch ergiebt sich hieraus die Stellung der Betten. Das freie Tageslicht, und noch viel weniger das volle oder reflectirte Sonnenlicht, sollte nie die Augen des Schlafenden treffen können; denn selbst wenn es, ihm unbewußt,

während des Schlafes auf die Augenlieder fällt, so kann dieses, zumal, wenn er bereits schwache Augen hat, den ganzen Tag über die größten Beschwerden verursachen. Hierauf hat man besonders auf Reisen zu sehen, und wenn man des Abends spät ankommt, die Lage der Fenster und die Beschaffenheit der Bettvorhänge zu untersuchen, damit man nicht auf eine unangenehme Weise des Morgens vom Tage oder gar von der Sonne überfallen werde. Im Wagen, wo die hellen Fenster sehr stark gegen das Übrige abstechen, ist ein doppelter oder dreifach zusammengenähter, grüner Flor für empfindliche Augen das beste Hülfsmittel, denn die Läden hemmen den Umlauf der reinen Luft, und die feinsten Vorhänge die Aussicht, die, zumal auf entfernte Gegenstände, dem Auge in vieler Rücksicht so wohlthätig ist. Einfache Flöre, dergleichen die Damen tragen, um dadurch zu sehen, und gesehen zu werden, sind zu dünne, und wenn sie geblümt sind, noch eher schädlich. Aus dieser ersten Regel, überall nach gleichförmigem Lichte zu trachten, ergibt sich auch die Beschaffenheit der Schirme. Man gibt dem schwachen Auge gern einen Schutz von oben, dieses ist sehr recht gethan, sagt Hr. Prof. Büsch, in so fern dadurch das helle, von oben einfallende, Tageslicht von dem Auge abgehalten wird. Aber man bedenkt nicht, daß dadurch die untere Hälfte des Auges, in welche das Licht von oben fällt, ganz in Schatten gesetzt, die obere Hälfte aber beständig durch das in dasselbe fallende Licht gereizt wird. Dies ist keinem Auge gut. Es muß ein sehr gesundes Auge sein, das dabei lange aushält.

Wie aber, wenn das Übel gar mehr im obern Theile des Auges seinen Sitz hat? dann ist es gerade verkehrt gehandelt. Der gesundere Theil wird geschützt und der schwächere soll immerfort Dienste thun *). Überhaupt erfordert alle Erleichterung, die man dem Auge durch Dunkelheit verschafft, viele Vorsicht. Alle am Tage selbst mit grünen Vorhängen erkünstelte Verdunkelung kann schädlich werden, theils weil sie nie so vollständig erhalten werden kann, daß nicht hier und da Etwas durchschimmere, theils weil man, wenn man nicht ganz müssig oder unfähig ist, sich zu bewegen, unmöglich lange darin aushalten wird. Die natürliche Dämmerung ist die beste, und man sollte den Genuß derselben dem ermüdeten Auge nicht mißgönnen, zumal da sie außerdem der Überlegung so sehr günstig ist. Schreiben oder lesen muß man in der Dämmerung nie. Es ist ein Verfahren, das, den gelindesten Ausdruck zu gebrauchen, thöricht ist. Der schnöde Gewinn an Öl und Zeit geht tausendfach durch das Leiden und den Unmuth hin, den man sich durch schwache Augen zuzieht. Ein Freund von mir klagte mir eines Tages: er habe sonst so schön in der Dämmerung lesen können, jetzt könne er es nicht mehr, und fürchte, wenn es mit dieser Abnahme seines Gesichts so fort ginge, so würde er vor seinem vierzigsten Jahre blind werden. Ich sagte ihm, er habe freilich Recht, ich glaube auch, daß wenn es so fortginge, aber mit dem Lesen in der Dämmerung, so würde er blind werden. Er habe sehr

*) A. a. O. S. 323. Anm. des Verfassers.

richtig geschlossen, ob er gleich die Wirkung für die Ursache genommen habe, er könne nicht deßwegen, sagte ich, nicht mehr in der Dämmerung lesen, weil sein Gesicht im Abnehmen sei, sondern es nähme ab, weil er immer noch in der Dämmerung lesen wolle. Sein Fehlschluß, so sehr er auch sonst Fehlschlüsse hassete, machte ihm diesesmal keine geringe Freude. Er unterließ das Lesen in der Dämmerung, und sein Gesicht nahm so wenig ab, daß ich diese Geschichte auch mit deßwegen hierher setze, um ihm, der diese Zeilen in diesem kleinen Druck, jetzt in seinem fünfzigsten Jahre gewiß (vielleicht gar einmal aus Muthwillen in der Dämmerung) lesen wird, eine Freude in der Ferne zu machen. Es ist überhaupt ein sehr großer, wiewohl sehr gemeiner Irrthum, zu glauben, ein schwaches Licht sei den Augen günstig. Dem unbeschäftigten Auge wohl, das nicht sehen will, allein dem sehen wollenden ist es schlechtweg schädlich, und ein starkes zuträglicher. Daß hier die Rede nicht vom unmittelbaren Sonnenlichte, oder von weißen Gegenständen, als z. B. von Schnee zurückgeworfenem ist, versteht sich von selbst. Dieses kann freilich Entzündungen der Augen bewirken, die nicht bloß Schwäche des Gesichts, sondern völlige unheilbare Blindheit in kurzer Zeit zur Folge haben können. Gegen einen solchen Mißbrauch des Lichts warnt aber auch die Natur gemeiniglich bald durch ihr gewöhnliches Mittel, den Schmerz, und das Unerträgliche, was jene Empfindung begleitet. Was man gemeiniglich Schädliches im starken Lichte zu finden glaubt, ist nicht sowohl dieses, als der Mangel an gleich-

förmiger Verbreitung desselben im Auge. Man kann am Tage ohne die mindeste Beschwerde Stunden lang in den Mond sehen, selbst wenn er hoch über dem Horizont steht, bei der Nacht geht dieses nicht an, ja man hat Beispiele, daß Astronomen, die ihn des Nachts durch Ferngläser lange unverrückt und ohne gefärbte Gläser betrachtet haben, um ihr Auge gekommen sind. Dieses rührt daher: Am Tage leuchtet nicht bloß der Mond, sondern auch alle Gegenstände umher, und selbst der benachbarte Himmel wirft blaues Licht zurück. Dadurch wird die Pupille gehörig verengert, überflüssiges Licht abgehalten, und überdieß der Boden des Auges mit gleichförmigem übermalt. Hingegen bei der Nacht wirken die Gegenstände sehr ungleichförmig auf das Auge, und bringen daher in einander nahe liegenden Theilen desselben entgegengesetzte Wirkungen, theils gleichzeitige, theils successive hervor, welches immer eine Art von anfangs zwar vorübergehender, aber endlich mehr oder weniger anhaltender Zerrüttung ist, derjenigen analog, die plötzlicher Übergang von Hitze zur Kälte dem Leibe verursacht. Man findet daher schon wirklich in obigem Fall einige Erleichterung, wenn man das Objectivglas erleuchtet, da doch nun gewiß noch mehr Licht auf das Auge fällt, als vorher, da der Mond allein da war, allein es ist nun Alles gleichförmiger, der Mond scheint nicht mehr an einem schwarzen, sondern an einem weißlichen Himmel zu stehen. So würde das Blatt, worauf ich schreibe, das mir mit so sanftem Licht zu leuchten scheint, unerträglich zu glühen scheinen, wenn es dieses erborgte Licht des Nachts in einem

übrigens dunkeln Zimmer als sein eigenes zurückwürfe. Ich würde glauben auf weißglühendes Blech zu schreiben, und mit der Federspitze einzelne Stellen abzulöschen. — Also, wenn es dann doch einmal bei Licht gelesen oder geschrieben sein soll, so ist es immer besser, zwei oder drei Lichter zu gebrauchen, als ein einziges, nur muß die Flamme selbst mit so wenigem Aufwand von Schatten verdeckt werden, als es die Umstände verstatten. Hr. Prof. Büsch hält zu dieser Absicht die kleinen Taschenschirme aus Taffet für die bequemsten und besten, deren Mangel man auch ebenfalls mit einer Karte ersetzt, die man vermittelst einer Haarnadel befestigt. Die Lampen mit Schirmen, die, wie die Segnerschen *) und andere ähnliche, das ganze Zimmer verfinstern, bis auf die Stelle da man lieset, müssen bei fortgesetztem Gebrauch nothwendig das beste Gesicht durch eben diese ungleiche Vertheilung des Lichts schwächen, da bei jedem Umhersehen das Auge die Veränderung erleidet, von der wir oben geredet haben, und auch selbst in dem Falle, da man nicht umhersieht, jene ungleiche Erleuchtung des Inneren des Auges bewirkt, die so schädlich ist. Schade, daß die vortreffliche Lampe des Argand **), die sonst in aller andern Rücksicht eine der schönsten

---

*) Joh. Andr. von Segner, geb. in Ungarn 1704, gest. 1777. Professor der Philosophie und Medicin in Göttingen und später in Halle.

**) Jacob Anton Argand, geb. zu Genf 1755. Ausgezeichneter Physiker und Mechaniker. Seine Lampe, auf die er in England ein Privilegium für 12 Jahre erhielt, wurde daselbst erst 1783 bekannt.

Erfindungen ist, auch diesen Fehler hat. Der Erfinder hat zwar einigermaßen dieser übeln Wirkung dadurch vorzubeugen gesucht, daß er die Schirmstürze aus dickem, weißem Papier macht, wodurch das Licht mehr durch die Stube vertheilt wird, und freilich nicht so schädlich als ein undurchsichtiger Schirm, oder als der Anblick der Flamme selbst wird, aber doch noch immer zu abstechend gegen das übrige Licht des Zimmers, weil die Lichtflamme bei dieser Lampe so äußerst lebhaft ist. Auch hat man den Rauchfang aus gefärbtem Glas gemacht, dadurch wird aber ein Theil der Absicht dieser Lampe verfehlt, nämlich die große Helle. Daß Schirme, die man über den Kopf stürzt, das Licht im Auge ebenfalls ungleichförmig vertheilen, ist schon oben erinnert worden. —

Der zweite Hauptrath ist: Man muß den Augen nie mehr anmuthen, als sie vertragen können, und die Art und die Zeit der Beschäftigungen so viel möglich nach dem Zustande der Augen wählen *). Man muß also, so viel als möglich, alle lange anhaltende Anstrengung der Augen vermeiden, und in den Beschäftigungen abwechseln. Zum Glück werden die von Nerven herrührenden Augenschwächen gewöhnlich solchen Menschen zu Theil, die dieses noch können, und seltener Leuten, die in körperlichen oder in leichtern Handarbeiten sich anhaltend beschäftigen. Hr. Prof. Büsch enthält sich seit vielen Jahren alles anhaltenden Lesens bei Licht, und wählte dafür lieber das

*) Büsch a. a. O. S. 333. Anm. des Verfassers.

Schreiben, weil er dann seinen Augen noch durch den Gebrauch des blauen Papiers zu Hülfe kommen kann. Weil mir aber, setzt er hinzu, meine gesetzten Arbeiten nicht Beschäftigung genug gegeben hätten, so mußte ich mich nach andern Gegenständen umsehen. Kurz, dieser Umstand insonderheit habe ihn erst spät zum Schriftsteller, und nun beinahe zum Vielschreiber gemacht." Mancher Ausländer wegen (denn der Almanach wird übersetzt *)), muß ich hinzusetzen, — und zwar zu einem, der der Nation Ehre macht. So viel Trost diese Geschichte dem Denker gewähren wird, der aus sich selbst schöpfen kann, so wenig Tröstliches enthält sie für den Compilator, der seine Bibliothek oder gar die öffentliche mit zu seinem Kopf rechnet, und bei welchem sich besinnen nachschlagen heißt. Doch diese gehören mit unter die subtilen Handarbeiter, von denen wir so eben gesagt haben, daß sie nicht so leicht mit dieser Krankheit befallen werden. Wer sich vorlesen lassen und dictiren kann, kann sich freilich große Erleichterung verschaffen, und allen anstrengenden Gebrauch der Augen bloß auf den Tag versparen, mit sehr großem Gewinn für dieselben.

Dritter Rath: Man beschäftige seine Augen in freien Stunden, so viel als möglich in freier Luft und im Sehen in die Ferne **), man wähle seine Vergnügungen in dieser Rücksicht.

*) Schon von 1776 an, in welchem Jahre der älteste uns vorliegende götting. Taschenkalender gedruckt ist, erschien derselbe stets deutsch und in französischer Übersetzung.

**) Büsch a. a. O. S. 336. Anm. des Verfassers

Reiten hat einen längst erkannten Nutzen für nervenschwache Augen, durch die heilsame Erschütterung der Nerven. Fahren und Spazierengehen haben ihn auch in dieser Rücksicht. Von allen aber ist dieses der Hauptvortheil, den sie dem schwachen Auge verschaffen, daß dasselbe mit einer Menge von Gegenständen beschäftigt wird, deren keine das Auge lange auf sich zieht, und die in der Entfernung, worin man sie sieht, demselben ein hinlänglich sanftes Licht zusenden.

Zum Trost bei anhaltender Augenschwäche dient die Bemerkung, daß sie sich selten mit völliger Blindheit endigt, zumal wenn man sich der erwähnten Vorsicht bedient, und man lasse sich daher nicht gleich durch Oculisten schrecken. Es gibt unter ihnen sehr seltsame Menschen, die alle die prachtvolle Windigkeit des Ritter Taylor*) ohne seine Geschicklichkeit besitzen.

---

*) Sir John Taylor, berühmter Augenarzt des Königs von England. Vom Jahre 1733 an machte er große Reisen fast durch alle Reiche des Continents und wurde von den gekrönten Häuptern, selbst vom Papste, aufs Höchste ausgezeichnet. Sein Ruf war so groß, daß in einer holländischen Stadt Militair vor sein Haus gestellt werden mußte, um den Andrang der Hülfesuchenden abzuhalten. Anekdoten von ihm, aus seinen Reisebeschreibungen zusammengetragen, erschienen in drei Bänden. Sein Werk über den Augapfel (Norwich 1727 und London 1730) wurde ins Lateinische, Französische, Spanische, Portugiesische, Schwedische, Dänische und Deutsche übersetzt. 1767 erklärte er, sich in Paris niederlassen zu wollen, wo er auch gestorben sein wird.

Ich kann hier aus eigener Erfahrung reden, und ergreife mit Vergnügen diese Gelegenheit, einem Manne ein kleines Denkmal zu stiften, das ich ihm schon längst zugedacht habe, ohne die Gelegenheit dazu finden zu können. Dieser Mann ist der berühmte Oculist Wenzel der Vater *) in London. Wer ihn noch nicht kennt, kann die kurze, aber brillante Geschichte seines eigenen Werthes, mit stehenbleibenden Schriften gedruckt, in jedem englischen Morning paper lesen. Wenn schon die Gleichzeitigkeit einem Geschichtschreiber so viel Credit gibt, so kann man leicht denken, was gar diese Geschichte sein müsse, da er selbst der Verfasser davon ist. Zu diesem wackern Landsmanne verfügte ich mich im Jahr 1775, da sich ein Zufall an einem meiner Augen zeigte, der einigen meiner Freunde und besonders mir sehr bedenklich schien. Er wohnte in einer der ersten Straßen Londons, in Pall-Mall, da wo nachher auch Graham **) seine himmlische Bettlade aufschlug. Bei dem Eintritt

---

*) Wenzel sen. starb in London 1790. Sein Sohn, Michael Baptist von Wenzel, der 1808 Médecin oculiste de la maison de S. M. l'Empereur et Roi in Paris wurde, gab von ihm heraus: Traité de la Cataracte, Paris 1786, deutsch Nürnberg 1788.

**) Dr. Graham, ein Schottländer, erregte 1780 mit seinem himmlischen Bette, das ihn, mit dem dazu gehörigen Apparate, 16000 Pf. St. gekostet haben soll, zum Theil großes Aufsehen. Sein Haus nannte er den Tempel der Gesundheit, wo er als Oberpriester dieser Gottheit fungirte. Allenthalben in diesem sei-

in das Haus, wurde ich von einem Paar Bedienten oder Lehrlingen, denn sie hatten in ihrem Betragen Etwas von beiden, mit den Augen gemessen und gewogen, vermuthlich zu erforschen, ob ich ein solventer oder ein gratis Patient sei, denn in meinem Anzug mochten sie wohl auch so Etwas von beiden entdeckt haben. So kam ich endlich vor Hrn. Wenzel, der mit Jemandem in der Stube ein sehr breites Englisch sprach. Ich fragte ihn auf die bescheidenste Weise von der Welt auf Englisch, ob ich wohl Deutsch mit ihm reden könne, denn es gibt in England Deutsche, die es nicht gern Wort haben wollen, daß sie es sind. O, sagte er, sprechen Sie mit mir, was für eine Sprache Sie wollen. Dieses gab mir eine sehr hohe Idee von den Sprachkenntnissen dieses Mannes; ich klagte ihm also mein Anliegen deutsch. Er ließ mich niedersitzen, besah mein Auge mit sehr bedeutendem, liebreichem Kopfschütteln, und auf die Frage: was er von dem Umstand hielte, sagte er: Sie werden blind. — Können Sie mir aber wohl helfen? — O ja — und was muß ich Ihnen dafür bezahlen? — Zehn

---

nem Tempel herrschte die größte Pracht. Für den Preis einer Guinee verkaufte er gedruckte Lebensregeln; für eine Guinee eine Bouteille Lebensbalsam. In dem Sancto Sanctorum stand das himmlische Bett; bis zu diesem wonnereichen Orte zu bringen kostete 50 Pf. St. — Im März 1784 schloß Graham seinen Tempel und verkaufte öffentlich alle dazu gehörigen Dinge, den erstaunlichen elektrischen Apparat rc. und das himmlische Bett selbst.

Guineen, war die Antwort, ich gebe Ihnen etwas in einem weiten Glase, da halten Sie das Auge des Tages etlichemal hinein u. s. w. Ein feiner Charlatan war denn doch der Mann nicht. Er hätte mich bloß niederschlagen sollen, allein der unanständige decisive Ton seiner Worte richtete mich mehr auf, als mich ihre Bedeutung niederschlug, und ich sah auf einmal, wen ich vor mir hatte, bezahlte ihm eine halbe Guinee für die gemachte Freude, und ging nach der Straßenthür zu, wohin er mich mit bezahlter Höflichkeit unter vielen Bücklingen begleitete. Vollkommen tröstlich für mich war indessen diese Unterredung im Ganzen nicht, denn ich hörte nachher von Wenzels Talenten wenigstens nicht immer schlecht sprechen. Indessen nahm nun bald meine Geschichte eine andere Wendung. Auch hier muß ich ein Paar Männer nennen, nicht um ihnen ein Denkmal zu stiften, denn dieses haben sie, die sehr weit über alles Lob, das ich ihnen ertheilen könnte, erhaben sind, selbst längst gethan. Ich sprach nämlich von meinem Zufall an einem hohen Orte. Die Folge war, daß der königliche Wundarzt Hawkins zu mir kam. Bei seinem Eintritt in die Stube war es, als gingen Zutrauen und Hülfe vor ihm her, mit so liebreichem Ernst nahte er sich mir. Er sah mir lange in das Auge, aber ohne Kopfschütteln, gab mir alsdann die Hand, und sagte mit unbeschreiblich sanftem Ton, den ich noch immer höre: Sein Sie ganz ohne Sorgen, Sie haben Nichts zu befürchten, und verordnete mir ein sehr leichtes Mittel, das mir ein paar Groschen kostete. Als ich

bald darauf nach Göttingen kam, fing ich doch wieder an zu sorgen, denn die Augenkranken sind gar vorsichtige Menschen, und fragte unsern jetzigen Hrn. Leibarzt Richter*). Hier erhielt ich dieselbe herzliche Versicherung mit denselben Mitteln, und seit der Zeit hat das Übel, das doch schon zu dem Grade angewachsen war, daß es die Hornhaut durch Andruck etwas verstellte, und ich wirklich mit diesem Auge doppelt sah, nicht allein nicht zugenommen, sondern ist so völlig verschwunden, daß ich noch kaum im Vergrößerungsspiegel die Spur davon finde. Dieses zeigt, wie man die Augenärzte wählen müsse, deutlich. Die Regel gilt auch bei der Wahl der Ärzte überhaupt. — Ehe ich nun zu den Hülfsmitteln schreite, die das Gesicht von Gläsern hoffen kann, und der dabei nöthigen Vorsicht, so schreibe ich Hrn. Adams, einem erfahrnen, vorsichtigen Manne, ein äußeres Mittel nach, das allemal ohne Schaden, und oft mit Vortheil gebraucht worden ist, wo sich eine Schwäche der Augen früher, als man vom Alter des Patienten erwarten sollte, einstellt, und wovon auch sonst keine in die Augen fallende Ursache vorhanden ist: Zu einem halben Quartier Branntwein thut man zwei Unzen Rosmarinblätter in eine schwarze Flasche, und schüttelt Alles drei Tage hinter einander etliche Mal des Tages durcheinander, läßt es drei Tage stehen, und seiht es alsdann durch. Von dem Klaren dieses Aufgusses mischt man

---

*) Aug. Gottlob Richter, geb. zu Zörbig in Sachsen 1742, gest. in Göttingen 1812.

sodann einen Theelöffel voll mit vier Theelöffeln voll warmen Wassers, und wäscht damit beim Schlafengehen die Augen so, daß man die Augenlieder jedesmal in eine solche Bewegung setzt, daß dabei Etwas von dem Aufguß zwischen das Augenlied und den Augapfel kommt. Nach und nach kann man immer weniger Wasser nehmen, bis man endlich mit gleichen Theilen von jedem beschließt. —

Allein aller Mühe und Vorsicht ungeachtet, wird oft das Auge schwächer, so wie die Stärke der körperlichen Hülle zu sinken anfängt, oder leidet wenigstens Veränderungen, die eine Beihülfe nöthig machen. Doch ist dieses nicht immer eine nothwendige Folge des Alters, ob es gleich eine sehr gewöhnliche ist. Hr. Prof. Büsch redet von einer Frau, die, als er seinen Aufsatz schrieb, noch in Hamburg lebte, die in ihrem hundert und zehnten Jahr noch eines vollkommenen Gesichts genießt; und ähnliche Beispiele gibt es im siebenzigsten und achtzigsten Jahre gewiß unzählige, und würden gewiß noch häufiger sein, wenn man, von den Jahren des reifenden Verstandes an, eine gehörige Gesichtsökonomie bei sich eingeführt hätte. Ist es aber nun einmal nicht anders, stellen sich die Folgen des Alters beim Gesicht ein, so affectire man nicht lange eine Kraft, die einem nicht mehr natürlich ist. Durch Affectation von Kraft in gewissen Jahren geht nicht selten auch noch der Theil derselben verloren, den man noch hat, ohne daß man sonst Etwas dabei gewönne. Daher sind auch die geraden offenherzigen Leute, die nicht um ein Haar stärker oder jünger

oder gesunder sein wollen als sie sind, diejenigen, die am längsten aushalten. So empfängt auch hier die Tugend ihren Lohn durch sich selbst.

Man kann überzeugt sein, daß dieser Fehler der Augen eintreten werde, oder bereits eingetreten sei, wenn man 1) genöthigt ist, um kleine Gegenstände deutlich zu sehen, sie in einer beträchtlichen Entfernung vom Auge zu halten. 2) Wenn man des Abends mehr Licht nöthig hat als sonst, und z. B. um deutlich zu sehen, die Kerze zwischen den Gegenstand und das Auge bringen muß. Ein in aller Rücksicht äußerst schädliches Verfahren, wenn damit angehalten wird. 3) Wenn ein naher Gegenstand, den man mit Aufmerksamkeit betrachten will, sich zu verwirren und wie mit einem Nebel zu überziehen anfängt. 4) Wenn die Buchstaben beim Lesen zuweilen in einander zu fließen und doppelt und dreifach zu sein scheinen. 5) Wenn die Augen nach einer mäßigen Anstrengung gleich so sehr ermüden, daß man genöthigt ist, zur Erholung auf andere Gegenstände zu sehen. Bemerkt man einen oder mehrere von diesen Umständen, so ist es Zeit, sich nach Gläsern umzusehen, die alsdann gut gewählt, den Augen zur mehrern Erhaltung, ja zur Heilung dienen können, die sonst durch unnütze Anstrengung, deutlich zu sehen, noch mehr verdorben werden würden. In diesem Verstande können die Brillen wirklich Conservirgläser werden. Man muß aber ja nicht glauben, wie sehr gewöhnlich geschieht, daß es Gläser gebe, die ein noch völlig gesundes Gesicht zu conserviren dienen. Brillen sind Krücken,

und Conservirkrücken für gesunde Beine gibt es nicht und braucht man nicht. Je eher man dazu thut, desto besser. Jeder Aufschub verschlimmert die Sache. Adams führt einen Fall an, da eine Dame aus falscher Scham den Gebrauch der Brillen so lange aufschob, daß man ihr am Ende nur noch mit Gläsern von solcher Dicke und Brennweite, dergleichen man am Staar operirten Personen zu geben pflegt, eine leidliche Hülfe verschaffen konnte; da hingegen Personen, die bei Zeiten Gläser von großen Brennweiten gebrauchten, öfters im Stande gewesen sind, ihre Brillen bei Seite zu legen und mit den bloßen Augen zu sehen. Man sei daher bei der Wahl, zumal der ersten Brillen, sehr auf seiner Hut, und wende sich an erfahrene Leute. Man wähle keine starke Vergrößerer, sondern nur solche, durch welche man mit Leichtigkeit in eben der Entfernung lesen kann, in welcher man sonst mit Bequemlichkeit ohne Brillen zu lesen pflegte. Wird freilich das Auge noch flacher, so muß man stärkere Vergrößerer suchen, aber sich immer hüten, nicht plötzlich zu weit zu gehen. Eine gute Probe, daß man zu weit gegangen und seine Brillen zu stark gewählt habe, ist, wenn man das Buch näher ans Auge bringen muß, als sonst Personen von gesunden Augen zu thun pflegen, nämlich näher als neun bis acht Zoll. Zuweilen ereignet es sich, daß Personen, die am Tage gut und bequem durch die Brille lesen können, bei Licht aber nicht, wenigstens nicht ohne beschwerliche Anstrengung; diese werden wohl thun, wenn sie sich eine etwas mehr vergrößernde anschaffen, die sie

nur bei Licht gebrauchen. Man hüte sich vor den so genannten Brillen mit Bedeckungen oder Blendungen, die die Engländer visual spectacles nennen, deren Gläser, von geringer Apertur mit sehr breiten schwarzen Ringen, gewöhnlich aus Horn, eingefaßt sind. Ein unwissender Mann hat ihnen, aus einem mißverstandenen Principio, diese Einrichtung gegeben, die bei Fernröhren nöthig, hier aber nicht bloß unnütz, sondern schädlich ist, eben wegen dieser starken und nahen Schatten, und weil bei etwas langen Zeilen der ganze Kopf in Bewegung gesetzt werden muß. Eben so unnütz und schädlich, wiewohl nicht in ganz so hohem Grade, sind die grünen Brillen. Hr. Prof. Büsch sowohl als Adams sprechen aus Erfahrung stark dagegen. Das Grüne ist allerdings eine sanfte und angenehme Farbe, aber nicht die Farben der Gegenstände, die man durch grüne Brillen ansieht. Sie geben allen Farben, das Weiße und Grüne ausgenommen, ein unangenehmes und schmieriges Ansehen, und werden sie abgenommen, welches der Fernsichtige bei fernen Gegenständen thut, so erhalten die Gegenstände ein blendendes, anfangs sogar röthliches Ansehen, welches den Augen schadet. Auch in dieser Erfindung also ist mehr guter Wille, als Verstand. Die Furcht und Scham, alt zu scheinen, denen wir den ganzen zweiten Theil der kosmetischen Kunst zu danken haben, haben ebenfalls an den Krücken gekünstelt; wodurch sich das alternde Gesicht forthelfen muß, oder ihnen wenigstens das Ansehen von einem Spazierstock zu geben gesucht, den man mehr aus Laune, als Noth gewählt

hätte. Sie haben nämlich das Auge zu bewaffnen gesucht, ohne die Nase zur Waffenträgerin zu machen, und die sogenannten Lesegläser erfunden, die man in der Hand hält. Die Absicht dieser Gläser soll sein, sich bei der Fernsichtigkeit des Alters noch ein Ansehen von Jugend zu geben; dann soll die Würde des Gesichts nicht so sehr darunter leiden, und endlich auch die Nase nicht gemißbraucht werden, und den guten Ton nicht verlieren. Der erste Vortheil ist gewiß sehr gesucht, und würde wegfallen, sobald man dergleichen Gläser nur bei Alten sähe. Was den zweiten Vortheil betrifft, so ist zwar nicht zu leugnen, daß zu allen Zeiten und bei allen Völkern die meisten Handlungen, worin sich die Nase entweder von selbst mischt, oder in welche sie mit Gewalt gezogen wird, sobald sie nicht mit zu den Geruchsgeschäften gehören, ein etwas lächerliches Ansehen gewinnen. Dahin gehört z. B. das Tragen großer Warzen darauf, die gar für die Nase nicht gehören; das Umschlagen von Blättern in Büchern, das Auffangen und Pariren von Schlägen, denen sie nicht gewachsen ist, oder wenn sie sich gar zum Zügel oder zur Handhabe gebrauchen läßt, ihren Besitzer daran herum zu führen. Allein Nichts, was die Nase zu Unterstützung der Augen thut, hat sie je lächerlich gemacht, wegen der bekannten Verwandtschaft, die zwischen beiden Statt findet. Es ist nämlich bekannt, daß beide schon in der frühesten gemeiniglich Jugend zugleich weinen, ja daß selbst im Alter die Augen noch übergehen, wenn die Nase gereizt wird, und daß sie nicht selten zu gleicher Zeit roth werden. Den guten Ton wird sie eben-

falls nicht verlieren, wenn die Dienstfertige nicht zu sehr geklemmt wird, und etwas Unterstützung durch Bügel an den Schläfen erhält, und, was hier wohl bemerkt zu werden verdient, so hat es Leute gegeben, die diese im Dienst veränderte Sprache für schön gehalten haben, zumal wenn sie sich nicht sowohl dem näselnden Clarinettenton, als vielmehr der vornehmen, halb erstickten, Schnupftabackssprache nähert, die das m fast wie b ausspricht. Doch genug mit dieser Art zu widerlegen und von solchen Argumenten. — Die Lesegläser sind schädlich und unnütz, 1) weil sie ihrer Natur nach nicht fest gehalten werden können, und also folglich das Auge immer andere Stellungen erfordert und auch annimmt, wodurch es ermüdet und geschwächt wird, daher solche Personen öfters sich genöthigt sehen, zu Brillen überzugehen, wenn es fast zu spät ist. 2) Weil das von ihrer Oberfläche zurückgeworfene Licht bei mancher Gelegenheit stark blendet und verwirrt, und dadurch das Übel vermehrt; und 3) weil sie beim Schreiben und vielen andern Verrichtungen nicht zu gebrauchen sind. Personen, die in ihren besten Jahren kurzsichtig gewesen sind, bedürfen im Alter der Brillen selten oder gar nicht, weil ihr Auge zu viel Convexität hatte, die sich nun verliert, aber nicht immer zu dem Grade, daß sie convexer Brillen bedürften. Die Menge rechnet ihnen dieses zur Glückseligkeit, daß sie im späten Alter ohne Brillen lesen können, das heißt, nicht nöthig haben, einen halben Gulden für ein Paar Gläser hinzugeben, dafür sie denn die ganze übrige Lebenszeit für die Schönheit der Natur im

Großen blind waren, und nie den entzückenden Anblick einer schönen Gegend genossen haben. — Die Kurzsichtigen müssen sich bei der Wahl ihrer Brillen eben der Vorsicht bedienen, deren wir oben Erwähnung gethan haben, nämlich ihre Gläser nicht gleich allzu hohl wählen, und würden wohl thun, sich bei Zeiten der Brillen von solcher Concavität zu bedienen, die ihnen verstattet, das Buch acht bis zehn Zoll vom Auge zu halten, anstatt es dem bloßen Auge immer näher zu bringen, und dadurch den Fehler immer zu verschlimmern.

Noch muß ich denjenigen zum Trost erinnern, die von den kleinen schwarzen, vor den Augen schweben zu scheinenden, Flecken geschreckt werden, welche die Franzosen mouches volantes nennen, daß sie wenig zu bedeuten haben. Ich kann hierin Hrn. Prof. Büsch's Erfahrung auch noch die meinige beifügen. Als ich mich im Jahr 1769 und 1770 sehr mit mikroskopischen Beobachtungen abgab, bemerkte ich ihrer mehrere, zumal im rechten Auge, nicht als wenn ich sie mir durch das Mikroskop zugezogen hätte, sondern weil die Lage des Auges, bei dem zusammengesetzten Mikroskop, da bei dem abwärts Sehen die Achse desselben fast vertical zu stehen kommt, ihrer Beobachtung sehr günstig ist. Ich wurde dadurch beängstigt, zeichnete die Figur von einigen, um ihren Wachsthum oder Abnahme zu bemerken, fing aber endlich an, mich nicht weiter mehr um sie zu bekümmern, welches gegen viele Übel in der Welt, wo nicht ein treffliches Mittel selbst, doch gewiß eine große nothwendige Unterstützung dabei ist, und fand nach fünf,

sechs Jahren unvermuthet, daß die Flecken alle verschwunden waren. —

Außer den oben erwähnten Ursachen von Augenschwächen gibt es freilich auch noch andere, deren Hebung für den Arzt allein gehört. Aber die Schwäche entstehe woher sie wolle, so wird allemal die oben erwähnte Ökonomie beim Geschäfte des Sehens nöthig sein, und jede Verabsäumung derselben die Sache verschlimmern.

Wohlfeiles Mittel, sich in Sommern, da das Eis rar ist, kühles Getränk und Gefrorenes zu verschaffen.

(Götting. Taschenkalender 1791. S. 187—192.)

Der sehr gelinde Winter von $\frac{1789}{1790}$, da die Eiskeller leer stehen blieben, hat der leckerhaften Üppigkeit noch selbst die warmen Tage des Junius 1790 nicht wenig dadurch verleidet, daß er ihr die kleine Zufuhr von künstlicher Kühlung auf dem gewöhnlichen Wege gänzlich abgeschnitten hat. Sie hat daher in dieser Noth auf neue denken müssen, und sich aus den großen und ewigen Eisniederlagen der nördlichen Gegenden auf Schiffen Eis geholt, so wie man zum entgegengesetzten Zweck Brennholz holt. Da aber diese Waare, zumal an heißen Sommertagen, beim Transport leicht verdirbt, und zu Wasser wird, so konnten nur See- oder nahe dabei liegende Städte dieser Wohlthat theilhaftig werden, indessen die inländische Armuth an Höfen und in Klöstern schmachten mußte, wovon sich die Beispiele fast nicht ohne Rührung lesen lassen. Diesen also,

und vielleicht manchem andern braven Manne, wird nachstehender Unterricht erwünscht kommen, ob er gleich leider! für dieses Jahr wenigstens etwas zu spät kommt, da, wenn das Taschenbüchelchen ausgegeben werden wird, das Gefrorne und die kühlen Getränke bereits auf allen Straßen, zumal des Morgens, wieder zu haben sein möchten. Wir haben im Kalender vom vorigen Jahre*) angemerkt, daß Hr. Walker, ein Apotheker in Oxford, sogar im April das Quecksilber gefrieren gemacht habe. Dieses Mittel aber, wodurch man also auch leicht jede Art von Confect würde gefrieren machen können, ist nicht allein sehr kostbar, denn dieses wäre für die Armuth an Höfen und Klöstern eine Kleinigkeit, sondern es werden dazu auch Dinge gebraucht, wie z. B. die rauchende Salpetersäure und andere Säuren und Salze, die mit Recht von Allem, was auf die Tafel kommen soll, entfernt gehalten werden müssen, indem sie zum Theil schon auf eine beträchtliche Entfernung, wo nicht der Gesundheit, doch, was mehr werth ist als alle Gesundheit, dem Wohlgeschmack nachtheilig sein können. Wohlfeiler und ganz unschädlich ist folgendes, von eben diesem Hrn. Walker angegebenes Verfahren, Kälte hervorzubringen. Man nimmt von gutem, reinen, fein pulverisirten und höchst trockenen Salpeter und Salmiak, etwa ein Pfund von

*) S. 144 unter der Rubrik: Neue Entdeckungen, physikalische und andere Merkwürdigkeiten. Wir werden diese Bemerkung, ihrer Darstellung wegen, später mit aufnehmen.

jedem, und schüttet dieses an dem kühlsten Ort im Hause (denn jede Kühle, die man den Ingredienzen sowohl, als der nöthigen Geräthschaft, vorläufig geben kann, ist barer Gewinn für das Gefriermittel), in einen Eimer mit so vielem Wasser, als nöthig ist, diese Salze beinahe völlig aufzulösen. Durch allmäliges Hinzugießen wird dieses am sichersten ausgefunden. Sobald die Masse anfängt dünne zu werden, oder auch schon vorher, setzt man das blecherne Gefäß, worin z. B. der Creme ist, der gefrieren soll, hinein, und rührt beides, das Gefriermittel und den Confect, letzteren aber nur sanft, damit sich die Ingredienzen nicht setzen, um, und wartet das Gefrieren ruhig ab. Sollte man am Thermometer, welches hierbei nöthig ist, finden, daß das Gefriermittel schon wieder wärmer zu werden anfinge, noch ehe der Confect die gehörige Consistenz hat, so kann man mit einem Heber etwas von dem Gefriermittel abzapfen und frisches Wasser, Salmiak und Salpeter hinzuthun u. s. w. In jedem Sommer läßt sich, in jeder Stunde des Tages, aus einem mittelmäßig tiefen Brunnen Wasser zu 10 oder $10\frac{1}{2}$ Reaum. Graden, aus guten wohl zu 9 Graden, erhalten, die es in einem guten Keller auch lange behält. Hat man nun dem Salze sowohl, als dem Eimer, dem Confect in seinem Gefäße, und dem hölzernen Instrumente, womit man umrührt, eben diese Temperatur gegeben: so erhält man durch jene Mischungen eine Kälte von 9 Reaum. oder $20\frac{1}{4}$ Fahrenheitischen Graden unter dem Gefrierpunkt des Wassers. Wenn man mehr

anwenden will, so wird man seinen Zweck sicherer und schneller erreichen, wenn man den in verschlossenen blechernen Büchsen verwahrten Salzen, und selbst dem Wasser im Eimer, vorher durch ein gleiches Verfahren einen hohen Grad von Kälte und Kühle mittheilt, ehe man den Prozeß anfängt. Nur hat man allemal vorzüglich darauf zu sehen, daß die Salze vollkommen trocken, sehr fein pulverisirt und gut durch einander gemischt seien; feuchte Salze taugen gar nicht, weil sich bei ihnen der Prozeß schon angefangen hat, und gröblich gestoßene schmelzen nicht geschwind genug. Was dieses Verfahren wohlfeiler macht, als alle übrige, ist der Umstand, daß man die Ingredienzen immer wieder gebrauchen kann, man darf nur das Wasser in den Gefäßen wieder abrauchen lassen, und dazu findet sich ja bei der Armuth, wo das Küchenfeuer mit vestalischer Sorgfalt gehütet wird, immer Zeit und Gelegenheit, trocknet und pulverisirt sie wieder, da sie dann von neuen gebraucht werden können. Ich habe gesagt, man solle den Confect in blechernen Gefäßen bereiten; diese haben nicht bloß in medicinischer, sondern auch in physischer Rücksicht einen Vorzug vor den bleiernen, d. i., die bleiernen sind nicht allein der Gesundheit und dem Wohlgeschmack nachtheilig, zumal wenn vegetabilische Säuren mit in den Confect kommen sollten, sondern Blei leitet auch die Wärme unter allen Metallen am schlechtesten, wozu noch kommt, daß das Blei wegen seiner Biegsamkeit immer verhältnißmäßig sehr dick genommen werden muß, welches ebenfalls den Übergang der Wärme

aus dem Confect in das Gefriermittel hindert. Ich weiß wohl, daß man die bleiernen Gefäße hauptsächlich deßwegen wählt, weil sie fest und gut für die übrige Operation im Eimer stehen, allein dieser Vortheil läßt sich ja leicht auch bei den blechernen dadurch erhalten, daß man ihnen einen starken bleiernen Boden von außen anlöthet.

Bedlam
für Meinungen und Erfindungen.

(Götting. Taschenkalender 1792. S. 128—136.)

Bedlam heißt bekanntlich ein ansehnliches Gebäude am nordöstlichen Ende der Stadt London, in welchem man Menschen eine kleine Wohnung anzuweisen pflegt, die sich beim Denken zwar an die in der Welt recipirten Schlußformen halten, aber den Vordersätzen ihrer Schlüsse gemeiniglich Behauptungen als unumstößlich aufstellen, welche eine sehr beträchtliche Majorität in allen fünf Welttheilen schlechterdings nicht als wahr anerkennen will und kann. Es ist kaum zu glauben, was diese Anstalt der menschlichen Gesellschaft für Vortheil gewährt. Denn da ohnehin die Ideenfriction selbst unter jener Moralität schon groß genug ist, so würde unstreitig Alles entweder stocken oder brechen müssen, wenn man der Minorität nicht einen eigenen kleinen Tummelplatz für ihren Ideengang einräumte, wo sie machen können, was sie wollen. Unsere Leser werden es uns also nicht verargen, wenn wir künftig in unserm Kalender

unter obigem Aushängeschild eine kleine Nebenabtheilung anbringen, worin wir solche neue Meinungen und Erfindungen aufnehmen, die das Unglück haben sich in einem ähnlichen Zustand mit jenen armen Gliedern der menschlichen Gesellschaft zu befinden. Schande kann dieses unserm Kalender so wenig machen, als jenes Gebäude der Stadt London, welches vielmehr unter die weisesten Anstalten derselben von allen denen gezählt wird, die nicht darin sitzen. Bei der Aufnahme haben wir uns folgende Gesetze als unverbrüchlich vorgeschrieben, mit der Versicherung, daß wenn uns Jemand überführt, daß wir auf die entfernteste Weise dawider gehandelt haben, wir im folgenden Jahre diese unsere ganze Idee, mit Allem was dazu gehört, selbst hineinsperren wollen. Diese Gesetze sind folgende:

1) Kein Subject aufzunehmen, das nicht nach dem einstimmigen Urtheil der weisesten unter den Menschen für toll und thöricht anzusehen ist, also vorzüglich solche, die sich z. B. gröblich gegen die ewigen Gesetze des Einmal Eins und Euklids vergangen haben.
2) Eben so wie zu Bedlam, die Subjecte mit der größten Sanftmuth zu behandeln, und wo möglich die Peitsche gar nicht zu gebrauchen, ja sogar, wenn uns etwa, was dem Weisesten bei solchen Gelegenheiten in manchen Fällen begegnen kann, ein unwillkürliches Lächeln anwandeln sollte, die Hand sorgfältig vor den Mund zu halten.
3) Soll durchaus die größte Toleranz Statt finden; man wir

Meinungen von allen Nationen und allen Religionsverwandten aufnehmen, selbst die von Juden nicht ausgeschlossen.

4) Geschieht die Aufnahme gratis, und jeder, der einen Gedanken kennt, er mag ihn selbst gehabt haben oder nicht, der sich hierzu qualificirt, kann auf unsere Unterstützung rechnen, falls nur jedesmal für freien Transport nach Ort und Stelle gesorgt wird. Dabei wird aber ausdrücklich ausbedungen, daß das aufzunehmende Subject schlechterdings nicht alt, sondern eine Geburt unsers aufgeklärten Zeitalters sein müsse. Folgendes ist eine kurze Nachricht von den bereits in unserer Anstalt Aufgenommenen:

Es thut uns leid zu sagen: daß gleich beim Eingang in Nro. 1. der Vorschlag eines französischen Abbé's, Namens Perisset, sitzt, den er im vorigen Jahr der Nationalversammlung und zwar im Druck übergeben hat. Es ist nämlich bekannt, daß diese Versammlung sich auch unter andern mit Regulirung des Fußmaßes abgibt, und die Gelehrten zu Vorschlägen dazu aufgefordert hat, und da hatte der Abbé den betrübten Einfall: zum Fußmaße die Distanz zweier Sterne vorzuschlagen, die genau einen Grad von einander entfernt ständen, wodurch also die französ. Toise die Länge eines mäßigen Kometenschwanzes erhalten haben würde. Dieses traurige Geschöpf ist uns unmittelbar aus Paris zugekommen. Gegenüber in Nro. 2 liegen zwei völlig rasende Angriffe auf das copernicanische System. Der eine ein Landsmann, der

andere ein Engländer. Der erste ist unstreitig der tollste, ob er sich gleich ein ziemlich kluges Ansehen zu geben sucht, und sogar das Herz gehabt hat, sich in eines unserer besten Journale einzuschleichen. Er behauptet unter anderm, daß die Luft die Ursache der Schwere sei. Da nun bekanntlich die Luft selbst schwer ist, ja da man, um die Gesetze der Schwere zu entdecken, zuweilen die Luft sorgfältig von den Körpern weggeschafft hat, so sieht man schon hieraus, wes Geistes Kind er ist. Den Namen des Vaters verschweigen wir aus landsmannschaftlicher Liebe noch zur Zeit. Der Engländer ist ein Werkchen unter dem Titel: Inquiry into the Copernican System by *John Cunningham.* Ob dieser *John Cunningham* derselbe sei, der als americanischer Freibeuter im vorigen Kriege das englische Packetboot unter dem Commando des Capt. Storey zwischen Helvoet und Harwich weggekapert hat, können wir nicht sagen, so viel ist aber gewiß, aus der Art zu disputiren, die in diesem Geistesproduct herrscht, ist es uns wahrscheinlich. Leichte Einwürfe, die er sich macht, beantwortet er, so gut er kann, wenn ihm schwerere aufstoßen, so versichert er schlechtweg mit einem damn'em, es sei kein wahres Wort daran. Nachdem er auf diese Weise das copernicanische System umgeworfen, etablirt er das seinige, das darauf hinausläuft: daß Erde, Sonne und Mond eine emblematische Darstellung des großen Jehovah, nämlich, Vaters, Sohn und Geistes und deren unüberschwenglichen Gnade sei.

In Nro. 3 sitzen zwei seltsame Früchtchen aus des Herrn *Jacques Henri Bernardin de St. Pierre* *) études de la Nature. Dieser St. Peter hat viel Lustiges, er ist aber nicht einmal ein solcher Peter Newton, als Woolcot **) ein Peter Pindar. Er behauptet, die Ströme des atlantischen Meeres und Ebbe und Fluth kämen von dem Eise an den Polen, und die Erde sei an den Polen nicht abgeplattet, sondern länglich. Was diese letztere Meinung, welcher ehedem sehr vortreffliche Männer, aber durch unrichtige Messungen verleitet, beipflichteten, jetzt eigentlich hierher bringt, ist, daß Hr. St. Pierre nicht die Messungen in Zweifel zieht, sondern eben daraus, daß man die Grade gegen die Pole zu größer gefunden habe, folgert, die Erde gleiche nicht der Orange, sondern der Citrone Dieses verstößt wider Euklid und Einmal Eins. Das Buch hat in Frankreich drei Ausgaben erlebt. — In Nro. 4 haben wir Hrn. Carra's ***) *Agent* eingesperrt. Dieses Agent

*) Bernardin de St. Pierre, geb. zu Havre, 1737, gest. 1814. Mitglied des franz. Instituts. Verfasser von Paul et Virginie. 1788. Seit 1772 mit J. J. Rousseau sehr liirt.

**) John Woolcot, oder Wolcot, bekannter unter dem Namen Peter Pindar, als Satyriker. Geb. zu Dodbrocke in Devonshire, gest. zu Somerset 1819. Seine gesammelten Schriften sind in drei Bänden erschienen; London 1797, 2te Ausgabe 1812.

***) Jean Louis Carra, geb. 1743 zu Pont-de-Vesle. Im Nationalconvent exaltirter Fanatiker. Durch das Revo-

ist äußerst gefällig, und übertrifft darin den Äther der Physiker bei weiten. Wir setzen den Charakter desselben mit des Vaters eigenen Worten her: C'est un fluide élémentaire, immatériel, insolide, indivisible, indissoluble, sans parties, sans forme et sans pesanteur et cepedant compressible et élastique à l'extrême. Dieses Agent erklärt Alles, was man will; wenn es unter einer Form widerlegt ist, so zieht es sich einen Augenblick zurück und kommt unter einer andern wieder. Es ist unüberwindlich, bloß weil es Alles ist; und weil es überall ist, so sitzt es auch hier in Nro. 4. — Nro. 5 enthält einen ansehnlichen, aber sehr erbarmungswürdigen Patienten: Le Microscope moderne, pour débrouiller la nature par le filtre d'un nouvel alambic chymique, où l'on voit un nouveau Méchanisme universel par M. *Charles Rabiqueau*, Avocat au Parlement, Ingénieur-Opticien du Roi etc. Hier ist die Sonne ein Hohlspiegel, von der vordern Seite erleuchtet (wodurch?) und von der hintern dunkel. Die erstere gibt den Tag, die letztere die Nacht. Die Erde ist nicht rund, sondern platt und ohne Gegenfüßler. Bloß der Akademie hat man ihre Rundung zu danken, und dieses aus keinem andern Grunde, als

---

lutionstribunal in Paris verurtheilt, wurde er am 31. Oktober 1793 enthauptet. Er schrieb: Nouveaux principes de Physique. Paris 1782. 1783. 4 Voll. 8. Dissertation élémentaire sur la nature de la lumière, de la chaleur du feu et de l'électricité. 1787.

weil sie rund sein muß. Daß die Sonne von ihrem Aufgange bis zum Niedergange einen Bogen beschreibt, ist bloß ein optischer Betrug, denn sie bewegt sich in einer geraden Linie: hieraus folgt, daß die Erde feststeht, und keine Gegenfüßler Statt finden. Der Mond und die Sterne sind keine Köṙper, sondern Blasen (also wohl Geister wie die Seifenblasen auch), die in dem großen Destillirkolben der Welt unaufhörlich aufsteigen, und sich an dem innern Theile des Helms anhängen. Die Sonne läuft nicht um die Erde herum, sondern ungefähr 30 lieues über ihr weg. Geboren 1781. — In Nro. 6 sitzt wieder ein junger Carra (S. Nro. 4), der alle Wände mit einem Beweise beschmiert, daß die Erde inwendig Quecksilber enthalte, und daß der Mond in 25½ Tag um die Erde laufe, er beruft sich auf seine Nouveaux principes de Physique T. III. à Paris chez l'auteur etc. Promenaden durch solche Krankenstuben hält man nicht lange aus, also das Weitere künftig.

Georg Christoph Lichtenberg's

Vermischte Schriften.

Neue vermehrte,

von dessen Söhnen veranstaltete

Original-Ausgabe.

Mit dem Portrait, Facsimile und einer Ansicht des Geburtshauses des Verfassers.

Sechster Band.

Göttingen

Verlag der Dieterichschen Buchhandlung.

1845.

Inhalt

des sechsten Bandes.

Vermischte Schriften.

Sechster Theil.

Von der Äolusharfe *).

(Götting. Taschenkalender 1792. S. 137—145.)

Die Vorstellung von einer Folge harmonischer Töne, die ohne bestimmte Melodie sanft anschwellend, nach und nach wieder in der Ferne hinsterben, gleich den Bewegungen einer erquickenden Frühlingsluft, hat, ob ich gleich nie etwas von der Art gehört habe, doch immer viel Reizendes für meine Phantasie gehabt. Ich glaube, ich habe die erste Idee hiervon in den Jahren der Kindheit von dem singenden Baum in den tausend und einer Nacht aufgefangen. Dieser Baum, wenn ein

*) Ein hierher gehöriger kleiner Aufsatz, veranlaßt durch die merkwürdige Wetterharfe im Garten des Hauptmanns Haas zu Basel, steht im götting. Taschenkalender 1789 S. 129—134, unter den daselbst vorkommenden: neuen Erfindungen, physikalischen und anderen Merkwürdigkeiten. Als nur physikalischen Inhalts wird derselbe in die gegenwärtige Ausgabe der vermischten Schriften von uns nicht mit aufgenommen.

Lüftchen seine Blätter bewegte, ließ entzückende Töne hören, die mit dem Winde sich hoben und sich mit ihm wieder verloren. Eine Stelle in des phantasiereichen Zauberers, Spenser's Ruins of time, werde ich daher nicht müde zu lesen. Er sah Orpheus Harfe nach dem Himmel steigen, und hörte in diesem Fluge die Saiten von dem Winde gerührt himmlische Töne verbreiten. Ich setze sie ganz her:

I saw an harp strung all with silver twine;
At length out of the river it was rear'd,
And borne about the clouds to be divined:
Whilst all the way most heavenly noise was heard
Of the strings stirred with the warbling wind.

Nach Allem, was ich von der Äolusharfe gehört und gelesen habe, ist durch sie meine Vorstellung größtentheils realisirt, und was würde ein solches Instrument in Deutschland unter den Händen der Hrn. Chladni*) und Quandt**) nicht werden können? Ich theile deßwegen eine kurze Nachricht davon aus einem beträchtlichen Quartanten mit, der unter einer Menge

*) Ernst Florenz Friedr. Chladni, geb. zu Wittenberg 1756, gest. zu Breslau in seines Freundes Steffens Hause 1827.

**) Quandt, Dr. der Medicin; geb. zu Niesky bei Görlitz, gest. 1806. Erfinder der Glaslattenharmonica. Schrieb u. a. Versuche über die Äolsharfe 1797. Nach Chladni einer der scharfsinnigsten Akustiker.

gewagter und eccentrischer Ideen auf allen Seiten zeigt, daß es seinem würdigen Verfasser zwar hier und da gar sehr an erworbenen gründlichen Kenntnissen, aber nicht an Kraft fehle. Es sind dieses die Physiological disquisitions or discourses on the natural philosophy of the elements, des Hrn. William Jones F. R. S.*), die zu London 1781 erschienen sind. Er führt obige Stelle aus dem Spenser an, und selbst eine aus dem Talmud (Berac Fol. 6**)), wo gesagt wird, daß die Harfe Davids um Mitternacht, wenn der Nordwind sie gerührt, geklungen habe, um damit seinen Aufsatz über die Äolusharfe einzuleiten. Für den Erfinder der Äolusharfe oder des Saiteninstruments, das dem Winde ausgesetzt, für sich zu tönen anfängt, wird gemeiniglich P. Kircher***) angegeben, der davon in s. Phonurgia S. 148 handelt. Indessen hat dieses Instrument seine Wiedererweckung in England weder dem P. Kircher, noch dem Verfasser des Werks on the Principles and power of Harmony, der davon redet, zu verdanken, sondern einem

*) William Jones, geb. zu Lowick in Northumberland 1726, gest. 1800.

**) Beracha (jüd. Gebet) bei den Rabbinen Lob- und Dankgebet. Talmud bekanntlich die Sammlung der Vorschriften der jüdischen Gesetzgeber (Rabbinen) aus der Mischna und Gemara bestehend.

***) Athanasius Kircher, Jesuit aus Fulda. Geb. 1602, gest. in Rom 1680.

Dichter, der durch Harmonien einer andern Art unsterblich geworden ist, Popen. Als dieser nämlich, während er den Homer übersetzte, öfters den Eustathius *) nachschlug, stieß er in diesem auf eine Stelle, worin gesagt wird, daß der Wind, wenn er auf gespannte Saiten stieße, harmonische Töne erzeuge. Diese Idee wurde einem Herrn Oswald, einem schottischen Virtuosen auf dem Violoncello und sehr geschickten Componisten im schottischen Styl, mitgetheilt; dieser erzählte dem Hrn. Jones Folgendes hierüber. Als er von Popens Entdeckung im Eustathius gehört hatte, fing er sogleich an Versuche darüber anzustellen. Er nahm eine alte Laute, bezog sie, und setzte sie dem Winde in allen nur ersinnlichen Lagen aus, aber ohne Erfolg, und schon war er im Begriff, das Ganze als eine Fabel aufzugeben, als ihn ein glücklicher Zufall wieder darauf zurückbrachte. Ein Harfenspieler, der eine Harfe in einem Boot auf der Themse bei sich hatte, bemerkte, daß bei einem Windstoß die Harfe plötzlich einige Töne in der Manier, die man nach eben diesem Instrument, Harpeggio nennt, hören ließ. Der Mann erstaunte über den Zufall, machte ebenfalls viel Versuche eine gleiche Wirkung wieder zu erhalten, aber vergebens. Die schönen Töne waren dahin wie ein Traum. Indessen machte diese Erfahrung Hrn. Oswald wieder Muth mit seinen Ver-

---

*) Eustathius, aus Constantinopel. Berühmter Commentator des Homers. Starb 1194, nachdem er 1155 Erzbischof von Thessalonich geworden war.

suchen fortzufahren. Nun kam ihm in den Sinn, daß vielleicht ein mehr beschränkter Luftstrom nöthig wäre den Effect hervorzubringen. Er nahm also seine alte Laute und legte sie an die Öffnung eines nur etwas gelüfteten Aufschiebfensters (Sash window). In der Nacht erhob sich der Wind, und das Instrument tönte. Der Künstler hörte es, sprang aus dem Bette, merkte alle Umstände auf das genaueste an, und da er auf diese Weise den Grund entdeckt hatte, hauptsächlich, daß es auf den dünnen, aber breiten Luftstrom ankam, so fehlte auch der Effect in der Folge nie, und so war die Äolusharfe wieder erfunden.

Nach dieser Vorstellung ist nun die Construction einer solchen Harfe leicht. Es wird ein schmaler, etwas hoher und langer Kasten von trocknem Tannenholze verfertigt, der unten einen Resonanzboden hat, auf diesem werden über zwei Stege, die nahe an den schmalen Enden einander gegenüber liegen, acht bis zehn Darmsaiten, alle im Einklang (unisono), nicht allzu stark aufgespannt, eine der breiten Seiten läßt sich aufschieben, so daß man einen dünnen, aber breiten Luftstrom quer auf die Saiten leiten kann. Um diesem den Durchgang zu verschaffen, kann der obere schmale Boden wie ein Pultdeckel aufgehoben werden, der an beiden Seiten noch Flügel hat, theils um auch bei der Öffnung desselben die Luft von den Seiten einzuschränken, und theils um den Deckel bei jedem Grade von Öffnung durch Friction festzuhalten. So eingerichtet, wird das Instrument mit der Öffnung am Schie-

der dem Winde ausgesetzt. Sobald nun dieser durchzieht, tönt das Instrument. Die tiefsten Töne sind die des obigen Einklangs, aber so wie sich der Wind mehr erhebt, so entwickelt sich eine Mannichfaltigkeit entzückender Töne, die alle Beschreibung übertrifft. Sie gleichen dem sanft anschwellenden und nach und nach wieder dahin sterbenden Gesang entfernter Chöre, und überhaupt mehr einem harmonischen Gaukelspiel ätherischer Wesen, als einem Werke menschlicher Kunst. Es ist hier der Ort nicht, sich in eine Erzählung von Hrn. Jones Theorie hierüber einzulassen. Sie ist sehr gewagt, und läuft kurz darauf hinaus, daß die Äolusharfe das für die Töne sei, was das Prisma für die Farben ist. Außer diesem ersten Anschein von etwas Wahrem hat der Gedanke aber auch Nichts. Eine scharfe Prüfung hält er nicht aus, es ergeben sich zwar einige Ähnlichkeiten, die etwas Gefälliges haben, aber viel zu entfernt sind, um etwas Wahres und weiter Führendes daraus herzuleiten. Schwer ist es allerdings zu erklären, wie eine einzige Saite, die man in der Äolusharfe aufspannt, alle die harmonischen Töne, sieben oder acht an der Zahl, durchlaufen, und zuweilen mehrere derselben zu gleicher Zeit hören lassen könne, wie Hr. Jones bemerkt hat. Hr. Jones hat ein Modell eines solchen Instrumentes an die Herren Longman und Broderip in Cheapside*) geschickt, und unter seiner

*) Eine der schönsten Straßen der City von London.

Aufsicht welche verfertigen lassen, wo sie also vermuthlich zu haben sein werden. — Ich bin zu wenig mit der Geschichte der Musik und der musikalischen Instrumente bekannt, um zu wissen, ob man nicht schon versucht habe, Saiteninstrumente zu blasen. So sonderbar der Gedanke von Anfang scheint, so sieht man doch bei der Äolusharfe die Möglichkeit eines solchen Instrumentes ein, denn wenn der natürliche Wind Töne auf Saiten hervorbringt, und zwar solche anmuthige und sanfte, warum sollte der aus einem Blasebalg, wie bei der Orgel, es nicht auch können? Freilich mag wohl Vieles von dem Reiz dieses luftigen Harfenspiels, und was die Hörer mit so vieler Begeisterung davon reden macht, hauptsächlich mit in dem Umstand liegen, daß die Töne so ganz ohne alles Zuthun der Kunst von selbst gleichsam entstehen, und dadurch unvermerkt die Seele auf höheres Zauberwerk leiten, unter dessen Einfluß sich gefühlvolle Menschen zur Erhöhung unschuldigen Vergnügens oft vorsätzlich und gern schmiegen, so sehr sich auch sonst ihre wachende Vernunft dagegen empören mag. — Zum Beschluß merke ich noch an, daß diese natürliche Äolusharfe also angenehmer klingen muß, als die Musik der noch natürlicheren Äolusorgeln, womit uns zuweilen bei einem Regenwindchen unsere schlecht verwahrten Fenster und Thüren unterhalten. Jedoch erinnere ich mich, in einem Gartenhause, wo die Ritzen in Fenstern und Thüren, durch die Stäbe verschlossener Sommerläden gar mannichfaltig angeblasen wurden, auch angenehme Töne gehört zu haben. Es

waren gewöhnlich Octaven, Quinten, und zuweilen Septimen. Was aber das Vergnügen hierbei gar sehr verminderte, war die beständige Arbeit der Vernunft, von diesen Empfindungen die stark associirten Ideen von schlechter Beschaffenheit des Hauses, Zahnweh, Schnupfen und rauher Witterung zu trennen, welches, aller Mühe unerachtet, nicht immer gelingen wollte.

Warum hat Deutschland noch kein grosses öffentliches Seebad?

(Götting. Taschenkalender 1793. S. 92—109.)

Diese Frage ist, dünkt mich, vor mehreren Jahren schon einmal im hannöverischen Magazin aufgeworfen worden. Ob sie Jemand beantwortet hat, weiß ich nicht zuverlässig, ich glaube es aber kaum. Noch weniger glaube ich, daß eine öffentliche Wiederholung derselben jetzt nicht mehr Statt findet. Denn wo gibt es in Deutschland ein Seebad? Hier und da vielleicht eine kleine Gelegenheit, sich an einem einsamen Ort, ohne Gefahr und mit Bequemlichkeit in der See zu baden, die sich allenfalls jeder, ohne Jemanden zu fragen, selbst verschaffen kann, mag wohl Alles sein. Allein wo sind die Orte, die, wie etwa Brighthelmstone*), Mar-

*) Brighthelmstone, jetzt gewöhnlich Brighton genannt; in Sussex belegen, 45 engl. M. von London. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde es, namentlich in Veranlassung eines Werks des Dr. Richard Russell, der auf den

gate**), und andere in England, in den Sommermonaten an Frequenz selbst unsere berühmtesten einländischen Bäder und Brunnenplätze übertreffen? Ich weiß von keinem. Ist dieses nicht sonderbar? Fast in jedem Decennium entsteht ein neuer Bad- und Brunnenort, und hebt sich, wenigstens eine Zeit lang. Neue Bäder heilen gut. Warum findet sich bei dieser Bereitwilligkeit unserer Landsleute, sich nicht bloß neue Bäder empfehlen, sondern sich auch wirklich dadurch heilen zu lassen, kein speculirender Kopf, der auf die Einrichtung eines Seebades denkt? Vielleicht kommt durch diese neue Erinnerung die Sache einmal ernstlich zur Sprache, wo nicht in einem medicinischen Journal, doch in einem des Luxus und der Moden, oder, weil die Sache auf beide Bezug hat, in beiden zugleich. Bis dahin mögen einige flüchtige Bemerkungen eines Laien in der Heilkunde, der seinem Aufenthalte zu Margate

---

Nutzen des Seebadens aufmerksam machte, ein Seebad. 1784 ließ der Prinz von Wales, nachher Georg IV., den Grund zu dem Pavilionpallast legen. Die Population war 1801 nur 7339 und stieg bis 1831 auf mehr als 41000 Seelen. Berühmt ist der 18$^{22}/_{23}$ für 30,000 Pf. St. erbaute, 1136 Fuß lange Chain pier.

**) Margate, an der Küste von Kent, 65 engl. M. von London. Sehr besuchtes Seebad von (1831) 10,339 Seelen, und Hafen, der namentlich durch einen 900 Fuß langen Steindamm (Stone pier) geschützt wird, der 100,000 Pf. St. gekostet hat.

die gesundesten Tage seines Lebens verdankt, hier stehen. An empfehlenden Zeugnissen einiger der ersten Eingeweiheten in der Wissenschaft fehlt es ihm indessen nicht; er hält sie aber bei einer so ausgemachten Sache, wenigstens hier für entbehrlich. Denn weder der ***Médecin Penseur***, noch der ***Médecin Seigneur*** werden jetzt den Nutzen des Seebades leugnen. Von dem erstern wenigstens ist nichts zu befürchten, und der andere würde schweigen, sobald man ihm sagte, daß in England nicht allein eine sehr hohe Noblesse, sondern die königliche Familie selbst, vermuthlich durch Penseurs und den glücklichsten unverkennbaren Erfolg geleitet, sich dieser Bäder jetzt vorzüglich bedient. Was aber außer der Heilkraft jenen Bädern einen so großen Vorzug vor den inländischen gibt, ist der unbeschreibliche Reiz, den ein Aufenthalt am Gestade des Weltmeers in den Sommermonaten, zumal für den Mittelländer, hat. Der Anblick der Meereswogen, ihr Leuchten und das Rollen ihres Donners, der sich auch in den Sommermonaten zuweilen hören läßt, gegen welchen der hochgepriesene Rheinfall wohl bloßer Waschbeckentumult ist; die großen Phänomene der Ebbe und Fluth, deren Beobachtung immer beschäftigt ohne zu ermüden; die Betrachtung, daß die Welle, die jetzt hier meinen Fuß benetzt, ununterbrochen mit der zusammenhängt, die Otaheite und China bespült, und die große Heerstraße um die Welt ausmachen hilft; und der Gedanke, dieses sind die Gewässer, denen unsere bewohnte Erdkruste ihre Form zu danken hat, nunmehr von der Vorsehung in diese Grenzen zurück gerufen, — alles dieses,

sage ich, wirkt auf den gefühlvollen Menschen mit einer Macht, mit der sich Nichts in der Natur vergleichen läßt, als etwa der Anblick des gestirnten Himmels in einer heitern Winternacht. Man muß kommen und sehen und hören. Ein Spaziergang am Ufer des Meeres, an einem heitern Sommermorgen, wo die reinste Luft, die uns selbst das Eudiometer noch auf der Oberfläche unsers Wohnorts kennen gelehrt hat, Eßlust und Stärkung zuträgt, macht daher einen sehr großen Contrast mit einem in den dumpfigen Alleen der einländischen Curplätze. Doch das ist bei weiten noch nicht Alles. Das Übrige wird sich erst alsdann beibringen lassen, wenn wir erst über die Gegend eins geworden sind, wo nun in Deutschland ein solches Bad angelegt werden könnte. Die ganze Küste der Ostsee ist mir unbekannt, und ich für mein Theil würde sie dazu nicht wählen, so lange nur noch ein Fleckchen an der Nordsee übrig wäre, das dazu taugte, weil dort das unbeschreiblich große Schauspiel der Ebbe und Fluth, wo nicht fehlt, doch nicht in der Majestät beobachtet werden kann, in welcher es sich an der Nordsee zeigt. Es gibt da zu tausend Unterhaltungen Anlaß, und ich würde kaum glauben, daß ich mich an der See befände, wo der Größe dieser Naturscene etwas abginge. Wenn ich, jedoch ohne das übrige nöthige Locale genau zu kennen, wählen dürfte, so würde ich dazu Ritzebüttel, oder eigentlich Curhaven*) oder das Neue Werk, oder sonst einen Fleck in

*) In dem hamburgischen Amte Ritzebüttel. Seit dem Jahre

jener Gegend vorschlagen. Freilich nicht jeder Seeort taugt zu einem öffentlichen Seebad, das auf große Aufnahme hoffen kann. Es kommt sehr viel auf die Beschaffenheit des Bodens der See an. Zu Margate ist es der feinste und dabei festeste Sand, der auch den zartesten Fuß nicht verletzt, ihm vielmehr bei der Berührung behaglich ist, und gerade einen solchen Boden habe ich bei dem Neuen Werk gefunden. Der Beschaffenheit des Bodens zu Cuxhaven erinnere ich mich nicht mehr genau. Allein wo auch der Boden nicht günstig ist, läßt sich leicht eine Einrichtung treffen, die alle Unbequemlichkeiten hebt, und die ich zu Deal*) gesehen habe. Dieses zu verstehen, muß ich unsere Leser vor allen Dingen mit der Art bekannt machen, wie man sich an diesen Orten in der See badet. Man besteigt ein zweirädriges Fuhrwerk, einen Karren, der ein von Brettern zusammengeschlagenes Häuschen trägt, das zu beiden Seiten mit Bänken versehen ist. Dieses Häuschen, das einem sehr geräumigen Schäferkarren nicht unähnlich sieht, hat zwei Thüren, eine gegen das Pferd und den davor sitzenden Fuhrmann zu, die andere nach hinten. Ein solches Häuschen faßt vier bis sechs Personen, die sich kennen, recht bequem, und selbst

---

1816 ist daselbst bekanntlich ein wohl besuchtes Seebad angelegt, um das sich namentlich der weil. Senator Abendroth sehr verdient gemacht hat.

*) An der Küste von Kent, mit 7500 Einwohnern, und sicherer großen Rhede zwischen den Dünen.

mit Spielraum, wo er nöthig ist. An die hintere Seite ist eine Art von Zelt befestigt, das wie ein Reifrock aufgezogen und herabgelassen werden kann. Wenn dieses Fuhrwerk, das an den Badeorten eine Maschine (a machine) heißt, auf dem Trocknen in Ruhe steht, so ist der Reifrock etwas aufgezogen, vermittelst eines Seils, das unter dem Dach des Kastens weg nach dem Fuhrmanne hingeht. An der hintern Thür findet sich eine schwebende, aber sehr feste Treppe, die den Boden nicht ganz berührt. Über dieser Treppe ist ein freihängendes Seil befestigt, das bis an die Erde reicht und den Personen zur Unterstützung dient, die, ohne schwimmen zu können, untertauchen wollen, oder sich sonst fürchten. In dieses Häuschen steigt man nun, und während der Fuhrmann nach der See fährt, kleidet man sich aus. An Ort und Stelle, die der Fuhrmann sehr richtig zu treffen weiß, indem er das Maaß für die gehörige Tiefe am Pferde nimmt, und es bei Ebbe und Fluth, wenn man lange verweilt, durch Fortfahren oder Hufen immer hält, läßt er das Zelt nieder. Wenn also der ausgekleidete Badegast alsdann die hintere Thür öffnet, so findet er ein sehr schönes dichtes leinenes Zelt, dessen Boden die See ist, in welche die Treppe führt. Man faßt mit beiden Händen das Seil und steigt hinab. Wer untertauchen will, hält den Strick fest und fällt auf ein Knie, wie die Soldaten beim Feuern im ersten Gliede, steigt alsdann wieder herauf, kleidet sich bei der Rückreise wieder an u. s. w. Es gehört für den Arzt zu bestimmen, wie lange man diesem Vergnügen (denn dieses ist es in sehr hohem Grade,) nachhängen

darf. Nach meinem Gefühl war es vollkommen hinreichend, drei bis viermal kurz hinter einander im ersten Gliede zu feuern, und dann auf die Rückreise zu denken. Beim erstenmale wollte ich, um seinen eignen Körper erst kennen zu lernen, rathen, nur einmal unterzutauchen, und dann sich anzukleiden, und nie die Zeit zu überschreiten, da die angenehme Glut, die man beim Aussteigen empfinden muß, in Schauder übergeht. Da das schöne Geschlecht von Anfang, wie ich gehört habe, auch hier, gegen das Unversuchte einige Schüchternheit äußern soll, so finden sich an diesen Orten vortreffliche Kupplerinnen zwischen der Thetis und ihnen, die sie sehr bald dahin bringen, selbst wieder Kupplerinnen zu werden. Dieses sind in Margate junge Bürgerweiber, die sich damit abgeben, die Damen aus- und ankleiden zu helfen, auch eine Art von losem Anzug zu vermiethen, der, ob er gleich schwimmt, doch beim Baden das Sicherheitsgefühl der Bekleidung unterhält, das der Unschuld selbst im Weltmeere, so wie in der dicksten Finsterniß, immer heilig ist. Unter diesen Weibern gibt es natürlich, so wie bei den fern verwandten Hebammen, immer einige, die durch Sittsamkeit, Reinlichkeit, Anstand und Gefälligkeit vor den übrigen Eindruck machen und Beifall erhalten. Ich habe eine darunter gekannt, die damals Mode war. Diese besorgte öfters zwei bis drei Fahrzeuge zugleich. Und da war es lustig vom Fenster anzusehen, wie diese Syrene, wenn sie mit einer Gesellschaft fertig war, von einem Karren nach dem andern oft 20 bis 30 Schritte weit wanderte. Es war bloß der mit Kopfzeug und Bändern

gezierte Kopf, was man sah, der wie ein Carousselkopf aus Pappdeckel auf der Oberfläche des Meeres zu schwimmen schien. — Ist nun der Boden der See wie der zu Deal, der aus Geschieben von Feuersteinen rc. besteht, nicht günstig, so endigt sich die Freitreppe in einen geräumigen viereckigen Korb, in dem man also steht, ohne je den Boden zu berühren. Doch ich glaube nicht, daß diese Einrichtung, die mir im Ganzen nicht recht gefällt, in Curhafen nöthig sein wird. Geschiebe von Feuersteinen sind da gewiß nicht, ob nicht Schlamm oder glitschiges Seekraut so etwas nöthig machen könnte, getraue ich mir nicht schlechtweg zu entscheiden, glaube es aber kaum. Überdieß aber kommt noch bei jenen Gegenden der sehr wenig inclinirte Boden in Betracht. Das Meer tritt da, auf den sogenannten Watten, bei der Ebbe sehr weit zurück, ein zwar großes und herrliches Schauspiel, das aber für die Hauptabsicht Unbequemlichkeiten haben könnte. Denn die eigentliche Badezeit ist von Sonnenaufgang an bis etwa um 9 Uhr, da es anfängt heiß zu werden. Die größte Frequenz war zu Margate immer zwischen 6 Uhr und halb 9 im Julius und August. Nun könnte es kommen, oder muß vielmehr kommen, daß zuweilen gerade um diese Zeit zu Curhaven das Meer sehr weit von dem Wohnorte zurück getreten wäre, dieses würde oft eine kleine Reise im Schäferkarren nach dem Wasser, und, selbst bei der Ankunft bei dem Wasser, noch eine kleine Seereise auf der Achse nöthig machen, um die gehörige Tiefe zu gewinnen. So etwas ist zwar, wie ich aus Erfahrung weiß, den gesunden Patienten

nichts weniger als unangenehm, zumal wenn ihrer mehrere, die mit derselben Krankheit behaftet sind, zugleich fahren, allein den Patienten im eigentlichen Verstande könnte doch so etwas lästig sein. — Aber auch hier ließe sich vielleicht Rath schaffen. Wie? das gehört nicht hierher. Ich hoffe, mein Freund, Hr. Woltmann*) zu Curhaven, der bekanntlich mit sehr tiefen Kenntnissen die größte Thätigkeit verbindet, soll nun hier den Faden anfassen, wo ich ihn fahren lasse, wenn er es der Mühe werth hält. Sein Gutachten wird hier, in einer wichtigen Angelegenheit entscheidend sein. —

Nun aber vorausgesetzt, daß dort alle Bequemlichkeit zum Baden erhalten werden könnte, woran ich nicht zweifle, so hat jene Gegend Vorzüge, deren sich vielleicht wenige Seeplätze in Europa rühmen können. Die glückliche Lage zwischen zwei großen Strömen, der Elbe und der Weser, auf denen alle nur ersinnlichen Bedürfnisse für Gesunde und Kranke, auch mineralische Wasser, leicht zugeführt werden können. Die Phänomene der Ebbe und Fluth, die dort auffallender erscheinen als an wenigen Orten, vielleicht keinem in Europa. Zwischen Ritzebüttel und dem Neuen Werk könnte noch heute einem verfolgenden Heere begegnen, was Pharao mit dem seinigen begegnete**).

*) Reinhard Woltmann, Wasserbaudirector in Ritzebüttel; schrieb Beiträge zur hydraulischen Architektur, 4 B. 1791—1799. Beiträge zur Baukunde schiffbarer Canäle 1802.

**) 2. Buch Mose, 14.

Man macht da die Hinreise auf der Achse, und einige Stunden darauf über demselben Gleise die Rückreise in einem bemasteten Schiff. Mit Entzücken erinnere ich mich der Spaziergänge auf dem so eben von dem Meere verlassenen Boden, ja ich möchte sagen, selbst auf dem noch nicht ganz verlassenen, wo noch der Schuh, ohne Gefahr von Erkältung, überströmt ward; der Tausende von Seegeschöpfen, die in den kleinen Vertiefungen zurückbleiben, deren einige man selbst für die Tafel sammeln kann, und die den Gleichgültigsten zum Naturaliensammler machen können, wenn er es nicht schon ist; des Heeres von See- und andern Vögeln (auch darunter Naturalien für die Tafel), die sich dann einfinden und die angenehmste Jagd zu Fuß an der Stelle gewähren, über die man noch vor einigen Stunden wegsegelte und nach wenigen wieder wegsegeln kann. Hierzu kommt nun das ununterbrochene Aus- und Einsegeln oft majestätischer Schiffe mehrerer Nationen, die Cuxhaven gegenüber vor Anker gehen, und die man besteigen oder wenigstens in kleinen Fahrzeugen besuchen und umfahren kann, immer unter dem Anwehen der reinsten Luft und der Eßlust. Freilich werden diese kleinen gar nicht gefährlichen Reisen, öfters kleine Vomitivreischen, und dafür nur desto gesunder. Ich habe von einem der römischen Kaiser gelesen, wo ich nicht irre, so war es August selbst, der in der reinen Seeluft jährlich solche Vomitivreisen unternahm. — Der gesunden Patienten wegen merke ich noch an, daß man hier alle Arten von Seefischen und Schaltbieren immer aus der ersten Hand hat, und gerade

um diese Zeit den Häring, noch ehe er das Mittelland erreicht. Die wohlschmeckendste Auster, frischriechend bei der heißen Sonne und den königlichen Steinbütt! Eine mächtige Unterstützung für das Geschäft im Schäferkarren. Und nun Helgoland*)! Kleine, geschlossene Gesellschaften unternehmen, statt Ball und Pharao, eine Reise nach dieser außerordentlichen Insel. Die Vomitivchen unterwegs verschwinden in dem Genuß dieses großen Anblicks. Wer so Etwas noch nicht gesehen hat, datirt ein neues Leben von einem solchen Anblick, und liest alle Beschreibungen von Seereisen mit einem neuen Sinn. Ich glaube, jeder Mann von Gefühl, der das Vermögen hat sich diesen großen Genuß zu verschaffen und es nicht thut, ist sich Verantwortung schuldig. Nie habe ich mit so vieler, fast schmerzhafter Theilnehmung an meine hinterlassenen Freunde in den dumpfigen Städten zurückgedacht, als auf Helgoland. Ich weiß Nichts hinzuzusetzen, als: man komme und sehe und höre. — Sollte eine solche Anstalt in jenem glücklichen Winkel nicht möglich sein? Ich glaube es. Von Hamburg läßt sich Alles erwarten. Diese vortreffliche Stadt mit ihren Gesellschaften, könnte verbunden mit Bremen, Stade, Glückstadt rc. schon allein einem solchen Bade Aufnahme verschaffen, der Fremde bedürfte weiter nichts. Sollte unter den vielen speculirenden Köpfen

*) Während des Kriegs mit Dänemark wurde diese Insel 1807 von den Engländern in Besitz genommen, und verblieb sie ihnen bei den neuesten Friedensschlüssen.

dort nicht einer sein, der ein solches Unternehmen beförderte, auf dessen Ausführung keine geringe Anzahl von Theilnehmern wartet, wenn ich aus meiner Bekanntschaft auf die übrigen schließen darf? Große Anstalten wären zum ersten Versuch nicht nöthig, nur Bequemlichkeit für die Gäste. Fürs erste, keine Komödienhäuser, keine Tanzsäle (das würde sich am Ende Alles von selbst finden), und keine Pharaobänke. Pharao mit seinem Heer gehört zwischen Ritzebüttel und das Neue Werk zur Zeit der Fluth. Nun noch eine kurze Antwort zur Hebung von einem Paar Bedenklichkeiten, die ich habe äußern hören:

1) Der Ort sei zu weit abgelegen, und

2) verdiene bei einem Seebad das Schicksal des Propheten Jonas immer eine kleine Beherzigung, und der häßliche Rachen eines Haifisches sei im Grunde am Ende nicht viel besser als eine Pharaobank.

Was die erste Bedenklichkeit betrifft, so ist sie freilich so ganz ungegründet nicht. Allein nicht zu gedenken, daß alle Seebäder den natürlichen Fehler haben, daß sie an der Grenze der Länder liegen, wo sie sich befinden, so könnte man fragen: was ist ein abgelegener Ort im allgemeinen Verstand, so wie das Wort hier genommen wird, ohne etwa Wien oder Prag oder sonst einen Ort zu nennen, der weit von Ritzebüttel abliegt? Mit ein wenig Überlegung wird es sich bald finden, daß Ritzebüttel diese Benennung nicht verdient, weil nicht allein ein reiches, sondern auch ein bevölkertes Land in der Nachbarschaft liegt. Hat es freilich auf einer Seite, wie alle See-

bäder, kein festes Land, so hat es dafür eine Fläche, die einem großen Theil des festen Landes die Passage dahin sehr erleichtert, zumal hier vermittelst der Elbe und der Weser. Dieß ist so wahr, daß ich hiervon einen Beweis nicht zurückhalten will, ob ich gleich merke, daß er für eine Empfehlung fast etwas zu viel beweiset. Das schön gelegene Margate wird von Vornehmen nicht so häufig besucht als andere Seebäder, die die schöne Nachbarschaft nicht haben, eben weil die Themse die Passage dahin, zumal von London aus, zu sehr erleichtert. Daher geschieht es denn, daß sich eine Menge von allerlei Gesindel einfindet, das sich seiner oft guten Kleider wegen nicht ganz von den Gesellschaften zurückhalten läßt, und welches dennoch unerträglich zu finden ein gesitteter Mann eben keine Ahnen nöthig hat. Zum Glück sind Hamburg und Bremen, ihres übrigen Reichthums ungeachtet, noch immer arm an dieser Menschenclasse. — Vor dem Schicksal des Jonas wird nicht leicht Jemand im Ernste bange sein, der das Locale dieser Örter kennt. Die Fische, die einen Propheten fressen könnten, sind da so selten als die Propheten. Eher könnte man die dortigen Fische vor den Badegästen warnen. Seit jeher sind zwar die Fische dort, zumal von Fremden, mit großer Prädilection gespeiset worden, es ist mir aber nicht bekannt, daß je einer von ihnen das Compliment erwiedert hätte.

Trostgründe für die Unglücklichen, die am 29sten Februar geboren sind.

(Götting. Taschenkalender 1793. S. 110—119.)

Man mag sagen was man will, so ist ein Mensch, der nur alle vier Jahre einen Geburtstag hat, immer kein Mensch wie andere. Ja, einer der in seinem Leben der Geburtstage zu wenige hat, kommt mir in mancher Rücksicht nicht viel glücklicher vor, als die weitläuftige Classe von armen Teufeln, die der Väter zu viele haben; denn was ist dem unsterblichen Wesen, das in uns wohnt, angenehmer, als zu sehen, ja unter der Hand auch wohl gar zu schmecken und zu riechen, daß sich außer ihm noch Wesen derselben Art seiner Existenz und seines Lebens freuen? Wäre auch die Freude dieser Wesen nicht immer die aufrichtigste, wovon man wohl Beispiele hat, gut, so ist es nicht minder angenehm zu sehen, daß diese Wesen es doch nöthig finden müssen, so zu thun als freuten sie sich. Jene aufrichtige Freude verräth zwar Liebe, das ist wahr; die nicht aufrichtige dafür Furcht und Respect, die in sehr vielen Fällen un-

endlich mehr werth sind. Von diesen Freudensbezeigungen nun verliert das unglückliche Geschöpf, das am 29sten Februar geboren ist, nach einer leichten Berechnung, in seinem Leben wenigstens bare 75 Procent in Vergleich mit andern Menschen. Das ist etwas hart. Es sei nun das, was eingebüßt wird, ein Wunsch in Prosa, ein Carmen oder ein wirkliches Gedicht; es seien Bänder, Blumen, Kuchen, Feuerwerke, Illuminationen und Kanonaden, so sind immer die 75 Procent davon weg wie weggeblasen. Ja, die Sache kann sehr wichtig werden. Gesetzt, der Unglückliche sei der Regent eines Reichs oder einer Stadtschule, der das Recht hat freiwillige Geschenke an seinem Geburtstage zu erpressen, wie kann ein solcher ein Geschenk verlangen, das an einem Tage zahlbar ist, der in drei Jahren gegen eins gar nicht existirt? Sind die 29sten Februare, in Jahren wo dieser Monat nur 28 hat, also nicht die wahren Calendae graecae *)? Ja, wenn die griechischen Calendae bloß ein poetisches Nichts sind, wofür sich sublime, antiquarische Pedanterei diesen artigen Ausdruck schuf, so sind die 29sten Februare dreimal in vier Jahren, ein wahres, solides, prosaisches Nichts des gemeinen Lebens und der alltäglichen Haushaltung; das ist ganz was Anderes. Von jenem spricht man, und dieses fühlt man. — Das Bisherige galt bloß das Physische bei dieser Verkürzung;

*) *Ad Calendas graecas* gebrauchte August statt *nunquam*; da die Griechen keine Calendae hatten, also auch nicht danach rechneten. Sueton. Octav. Aug. 87.

von der moralischen Seite ist der Verlust noch sehr viel größer. Denn, da jeder Mensch bekanntlich an seinem Geburtstage sich irgend etwas künftig zu thun oder zu lassen ernstlich vornimmt, z. B. wie D. Johnson*), künftig früher aufzustehen, oder die Bibel im nächsten Jahre ganz gewiß durchzulesen, oder wie jene Dame keinen Branntwein mehr zu trinken; so kommt ein solcher Mensch natürlich auch um alle diese heilsamen Entschließungen, und man weiß wohl, wie es mit der Ausführung steht, wenn man gar nicht einmal zur Entschließung kommen kann — Aber der Neujahrstag, sagt man, bleibt ihnen doch noch. — Das ist keine Antwort, den Neujahrstag haben die gewöhnlichen Menschen auch, also den 75 Procenten geht auch hier nichts ab. Ja, was endlich das Traurigste ist, so wird dieses Unheil, wie manches andere, das uns dieses Jahrhundert zugeführt hat, ebenfalls gegen das Ende desselben ärger. Wenn nämlich das Jahr 1796 vorbei ist (das letzte Schaltjahr in diesem Jahrhundert), so haben wir in acht Jahren keines wieder. Also ein Kind, das den 29. Februar 1796 geboren würde und etwa den 28. Febr. 1804 stürbe, wäre acht Jahr alt geworden, ohne einen einzigen wahren Geburtstag erlebt zu haben, den kümmerlichen etwa ausgenommen, an dem es geboren worden ist, der gar nicht in Rechnung kommen darf und kann, und in dem wahren Gratulantensinn des Worts, kein eigentlicher Ge-

*) S. James Boswell's Life of Samuel Johnson. Voll. II. 144. 145. 8te Ausgabe. London 1816.

burtstag ist. — Doch nun nicht eine Sylbe weiter in diesem Ton, der, wie wir selbst fühlen, schon zu lange gehalten worden ist. Wir würden dieses lächerliche Thema gar nicht berührt haben, wenn nicht die Frage: wann soll ein am 29. Febr. Geborner seinen Geburtstag feiern, in einem berühmten Journal ziemlich ernstlich aufgeworfen, und — unbeantwortet geblieben wäre. Hier ist die Antwort und der Trost:

Der Mensch wird zwar an einem gewissen Tage, an einem gewissen Datum geboren, allein sein Eintritt in die Welt, sein erster Athemzug ist das Werk eines Augenblicks. In diesem Punct von Zeit steht die Sonne in einem gewissen Punct der Ekliptik. Er wird also genau ein Jahr alt sein, wenn die Sonne das nächste Mal wieder in demselben Punct der Ekliptik steht, und der bürgerliche Tag, in welchen jener Zeitpunct fällt, ist der Geburtstag des Menschen im eigentlichen Verstande, er heiße nun übrigens im Kalender wie er wolle. Dieses ist, dünkt mich, sehr klar. Das Problem: wann soll ich meinen Geburtstag feiern, wenn ich am 29. Februar geboren bin, wird also auf folgende Weise vollkommen aufgelöset werden, und im Recept- und Problemlösungsstyl abgefaßt etwa so lauten: 1) Laß dir die Secunde, Minute, oder die Stunde deiner Geburt sagen, oder nimm den Tag aus dem Kirchenbuch, weil du aber doch nicht den ganzen Tag über geboren worden bist, so mußt du im letzten Fall etwas Bestimmtes annehmen, z. B. die Mitte des Tages, also Mittags um zwölf. 2) Suche in einem astronomischen Kalender für das Jahr deiner Geburt den Ort der

Sonne (ihre Länge) für diesen Zeitpunct. Kannst du ihn selbst berechnen, so ist es desto besser, alsdann würdest du aber eine so einfältige Frage vermuthlich gar nicht thun. 3) Suche ebenfalls im Kalender von dem Jahre, da du deinen Geburtstag feiern willst, den Tag, da die Sonne genau dieselbe Länge hat, dieser Tag ist dein Geburtstag, er heiße nun wie er wolle. Wenn du so verfährst, so wirst du etwas bemerken, das dich frappiren wird, vorausgesetzt, daß du von der Sache, wovon hier die Rede ist, gar nichts verstehst, nämlich, daß du, wenn du auch an jedem andern Tage, z. B. den 1. Mai geboren wärest, du dennoch deinen Geburtstag unter gewissen Umständen zuweilen den 30. April, zuweilen den 2ten Mai feiern müßtest, und daß selbst die Geburtstage der höchsten Potentaten öfters ganz falsch gefeiert werden, und folglich der am 29sten Febr. Geborne nicht gerade immer der Einzige ist, der seinen Geburtstag an einem andern Monatstage feiern muß, als dem, den ihm die gewöhnliche Methode anweiset. Dieses gründet sich auf den Umstand, daß das Jahr nicht numero rotundo aus 365 Tagen, sondern ungefähr aus 365 Tagen und 6 Stunden besteht, wir aber bei unseren bürgerlichen Geschäften uns unmöglich mit solchen Brüchen von Tagen abgeben können. Daher geht es denn auch wirklich dem Jahr selbst nicht besser als uns und den hohen Potentaten. Seine Geburtsstunde wenigstens wird dreimal unter vieren falsch gefeiert. Man freut sich oft über den Tod des alten Jahres mit Jubel, wenn es wirklich noch 18 Stunden schmachtet, und gratulirt dem neuen 18 Stunden vor-

her, ehe es geboren wird u. s. w. Folgende Tabelle wird völlig hinreichen, den zu leiten, der am 29sten Februar geboren, an seinem Geburtstage gern so schmausen wollte, daß von Seiten des Kalenders nichts dagegen eingewendet werden kann.

Wer am 29sten Februar Morgens um 12 Uhr geboren ist, feiert seinen Geburtstag oder eigentlich Geburtsstunde

das nächste Jahr den 28. Febr. Morgens um 6,

das 2te Jahr den 28. Febr. Mittags um 12,

das 3te Jahr den 28. Febr. Abends um 6,

das 4te Jahr den 29. Febr. um 12 des Morgens.

Am 29. Febr. um 6 des Morgens geboren,

das 1ste Jahr den 28. Febr. um 12 des Mittags,

das 2te Jahr den 28. Febr. um 6 des Abends,

das 3te Jahr den 28. Febr. um 12 des Nachts oder am ersten März,

das 4te Jahr den 29. Febr. um 6 des Morgens.

Am 29. Febr. um 12 Mittags geboren,

das 1ste Jahr den 28. Febr. um 6 des Abends,

das 2te Jahr den 28. Febr. um 12 des Nachts oder am ersten März,

das 3te Jahr den ersten März um 6 Uhr des Morgens,

das 4te Jahr den 29sten Febr. um 12 des Mittags.

Am 29. Febr. Abends um 6 geboren,

das 1ste Jahr den 28. Febr. Nachts um 12 oder am ersten März,

das 2te Jahr den 1 März um 6 des Morgens,

das 3te Jahr den 1. März um 12 Mittags,
das 4te Jahr den 29. Febr. um 6 des Abends.

Man sieht hieraus, daß man seine Geburtsstunde, wodurch der Geburtstag bestimmt wird, jedes Jahr um 6 Stunden später feiern muß, so lange bis das Schaltjahr die Sache wieder ins Gleichgewicht bringt. Nun noch ein paar Worte für das Jahr 1800, da kein Schaltjahr sein wird. Ein Kind, das z. B. den 29. Febr. 1796 Nachts um 11 Uhr geboren würde, muß, nach dieser Regel, im Jahr 1803 seine Geburtsstunde sogar den 2ten März Abends um 5 Uhr feiern. Warum das Jahr 1800 auch das 1900 kein Schaltjahr sein wird, sondern das 2000 wieder (vorausgesetzt daß sonst Alles beim Alten bleibt), wollen wir im Kalender für das Jahr 1800 erklären *). Man wird aber sehr viel besser thun, es bis dahin selbst zu lernen.

Nun das Resultat kurz: Will man seinen Geburtstag oder vielmehr die Stunde nur jedesmal alsdann feiern, wenn Datum und Tageszeit zugleich eintreffen; so kann sie jeder Mensch überhaupt nur alle vier Jahre einmal richtig feiern. Der am 29sten

*) Dieser Calender ist zwar zur gehörigen Zeit erschienen; statt jener Erklärung enthielt er aber: „Blumen und Thränen auf sein (Lichtenbergs) Grab.“ Denn schon am 24. Februar 1799 war der „Unvergeßliche“ zur Ewigkeit eingegangen. Der neu eingetretene, uns unbekannte Herausgeber, der, wie er selbst erklärte, nur mit Schüchternheit die Fortsetzung des Kalenders übernommen, hatte ihm jene Zeilen der Erinnerung geweiht.

Februar Geborne verfährt also sehr richtig, wenn er seinen Geburtstag bald den 28. Febr. bald den ersten März feiert. Der Unwissende glaubt, er irre, da er doch nicht irrt. Der an einem andern Tage Geborne, der ihn nach dem Datum feiert, irrt oft wirklich, allein es merkt es niemand. So kommt es also auch hier, wie bei tausend andern Vorfällen des Lebens auf Lage und Umstände an. Nachdem diese günstig sind oder ungünstig, kann man bald mit allen seinen Irrthümern für weise und bald mit aller seiner Weisheit für ein gar irriges Schaf gehalten werden.

Die vierzehn Schwestern.

(Götting. Taschenkalender 1794. S. 113—115.)

Voriges Jahr starb in Lancashire in England Miß Anna Dickinson unverheirathet, in ihrem zwei und sechzigsten Jahre. Sie war die zwölfte von vierzehn Geschwistern, lauter Schwestern, die alle bejahrt und unverheirathet gestorben sind, bis auf die beiden nicht viel jüngern, die noch leben, aber ebenfalls nicht verheirathet sind, und, wenn man ihren Versicherungen trauen darf, sich auch nicht verheirathen wollen. Sich nicht verheirathen, hat aber seit jeher so nahe mit Keuschheit, Keuschheit so nahe mit Heiligkeit und Heiligkeit (wenigstens die Heiligen), immer so nahe mit dem Kalenderwesen in Verbindung gestanden, daß wir diesen vierzehn Heiligen, die eine einzige Familie gleichsam in einem Wurf hervorgebracht hat, und deren Namen den halben Februar roth zu färben hinreichen würde, unmöglich eine Stelle versagen können. Schade ist es, daß das Gentleman's Magazine, aus dem wir diese Nachricht nehmen, sonst so gar wenig von dieser liebenswürdi-

gen Schwesterschaft sagt. Denn es bringt sich einem, wie man zu reden pflegt, fast die Frage unwillkürlich auf: was war denn die Ursache dieser Heiligkeit und Keuschheit? Der Schwachen wegen wird angemerkt, daß diese Frage nichts weniger als muthwillig, sondern bloß philosophisch ist. — An Stand und Herkommen hat es diesen Gerechten nicht gefehlt, denn sie heißen *Ladies*, und das sagt, heilig oder nicht, so viel als Damen oder Frauenzimmer, und gemeine Mädchen sind weder das Eine, noch das Andere. Häßlichkeit allein kann es auch nicht gewesen sein, so wenig als Armuth allein. Vielleicht eine Mischung aus beiden, die bei etwas Mangel an Temperament sehr stark von der Erde abziehen soll. Mich dünkt aber doch, die Sache liegt tiefer, und vermuthlich in der Form der Keime selbst. Wenn doch nur eine darunter geheirathet hätte, damit man hätte sehen können, ob wieder lauter Mädchen gekommen wären. Vielleicht hat die Natur dadurch einen solchen verderblichen Fortpflanzungsplan abzubrechen gesucht, daß sie die Vereinigung so vieler weiblichen Keime zugleich mit Abneigung gegen gemischte Gesellschaft verbunden hat, so daß also das Leben der vierzehn Jungfrauen außer Mutterleibe nur bloß eine Fortsetzung ihrer gesellschaftlichen Existenz im Ovario war. — Diese neue Theorie hat mit manchen neuern physikalischen das Artige gemein, daß sich einige Haupterscheinungen nicht daraus erklären lassen. So fallen mir z. B. so eben die Söhne des Erzvaters Jacob ein, die nichts weniger als Feinde gemischter Gesellschaft gewesen sind, wovon der Sand am Meer zeugt, der hier und da unsere schönsten Fluren übersandet und aller Urbarmachung so sehr entgegen ist.

Wie man zum Citoyen du pays plat gemacht wird.

(Götting. Taschenkalender 1794. S. 116—125.)

Dieses Pays plat, wie es insgemein heißt, liegt in Nordamerica an der nordöstlichen Seite des See Superior (Lake Superior), oder, wie er von den Franzosen, einem ehemaligen (1665) Statthalter de Tracy zu Ehren genannt wurde, See Tracy. Dieser See hat, nach der von J. Long *) herausgegebenen und im Uebersetzer-Land bereits zweimal übersetzten Reisebeschreibung 600 französ. oder 300 deutsche Meilen im Umfang, und schließt eine Menge großer und kleiner Inseln in sich **). Um diesen See wohnen allerlei Völker, die

*) Joh. Long, See und Landreisen, enth. eine Beschreibung der nordamericanischen Wilden. Aus dem Engl. von E. A. Zimmermann. Hamburg 1791. Long schiffte sich 1768 nach Canada ein. Kam 1787 nach England zurück.

**) Daß dieser See eine Menge großer und kleiner Inseln enthält, gibt einen richtigern Begriff von seiner Größe, als

man unter den Namen der wilden Indianer begreift, und deren gleichen man in dem gesitteten Europa vergeblich suchen würde, unter andern eines, das Hr. Long so schildert: „Sie lachen, wenn sie von Gehorsam gegen Könige reden hören: denn sie können den Gedanken der Unterwürfigkeit mit der Würde des Menschen nicht reimen. Jeder Einzelne ist, seiner Meinung nach, ein Fürst; und in der Ueberzeugung, daß er seine Freiheit einzig von dem großen Geiste erhielt, kann er sich nicht entschließen, eine andere Macht anzuerkennen.“ Hier liegt denn nun auch das Paysplat, in welchem der Ungenannte, dessen Reise Hr. Long eigentlich bloß herausgegeben hat, am 4. Julii 1777 anlangte. Ich erzähle nun mit den Worten des Ver-

---

sein Umfang von 300 deutschen Meilen, vorausgesetzt, daß die Größe dieser Inseln nicht auch nach dem Umfange geschätzt worden ist. — Wann werden doch endlich einmal Geographen und Geographienschreiber, und sogenannte Statistiker aufhören, die Größe der Städte und Seen rc. nach dem bloßen Umfang anzugeben! — Wenn ich sagte: zwischen Göttingen und Dresden liegt eine Strecke des fruchtbarsten, gesundesten Landes von mehr als 60 deutschen Meilen im Umfang, gänzlich unbebaut; und was die Sache noch unverzeihlicher macht, so ist hart dabei Alles mit Wiesen, Kornfeldern und Wäldern bepflanzt: ist das nicht schändlich? so würden zehn Statistiker gegen einen nachrufen: das ist schändlich. Ein Geometer würde fragen: ist das nicht vielleicht ein Fußsteig?

Anm. des Verfassers.

fassers weiter: „Als wir an das Land stiegen, sahen wir in einiger Entfernung eine Menge Indianer, und hielten es für gut, unsere Schiffsladung, auf den Fall, daß wir zum Tauschhandel Gelegenheit hätten, in Ordnung zu bringen, und uns bereit zu halten, daß wir sie nach geendigtem Geschäfte wieder einschiffen könnten. Nachdem Alles in gehörige Sicherheit gebracht war, begab ich mich zu den Wilden, deren Anzahl ich auf hundert und fünfzig schätzte; die meisten waren von dem Stamme der Tschippewehs (Chippeways), und die übrigen von der Nation der Wassen. Sie gaben mir Fische, trocknes Fleisch und Felle, wofür sie von mir kleine Gegengeschenke erhielten. Ihr Anführer, Matschi Quewisch, hielt eine Versammlung, und als er fand, daß ich ihre Sprache verstand *), schlug er mir vor, mich als Bruder unter ihre Krieger aufnehmen zu lassen. Ich hatte zwar die Ceremonie noch nicht ausgestanden, wußte aber wohl, was dabei vorging, weil mir von verschiedenen Kaufleuten gesagt worden war, was für Schmerzen sie dabei hätten leiden müssen, ob man gleich außerordentlich gnädig mit ihnen umgegangen wäre. Aber dessen ungeachtet beschloß ich,

*) Der Verfasser, ein americanischer Pelzhändler und Dolmetscher, hatte sich damals schon neun Jahre unter diesen freien Menschen, ohne scalpirt oder geschunden worden zu sein, aufgehalten, welches, so wie diese ganze Geschichte, ein Beweis von seiner nicht gemeinen Klugheit und Schlauheit ist.

Anm. des Verfassers.

mich dieser Operation zu unterwerfen, damit sie nicht meine Weigerung der Furcht zuschrieben, und ich mich in der Achtung derer herabsetzte, von denen ich große Vortheile erwartete. — Die Ceremonie der Aufnahme ist folgende: Man bereitet ein Mahl von Hundsfleisch, in Bärentalg gesotten, mit Heidelbeeren, wobei jeder tapfer zulangen muß. Nach geendigter Mahlzeit wird der Kriegsgesang in folgenden Worten gesungen: „Herr des Lebens! sieh uns wohl an. Wir nehmen einen Bruder Krieger unter uns auf, der mit Verstand begabt zu sein scheint, Stärke im Arm hat, und seinen Leib nicht vor dem Feinde zurückzieht.“ Wenn der Aufzunehmende nach dem Kriegsgesange kein Zeichen von Furcht blicken läßt, so wird er mit Achtung und Ehrfurcht betrachtet; denn diese Wilden halten Herzhaftigkeit nicht nur für nothwendig, sondern auch für die höchste Empfehlung. Nachher läßt man ihn sich auf ein Biberkleid setzen, reicht ihm eine Kriegspfeife zum Rauchen, die der Reihe nach an jeden Krieger kommt, und wirft ihm einen Wampum-Gürtel über den Hals.“

„Das Kalumet, oder die indianische Pfeife, die weit größer ist, als die, woraus die Indianer gewöhnlich rauchen, wird von Marmor, Stein (?) oder Thon verfertigt, und ist nach der Sitte der Nation, roth, weiß, oder schwarz, die rothen aber werden am meisten geschätzt. Das Rohr ist aus starkem Holze gemacht, ungefähr fünftehalb Fuß lang, mit Federn von allerlei Farben verziert, und mit vielen Flechten von Weiberhaar in verschiedenen Gestalten durchwebt. Der Kopf ist schön

polirt, und es sind zwei Flügel daran befestigt, die ihm das Ansehen eines Mercurstabes geben. Dieses Kalumet ist das Symbol des Friedens, und die Wilden halten es hoch in Ehren, daß die Verletzung eines Vergleichs, wobei man es gebraucht hat, ihrer Meinung nach die unglücklichsten Folgen nach sich ziehen würde."

"Das Wampum ist von verschiedenen Farben; schwarzes und weißes aber wird am häufigsten gebraucht. Das erstere wird aus einer Art Venusmuschel (Venus mercenaria *Linn.*), das andere aus Miesmuscheln *) gemacht; beide werden in Gestalt von länglichen Corallen verarbeitet und gebohrt, um auf lederne Riemen gereihet und zu Gürteln gebraucht zu werden."

"Diese Gürtel dienen zu verschiedenen Zwecken. Bei einer Versammlung werden sie mit den gehaltenen Reden ausgegeben, und die Zahl der Reihen hat ihre eigene Bedeutung. Sie sind die Urkunden ihrer Verträge. Wird ein Gürtel von Wampum zurückgeschickt, so ist es ein Zeichen, daß man z. B. den Vergleich nicht annimmt, wobei er gegeben worden ist."

"Wenn nun die Pfeife rund umgegangen ist, so wird von sechs langen, in den Grund gesteckten und oben zugespitzten Stangen eine Schweißhütte errichtet, die man mit Häuten und Decken belegt, um die Luft abzuhalten, und die nur drei Personen fassen kann. Der Candidat wird n a c k t a u s g e z o g e n **),

---

*) Mytilus Linn. margaritifer, Perlenmuttermuschel.

**) Dieses geschah am linken Ufer des Rheins erst nachdem die Leute bereits aufgenommen waren. Anm. des Vfs.



und geht mit zwei Oberhäuptern in die Hütte; man bringt zwei glühend gemachte Steine herein, und wirft sie auf die Erde; alsdann wird Wasser in einer großen Schale hereingebracht, und mit Zederzweigen auf die Steine gespritzt. Dadurch kommt die in der Hütte befindliche Person in starken Schweiß, und es öffnet ihr die Haut, um sie für den andern Theil der Ceremonie empfänglich zu machen."

"Wenn der Schweiß aufs Höchste gestiegen ist, so verläßt der Aufzunehmende das Haus, und springt ins Wasser. Indem er heraus kommt, wirft man ihm eine Decke über, und trägt ihn in die Hütte des Oberhaupts, wo er folgende Operation ausstehen muß. Nachdem man ihn auf den Rücken gelegt hat, zeichnet das Oberhaupt mit einem in Wasser, worin Schießpulver aufgelöset ist, getauchten Stabe die Figur, die er zu machen gedenkt; alsdann sticht er mit zehn, in Zinnober getunkten, in einer kleinen hölzernen Form befestigten, Nadeln die bezeichneten Theile, und wo die stärkeren Umrisse zusammenlaufen, ritzt er das Fleisch mit einem Flintenstein. Die leeren, oder nicht mit Roth bezeichneten Stellen werden mit Schießpulver eingerieben, welches die Abwechselungen von Roth und Blau hervorbringt, und die Wunden alsdann mit dem holzigen Theil des Zündschwamms ausgebrannt, damit sie nicht eitern."

"Diese Operation geschieht nicht auf einmal, sondern dauert zwei bis drei Tage. Alle Morgen werden die Theile mit kaltem Wasser gewaschen, worin ein Kraut, Namens Pockquisegan, eingeweicht ist, das dem englischen Buchs gleicht, und das die

Indianer mit ihrem Rauchtaback vermischen, um ihm die Schärfe zu benehmen. Während der Operation singen sie Kriegslieder (ça ira?) und schütteln dazu unabläßig eine rundum mit kleinen Schellen behangene Klapper, Tscheſſaquoy, um das Winseln zu ersticken, welches solche Qualen nothwendig hervor bringen müssen. Nach vollbrachter Ceremonie bekommt der Neuaufgenommene einen Namen; mir ward der Name Amick, d. i. Biber, gegeben.“ So ward also unser Dolmetscher und Pelzhändler, nachdem er sein eignes Biberfell schier darüber zugesetzt hatte, Citoyen de la République du pays plat. Es ging ihm sehr übel, und er war am Ende herzlich froh, wie er sein liebes England wieder sah, wo nicht alle Leute Fürsten sind. Ob er etwas Mehreres dahin mitgebracht habe, als rothe und himmelblaue Streifen auf dem Leibe, wird zwar nicht deutlich gesagt, es erhellt aber aus den übrigen Umständen hinlänglich, daß es außer seinem neuen Namen und Bürgerrecht nicht viel mag gewesen sein.

Nachricht von einer Wallrathfabrik.

(Götting. Taschenkalender 1794. S. 125—134.)

Der Wallrath (Sperma Ceti, Blanc de Baleine) ist bekanntlich eine weiße, fettige, brüchige Masse von talgartigem Geruch, die in dem Kopfe des Pottfisches (Physeter macrocephalus) gefunden wird. Sie liegt zwischen der weichen und harten Haut des Gehirns sowohl, als des Rückenmarks, dieses Fisches in solcher Menge, daß man mit dem von einem einzigen Thiere gesammelten oft mehrere Tonnen anfüllen kann. Er wird in der Heilkunst verschiedentlich, sowohl innerlich in verschiedener Form, als auch äußerlich in Pflastern gebraucht. Vorzüglich aber dient er als Zusatz zum Wachs bei den Lichtern, die dadurch eine sehr schöne Weiße erhalten, nicht so brüchig sind, als die Wachslichter, und dabei nicht allein heller, sondern auch rathsamer brennen. Freilich ist sehr begreiflich, daß, so lange man diese Materie nur allein aus den Köpfen der Pottfische nehmen kann, sie nie sehr gemein, und dergleichen

Lichter nie sehr wohlfeil werden können. Desto angenehmer wird also unsern Lesern die Nachricht sein, die uns von einem Freunde mitgetheilt worden ist, daß man diese Materie in England nunmehr aus dem Fleische der Thiere durch Kunst zu verfertigen wisse, und daß ein gewisser Doctor, dessen Name nicht genau angegeben werden konnte, bereits ein Patent über diese Erfindung genommen habe, und Wallrathlichter wohlfeiler als Wachslichter liefern werde. Da die Sache ihre Richtigkeit hat, das Verfahren aber wenigstens eine Zeit lang ein Geheimniß bleiben wird, so wollen wir unsern Lesern ein Paar Geschichten mittheilen, die vermuthlich die Veranlassung zu der Entdeckung gewesen sind, und also auch manchen thätigen Landsmann von uns ebenfalls darauf leiten können. Überdieß gibt die erstere einen kleinen Beitrag zur Geschichte unsers Leibes nach dem Tode ab, und hat sonst noch so viel Lehrreiches für den Physiker, daß sie schon allein deßwegen eine Stelle hier verdient. Wir entlehnen die Erzählung auszugsweise aus Hrn. v. Crells chemischen Annalen, von 1792, 12ten St. S. 522 u. s. w., wo sie sich aus den Annales de Chimie T. V. p. 154. übersetzt befindet. Der Aufsatz selbst ist von Hrn. Fourcroy *):

Bei der Gelegenheit, daß die Ärzte für die Gesundheit der Gräber auf dem Kirchhofe der unschuldigen Kinder (des

*) Antoine François Fourcroy, geb. zu Paris 1755, gest. 1809. Einer der ersten neuen franz. Chemiker. Französischer Staatsrath, Reichsgraf, Mitglied des Nationalinstituts ꝛc.



innocens) zu Paris wachen sollten, entdeckten sie eine ganze Reihe neuer Thatsachen, die den Beobachter der thierischen Natur in Erstaunen setzen mußten, weil sie seit so vielen verflossenen Jahrhunderten noch nicht wahrgenommen sind. Man glaubte nämlich, daß binnen sechs Jahren, alle Leichname gänzlich in Verwesung gingen, und man hatte nicht den mindesten Grund zu vermuthen, daß in einer Zeit von vierzig Jahren, dieser gänzlichen Zerstörung irgend Etwas entgangen sein könnte. Noch weniger ahndete man die Art der Veränderung, welche ein Boden, der seit sehr langer Zeit gleichsam mit thierischen Ausdünstungen gesättigt war, auf frische Leichen hervorbringen könne. Man fand die Leichen in dreierlei Form. Von einigen die bloßen Gerippe und Knochen, wie dieses gewöhnlich der Fall ist, wenn Körper einzeln in eine feuchte Erde gescharrt werden, die öfters wieder umgegraben wird. Bei der zweiten Gattung der einzeln Begrabenen fand man die weichen Theile, zwischen der Haut und den Knochen, vertrocknet und hart wie bei Mumien. Die dritte und merkwürdigste, von welcher hier eigentlich die Rede sein wird, hatte eine Art von Verwandlung erlitten. Sie fand sich in den Gräbern von dreißig Fuß Tiefe und zwanzig ins Gevierte, worin man, so dicht als möglich neben einander, der armen Leute Särge (aus Brettern von ungefähr einen halb Zoll Dicke) setzte und wo in jede Gruft 1500 Leichen kamen. Hierauf bedeckte man die letzte Schicht mit etwa einem Fuß Erde, und grub in einiger Entfernung gleich wieder eine neue Gruft: eine solche Gruft blieb ungefähr drei

Jahre offen ehe sie angefüllt wurde *). Gemeiniglich geschah es nicht unter funfzehn, und nicht über dreißig Jahre, daß an demselben Orte wieder eine neue Gruft gemacht wurde. — In einer dergleichen seit funfzehn Jahr verschlossenen, fanden die Herren Fourcroy und Thouret **) die Särge noch ganz gut erhalten, nur wo sie über einander stehen (vermuthlich wo sie oben und unten einander berührten, nicht an den Seiten), etwas angegangen: das Holz war fast überall noch gesund, nur gelb gefärbt. Nach aufgehobenen Deckeln von mehreren Särgen fanden sie die Leichen auf dem Rücken liegend, und so platt und zusammengedrückt, als wenn sie einen starken Druck ausgestanden hätten. Das leinene Zeug, was sie umgab, war an den Leichen gleichsam anklebend, und ungeachtet der scheinbar erhaltenen Form der Theile, fand man darunter nur unförmliche Massen von einer weichen, biegsamen, weißgrauen Materie, welche die Knochen von allen Seiten umgab, sie hatte keine Festigkeit und zerbrach bei einer etwas harten Berührung und

*) Im Vorbeigehen eine ganz artige Probe von den so oft gerühmten Polizeianstalten in dem damals noch behosten Frankreich (Gallia braccata). Anm. des Verfassers.

**) Michael Augustin Thouret, geb. 1748 zu Pont-l'Evêque gest. 1810. Mitglied der k. Gesellschaft der Medicin, der Assemblée constituante, des Tribunals und der constituirenden Versammlung. Bruder des Jacob Wilh. Thouret, geb. 1746. enthauptet 1794, eines der berühmtesten Mitglieder der Assemblée constituante.

hatte selbst die Eindrücke der Leinwand angenommen. Sie gab dem Druck der Finger nach, und erweichte sich, wenn man sie etwas rieb. Die Leichen rochen nicht sehr widrig, und die Todtengräber kannten diese Materie, die sie ganz treffend Fett nannten, recht wohl, und berührten sie ohne Widerwillen. Sie sagten, bei einzelnen Körpern fänden sie dieses Fett nie, sondern nur in den gemeinschaftlichen Gruben. Nicht bei allen Leichen war der Uebergang in dieses fette Wesen gleich weit gediehen, in einigen fand man noch kenntliche Stücke von Muskeln. Bei denen, wo diese Umwandlung vollkommen war, waren die Massen, welche die Knochen bedeckten, durchaus von derselben Art fettiger Materie. Die Bänder und Flechsen waren nicht mehr vorhanden; die Knochen-Gelenke waren ohne Verbindung, und jene ihrer eigenen Schwere überlassen; die geringste Gewalt trennte sie; deshalb pflegten auch die Todtengräber die Leichen, welche die Herren nach Hause geschafft haben wollten, über einander mit Leichtigkeit vom Kopf bis zum Fuße zusammen zu rollen. In solchen Leichen findet sich die Höhle des Unterleibes nicht mehr. Seine Decken und Muskeln sind in Fett verwandelt, und liegen auf dem Rückgrath. Der Bauch ist ganz platt und meistentheils ohne Spur von Eingeweiden. Man fand weder Lunge noch Herz, statt dessen einige Klumpen von der weißen Materie, so wie zuweilen auch dergleichen in der Gegend der Milz und der Leber. Die Brüste waren in eine sehr weiße und gleichförmige Fettmasse verwandelt, eben diese Masse umgab auch die Köpfe, die Ohren waren verwandelt, ja selbst

das Haupthaar, doch fand sich auch immer welches noch unverändert. Merkwürdig ist, daß beim Gehirn die Verwandlung nie fehlte. Die Masse hatte, wie man sich leicht vorstellen kann, nicht bei allen einerlei Consistenz, welches wohl von der Zeit abhängt. Bei den älteren hatte sie, zumal in trocknem Erdreich, das Ansehen von Wachs und war halb durchsichtig. Doch dieses mag für uns genug sein, weiteren Unterricht wird man in dem Aufsatze selbst, am angeführten Ort finden, der überhaupt noch herrliche Beiträge zu einer Geschichte des Leibes nach dem Tode enthält, nämlich derer, die der mütterlichen Erde auf die gewöhnliche Weise wieder zugezählt werden. Denn von solchen, die in kostbaren Gefäßen in Kellern, und denen, die an hänfenen Schnüren an der Luft getrocknet werden, ist die Rede nicht.

Die zweite Geschichte, die wahrscheinlich die nächste Veranlassung zu der Entdeckung war, nehmen wir aus dem neuesten Bande der philosophical Transactions, für das Jahr 1792, P. II. S. 197. Ein gewisser Hr. Sneyd übersandte der londonschen königl. Societät ein Stück von einem Vogel, wahrscheinlich einer Ente oder jungen Gans, die man in einem Fischteich, da wo ein kleiner Bach in denselben fällt, unten auf dem Schlamme liegend gefunden hatte. Sie war ebenfalls in eine fettige Materie verwandelt, die dem Wallrath sehr glich, nach der Schmelzung eine noch stärkere Consistenz bekam, und dem Wachse ähnlich wurde. Da Herr S. nie etwas von einer besondern Eigenschaft jenes Wassers gehört hat, so hält er für

wahrscheinlich, daß die Veränderung des Körpers unten im Morast vorgegangen sei, und der Bach ihn nach der Hand herausgespühlt und nach dem Teiche geführt habe. Dieses wären nun diese merkwürdigen Erscheinungen und das Resultat eines chemischen Naturprozesses, Muskeln, Gehirn u. s. w. von Thieren in Fett zu verwandeln, dem es, sollte man denken, nicht gar schwer sein könnte, auf die Spur zu kommen. In einer Note, die dem Aufsatz des Herrn Fourcroy beigefügt ist, wird gesagt, Hr. Thouret habe zwei Jahre hindurch mit unermüdetem Eifer seine Aufmerksamkeit auf alle Umstände bei diesem Ausgraben gewandt, und werde ein besonderes Werk darüber schreiben. Ob dieses Werk wirklich erschienen sei, ist uns nicht bekannt; genug daß es dem Engländer geglückt ist, durch Kunst diese Operation der Natur nachzumachen.

Einige Betrachtungen über vorstehenden Aufsatz, nebst einem Traum.

(Götting. Taschenkalender 1794. S. 134—145.)

Welcher Naturforscher hätte ehemals nur muthmaßen können, daß ein Haufen von 1500 vergrabenen menschlichen Körpern sich in dreißig Jahren in Fett verwandeln würde? Gesetzt, es wären dieser Körper, wie etwa der Bäume in einem Wald, eine oder mehrere Millionen gewesen, und die Knochen wären mit der Zeit ebenfalls verschwunden, was würde nicht über ein solches Wallrath-Flötz geschrieben und gezankt worden sein! Wir sehen also auch aus diesem uns so nahe liegenden Beispiele wieder, daß die unorganische Natur ihre chemischen Prozesse hat, die wir nicht kennen, und wie viele mag es dieser nicht in der Tiefe gegeben haben, wo nicht allein die Ingredienzen in ungeheuren Massen, langsam, und welches wohl ein Hauptumstand ist, entfernt von atmosphärischer Luft, in ganz anderen Mediis behandelt werden? Unsere Chemie hängt ab von der Schicht der Dunstkugel, worin wir leben,

ihrem Druck und ihrer Qualität. Ihre Bestandtheile sowohl, als die der Materien, die sie aufnimmt, vorzüglich des Wassers, mischen sich in Alles. Wir können, ohne die uns umgebende Luft zu zersetzen, keine große Hitze hervorbringen, dieses gibt unsern Prozessen von der Seite eine sehr große Einförmigkeit und Beschränktheit. Da aber Hitze ganz independent von reiner Luft, ja von aller Luft ist; so läßt sich leicht ermessen, daß da, wo sie einen sehr hohen Grad, ohne diese Zersetzung der Körper durch Luft, erreicht, die Producte derselben ganz verschieden sein müssen von denen in unserer Schicht, wo sogleich Brand entsteht. Was die Vulkane auswerfen, braucht in der Tiefe nicht zu brennen, und brennt auch da vermuthlich nicht. Man bedenke ferner die Gewalt der Dämpfe, nicht bloß des Wassers, sondern anderer Flüssigkeiten u. s. w. in jenen tiefern Schichten, was für Veränderungen können diese nicht in den Körpern in ihrer Nachbarschaft hervorbringen! Vermuthlich war es auch bloß ein Dunst, was die Muskeln in Fett verwandelte! Hierbei erinnere man sich an die Steinkohlen-Flötze, an die Steinsalz-Flötze, an die Gänge, und frage sich, ob es nicht Verwegenheit ist, über jene Prozesse, aus der unserer Luft- und Dunstschicht allein angemessenen Chemie zu entscheiden. Und doch ist hier noch bei weiten nicht die Rede von der Hyperchemie in organischen Körpern; ich meine von der Erzeugung des Elfenbeins, des Horns, des Talgs, der Butter und der Seide aus Vegetabilien, und des Harzes, des Laugensalzes, der Weine und Säuren durch

Vegetabilien aus Luft und Wasser u. s. w. Dieses liegt freilich jenseit unsrer Laboratorien, aber wer will die Gränze angeben, wo sich unsere Chemie in jene verliert? Zu welcher gehört die Gährung? Die Bestandtheile des Turmalins*) hat man auf ein Haar angegeben, wenigstens glaubt man es; aber hat man Turmaline gemacht? Ich muß gestehen, wenn ich alles dieses zusammennehme, und noch überdieß bedenke, daß nun doch Manches in unsrer Kruste gewiß uns eben so organisch aussieht, als einer Büchermilbe die Schweinsleder- Papier- und Kleisterflötze, in denen sie wühlt, so überfällt mich eine gewisse Schüchternheit bei unsrer sogenannten Theorie der Erde und chemischen Zerlegung der Körper, von der ich mich kaum loszumachen im Stande bin. Alles das ist aber nun seit einiger Zeit sehr viel, durch einen ganz ärgerlichen Traum, verschlimmert worden, den ich hatte, und den ich nun in möglichster Kürze ohne allen morgenländischen Prunk in bloßer Werktagsprose erzählen will:

Ein Traum.

Mir war, als schwebte ich, weit über der Erde, einem verklärten Alten gegenüber, dessen Ansehen mich mit etwas viel Höherem als bloßem Respect erfüllte. So oft ich meine Augen gegen ihn aufschlug, durchdrang mich ein unwiderstehliches Gefühl von Andacht und Vertrauen, und ich war eben im

---

*) Edler Schörl, auch Aschenzieher genannt, aus Ceilon rc., ein Mineral, das sich durch seine elektrische Eigenschaft besonders auszeichnet.

Begriff, mich vor ihm niederzuwerfen, als er mich mit einer Stimme von unbeschreiblicher Sanftheit anredete. „Du liebst die Untersuchung der Natur," sagte er, „hier sollst du Etwas sehen, das dir nützlich sein kann." Indem er dieses sagte, überreichte er mir eine bläulich grüne und hier und da ins Graue spielende Kugel, die er zwischen dem Zeigefinger und Daumen hielt. Sie schien mir etwa einen Zoll im Durchmesser zu haben. „Nimm dieses Mineral," fuhr er fort, „prüfe es, und sage mir, was du gefunden hast. Du findest da hinter dir Alles, was zu solchen Untersuchungen nöthig ist, in höchster Vollkommenheit; ich will mich nun entfernen, bin aber zu rechter Zeit wieder bei dir." Als ich mich umsah, erblickte ich einen schönen Saal mit Werkzeugen aller Art, der mir im Traum nicht so fremd schien, als nachher beim Erwachen. Es war mir, als wäre ich öfter da gewesen, und ich fand, was ich nöthig hatte, so leicht, als hätte ich Alles selbst vorher hingelegt. Ich besah, befühlte und beroch nunmehr die Kugel, ich schüttelte und behorchte sie, wie einen Adlerstein *); ich brachte sie an die Zunge; ich wischte den Staub und eine Art von kaum merklichem Beschlag mit einem reinen Tuche ab, erwärmte sie und rieb sie auf Elektricität am Rockärmel; ich probirte sie gegen den Stahl, das Glas, und den Magneten, und be-

---

*) Ein Thoneisenstein, auch Eisenniere, Klapperstein genannt, mit eingeschlossenen und daher klappernden Stückchen und Körnern.

stimmte ihr specif. Gewicht, das ich, wo ich mich recht erinnere, zwischen vier und fünf fand. Alle diese Proben fielen so aus, daß ich wohl sah, daß das Mineral nicht sonderlich viel werth war, auch erinnerte ich mich, daß ich in meiner Kindheit von dergleichen Kugeln, oder doch nicht sehr verschiedenen, drei für einen Kreuzer auf der Frankfurter Messe gekauft hatte. Indeß schritt ich doch nun zu der chemischen Prüfung, und bestimmte die Bestandtheile in Hunderttheilen des Ganzen. Auch hier ergab sich nichts Sonderliches. Ich fand etwas Thonerde, ungefähr eben so viel Kalkerde, aber ungleich mehr Kieselerde, endlich zeigte sich noch Eisen und etwas Kochsalz und ein unbekannter Stoff, wenigstens einer, der zwar manche Eigenschaften der bekannten hatte, dafür aber wieder eigene. Es that mir Leid, daß ich den Namen meines Alten nicht wußte, ich hätte ihn sonst gern dieser Erde beigelegt, um ihm auf meinem Zettelchen ein Compliment zu machen. Übrigens muß ich sehr genau bei meinen Untersuchungen verfahren sein, denn als ich Alles zusammen addirte, was ich gefunden hatte, so machte es genau hundert. So eben hatte ich den letzten Strich in meiner Rechnung gemacht, als der Alte vor mich hintrat. Er nahm das Papier und las es mit einem sanften Lächeln, das kaum zu bemerken war; hierauf wandte er sich mit einem Blick voll himmlischer Güte, mit Ernst gemischt, gegen mich, und fragte, „weißt du wohl, Sterblicher, was das war, was du da geprüft hast?“ Der ganze Ton und Anstand, womit er dieses sprach, verkündigte nunmehr

deutlich den Überirdischen. „Nein! Unsterblicher,“ rief ich, indem ich mich vor ihm niederwarf, „ich weiß es nicht.“ Denn auf mein Zettelchen wollte ich mich nun nicht mehr berufen.

Der Geist. So wisse, es war, nach einem verjüngten Maßstabe, nichts Geringeres als — die ganze Erde.

Ich. Die Erde? — Ewiger, großer Gott! und das Weltmeer mit allen seinen Bewohnern, wo sind denn die?

Er. Dort hängen sie in deiner Serviette, die hast du weggewischt.

Ich. Ach! und das Luftmeer und alle die Herrlichkeit des festen Landes!

Er. Das Luftmeer? Das wird dort in der Tasse mit destillirtem Wasser sitzen geblieben sein, und mit deiner Herrlichkeit des festen Landes? Wie kannst du so fragen? Das ist unfühlbarer Staub; da an deinem Rockärmel hängt welcher.

Ich. Aber ich fand ja nicht eine Spur von Silber und Gold, das den Erdkreis lenkt!

Er. Schlimm genug. Ich sehe, ich muß dir helfen. Wisse: mit deinem Feuerstahl hast du die ganze Schweiz und Savoyen, und den schönsten Theil von Sicilien herunter gehauen, und von Africa einen ganzen Strich von mehr als 1000 Quadratmeilen, vom mittelländischen Meer bis an den Tafelberg, völlig ruinirt und umgewendet. Und dort auf jener Glasscheibe — o! so eben sind sie herunter geflogen — lagen die Cordilleren, und was dir vorhin beim Glasschneiden ins Auge sprang, war der Chimborasso.

Ich verstand und schwieg. Aber neun Zehntheile meines noch übrigen Lebens hätte ich darum gegeben, wenn ich meine chemisch zerstörte Erde wieder gehabt hätte. Allein um eine andere bitten, einer solchen Stirne gegenüber, das konnte ich nicht. Je weiser und gütiger der Geber war, desto schwerer wird es dem Armen von Gefühl ihn zum zweiten Mal um eine Gabe anzusprechen, sobald sich der Gedanke in ihm regt, er habe von der ersten vielleicht nicht den besten Gebrauch gemacht. Aber eine neue Bitte, dachte ich, vergibt dir wohl dieses verklärte Vatergesicht: „O!" rief ich aus, „großes, unsterbliches Wesen, was du auch bist, ich weiß, du kannst es, vergrößere mir ein Senfkorn bis zur Dicke der ganzen Erde, und erlaube mir die Berge und Flötze darauf zu untersuchen, bis zur Entwickelung des Keims, bloß der Revolutionen wegen." „Was würde dir das helfen?" war die Antwort. „An deinem Planeten hast du ja schon ein Körnchen für dich zur Dicke der Erde vergrößert. Da prüfe. Vor deiner Umwandlung kommst du nicht auf die andere Seite des Vorhangs, die du suchst, weder auf diesem, noch einem andern Körnchen der Schöpfung. Hier nimm diesen Beutel, prüfe was darin ist, und sage mir, was du gefunden hast." Beim Weggehen setzte er fast scherzend hinzu: „verstehe mich recht, chemisch prüfe es, mein Sohn; ich bleibe dieses Mal länger aus." — Wie froh war ich, als ich wieder was zu untersuchen hatte, denn nun, dachte ich, will ich mich besser in Acht nehmen. Gib Acht, sprach ich zu mir selbst, es wird glänzen, und wenn es

glänzt, so ist es gewiß die Sonne, oder sonst ein Firstern. Als ich den Beutel aufzog, fand ich, ganz wider meine Erwartung, ein Buch in einem nicht glänzenden einfachen Bande. Die Sprache und Schrift desselben waren keine der bekannten, und obgleich die Züge mancher Zeilen flüchtig angesehen, ziemlich so ließen, so waren sie es, näher betrachtet, doch eben so wenig als die verwickeltsten. Alles was ich lesen konnte, waren die Worte auf dem Titelblatt: Dieses prüfe, mein Sohn, aber chemisch, und sage mir, was du gefunden hast. Ich kann nicht läugnen, ich fand mich etwas betroffen in meinem weitläuftigen Laboratorio. Wie? sprach ich zu mir selbst, ich soll den Inhalt eines Buchs chemisch untersuchen? Der Inhalt eines Buchs ist ja sein Sinn, und chemische Analyse wäre hier Analyse von Lumpen und Druckerschwärze. Als ich einen Augenblick nachdachte, wurde es auf einmal helle in meinem Kopf, und mit dem Licht stieg unüberwindliche Schamröthe auf. O! rief ich lauter und lauter, ich verstehe, ich verstehe! Unsterbliches Wesen, o vergib, vergib mir; ich fasse deinen gütigen Verweis! Dank dem Ewigen, daß ich ihn fassen kann! — Ich war unbeschreiblich bewegt, und darüber erwachte ich.

Auch ein paar Worte von Polen.

(Götting. Taschenkalender 1795. S. 109—114.)

Wer in diesem kleinen Aufsatze die Wörter: Constitution, Revolution, Rebellion, Kosciusko*), Targowitz**), Jacobiner und französisches Geld sucht, wird gewiß vergeblich suchen. Vielleicht findet er aber hier und da einen kleinen Zug, der sich bei der Lectüre von Blättern gebrauchen läßt, in denen jene Wörter vorkommen. Es ist ein bloßes Sittengemälde, das zwar nur wenig umfaßt, aber dennoch auf das Ganze schließen läßt, klein, aber von großer Wahrheit. Man ist zwar in Deutschland nicht bloß unter Ge-

*) Thaddäus Kosciuszko, geb. 1756, gest. 1817 zu Solothurn, in Folge eines Sturzes mit dem Pferde. Sein Leichnam 1818 in Krakau beigesetzt.

**) Polnische Stadt; bekannt durch den Abschluß der polnischen Conföderation vom Jahre 1791, welche den Untergang des Königreichs mit beförderte.

lehrten, sondern selbst in den minder unterrichteten Classen von Menschen, von dem Vorurtheil zurückgekommen, als gäbe es in Polen Nichts, als adliche Despoten, Kantschuhe, schmutzige Juden und Weichselzöpfe. Allein wie es, trotz der Bemühungen so vieler vortrefflichen Männer, noch hier und da unter diesem braven Volke aussieht, werden die Leser aus diesem kleinen Beispiele beurtheilen können. Warum es aber so aussieht, ist eine Frage, die schwerlich Jemand, der kein Ex-Jesuit ist, mit Präcision wird beantworten können. Ob es je anders werden wird, ist noch schwerer zu entscheiden. Vielleicht denkt man an diesen Schlamm, wenn man einmal mit dem Pontinischen fertig sein wird.

Ich sah, sagt der Bischof Kosakovski*) (1792 Coadjutor von Lithauen), da, wo ich mich aufhielt, und selbst auf dem Wege, erschreckliche Figuren einherschleichen, welche die Pferde scheu machten und mit Lumpen behangen waren, männlichen und weiblichen Geschlechts. Die noch unmündigen Kinder lernten die Lebensart ihrer Ältern — und gleichwohl war die Erde fruchtbar und fett, welches mich augenscheinlich überzeugte, daß es nur an Lehrern fehle, welche den Fleiß beleben, Sittlichkeit pflanzen, und ihrem Nächsten aus dem Stande der Ohnmacht helfen möchten. Den Pfarrer traf ich auf dem Kirchhofe lärmend und scheltend an. Er war ein untersetzter, starker,

*) S. die bekannten Nachrichten von Polen im 1sten Theil. Anm. des Verfassers.

schwarzer [von Gesicht nämlich] und runzeliger Mann, dem die Augenbraunen über die Augen hingen. In der Hand hielt er einen Stock und sah mich kaum mit halben Augen an. Ich wollte dieser donnernden Miene nicht entgegengehen, sondern ging in die Kirche. [Nun höre man, was für ein christliches Gotteshaus dieses war]. Neben der Thüre erblickte ich mehrere Halseisen, eiserne Schellen für Hände und Füße, und Ringe für den Leib angeschlagen, und an der Thüre selbst hingen zwei aus dicken Seilen zusammen gedrehte Peitschen. [Mein Gott! war denn niemand da, die Worte darüber zu schreiben: Mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht!] Beim Eingange in die Kirche lagen auf der einen Seite allerhand unbekannte Geräthe, Hörner auf den Kopf zu setzen und ein großer Strohkranz [vermuthlich Schimpfschmuck für arme Wild- und Felddiebe, denn daß sie bei Copulationen gebraucht worden wären, ist nicht wahrscheinlich], in kleine Tücher gehüllte Götzen und dergleichen. Auf der andern Seite war eine große, mit einem starken Vorhängeschlosse verwahrte, Sparbüchse [vermuthlich der Hausgötze des schwarzen Mannes], und dabei das Weihwasser. Einige vierschrötige, mit gehörigen (Aufklärungs-)Prügeln versehene Kerls, hatten beim Eingang in die Kirche die Wache. [Was war das? Nöthige sie herein zu gehen? oder nöthige sie wegzulaufen?]. Der Gottesdienst [so wie etwa der Kirchhof eine Sanitätsanstalt ist] fing sich mit einem durchdringenden Geschrei auf dem Kirchhofe an [also mit Heulen und Zähn-

klappen]; ich ging geschwind hervor und sah den Herrn Pfarrer mit Chorhemd und Stole bekleidet, das Kreuz in der Hand haltend, über einem auf die Erde gestreckten Unglücklichen stehen, welchen unter geistlichen Ermahnungen zwei Kerls mit zwei dicken [leiblichen] Stricken bläuten. [Wenn solche Ermahnungen die von der Natur eigentlich zu ihrem Empfang bestimmte Stelle treffen, so wird wenigstens dem unanständigen Niedersitzen während des Gottesdienstes dadurch vorgebeugt]. Acht oder zehn wurden so nach der Reihe hingelegt. Aus dem geistlichen Unterricht selbst erfuhr ich die Ursachen, daß dieses die Strafe dafür wäre, daß

1) diese Leute zu ihren Hochzeiten, Kindtaufen und Begräbnissen das Getränk bei Juden, als Feinden Christi, mit Vorbeigehung der Schenke (des Freundes Christi) des Herrn Pfarrers genommen hatten, wo es theurer und schlechter, und oben drein mit kleinerem Maaß geschenkt wurde, aber sonst ohne allen [kirchlichen] Makel war.

2) Daß sie sich bei Ketzern, Juden und Ungläubigen vermiethet hatten; und

3) daß sie dem *) Ruf des Herrn Pfarrers zur Bebauung der [heiligen] Erde seiner Äcker [vermuthlich für bloße auf den Himmel gestellte Assignate], nicht wollten gebrauchen lassen.

Deutscher Landsmann, der du dieses liesest, hebe deine Hände auf zum Himmel und danke ihm, daß er dich in ein

*) Daß sie sich auf den (?).



Land gesetzt hat, wo es freilich auch Halseisen gibt, aber bloß zu deiner Sicherheit, und Schellen, in die dich Niemand schmieden kann, als du selbst durch deine Thaten; segne das Land, wo kein Sterblicher die Macht hat, dich auf den Kirchhof hinzustrecken, als wiederum nur du durch deine Ausschweifungen, oder der Todtengräber, oder höchstens der Arzt; wo dir geistliche Ermahnung und Lehre aller Art überall frei und offen steht, und wo du dich zur leiblichen immer mit Muthwillen selbst drängen mußt; und endlich das Land, wo, wenn auch Kopfzierden aufgesetzt werden, wie die, die da in der Kirche lagen, sie doch nie den armen Wildbieb krönen, sondern nur den armseligen Jäger selbst, der nicht Mann genug war, oder nicht Kopf genug hatte, das Bißchen Wildpret zu hüten, das in seinem häuslichen Park, zwischen Tisch und Bett, friedlich einherging.

Das Luftbad.

(Götting. Taschenkalender 1795. S. 115—126.)

In unserm Taschenbuche von 1792 *) haben wir einige Nachricht vom Seebad gegeben, und nachher mit Vergnügen bemerkt, daß unsere Vorschläge nicht ganz fruchtlos gewesen sind. Der Himmel gebe, daß es die Bäder selbst eben so wenig sein mögen, woran wohl nicht zu zweifeln ist. Würden auch in einem Jahr nur zehn Krankheiten damit abgewaschen, so wäre der Nutzen schon sehr groß, zumal in dieser traurigen Zeit, wo die Arzneien täglich theurer und die Krankheiten immer wohlfeiler werden. Diesen Artikel wollen wir dem Luftbad widmen, das vermuthlich die wenigsten unsrer Leser noch in dem Lichte werden betrachtet haben, in welchem es hier erscheinen wird.

Ehemals badete man sich bloß im Wasser, und sehr viele Völker, namentlich die gesundesten, kennen bis diese Stunde

*) Sollte heißen 1793, S. oben S. 11.



noch keine andere Bäder als See- und Flußbäder. Hätten sie auch schon einige darüber, so haben sie doch die Wörter nicht dazu, und das ist gerade so viel, als hätten sie gar Nichts. In der Christenheit badet man sich jetzt in allen vier Elementen, und da, wo man deren fünfe zählt, obendrein auch im fünften. Erstens im Wasser; zweitens im Feuer, so weit man es vertragen kann, dahin gehören die russischen Schweißtreibhäuser, und die den Alten schon bekannte Insolation*) und Aprication**), das Sonnen, wenn man diese nicht etwa lieber ein Lichtbad nennen will; drittens in der Luft, wovon wir sogleich reden werden; viertens in der Erde. Dieses Bad sowohl als das Wort dazu, ist eine Erfindung des berühmten Dr. Graham***), des Erfinders des himmlischen Bettes. So kostbar sein himmlisches Bett war, so wohlfeil ist sein Erdbad. Man läßt ein Loch in die Erde graben, so tief, daß man darin bis an den Hals stehen kann, und stellt sich nackend hinein, läßt alsdann wieder Erde hinzuwerfen, und etwas fest anstampfen bis an den Hals. Es darf nichts frei bleiben, als der Kopf, selbst die Arme nicht, daher man sich in ameisenreichen Gegenden die Ameisen wedeln lassen muß. Auch die Hunde müssen entfernt werden, weil diese manche Köpfe leicht für Ackersteine halten möchten. Es soll dieses Bad

*) Bestrahlung, durch die Sonne.

**) Aufenthalt im Sonnenschein.

***) S. Th. 5. Seite 355. 356.

ein Mittel wider sehr viele Übel sein, fast so wie das Grab selbst, das am Ende alle heilt, und Graham's beide Erfindungen, Erdbad und himmlisches Bett, in sich vereint. Der gelehrte Erfinder hat auch eine Theorie davon gegeben; sie ist aber etwas verwickelt, und erwartet noch ihre Bestätigung erst von der Erfahrung. Der Dr. selbst hat es einigemal ohne Schaden gebraucht; Andere wollen es nicht rühmen. Es gehört also in der Materia medica in die reiche Classe von Arzneimitteln, die zuweilen nicht schaden. Fünftens endlich das Bad im fünften Element, ich meine das elektrische. Hierzu könnte man noch ein sechstes rechnen, Mesmers magnetisches Bad, und endlich bloß der Zahl Sieben zu Liebe, das Quecksilber- oder Mercurialbad. Dieses paßt freilich nicht so ganz hierher. Wer indessen Philosophie studirt hat, wird mir diese Einschaltung leicht vergeben, und bloß der Unstudirten wegen merke ich an, daß man es mit dem Verpacken von Begriffen hält, wie mit dem Verpacken von Waaren. Wenn Alles in der Kiste ist, was eigentlich hineingehört, und es schlottert noch, so steckt man etwas Anderes dazwischen.

Daß den nackenden Körper ganz, einer angenehm kühlen oder auch selbst einer kalten Luft auf kurze Zeit auszusetzen, eben die Wirkung ungefähr thut, wie das kalte Bad, wenigstens die angenehme Wärme beim Ankleiden hervorbringt, wie ein mäßig gebrauchtes kaltes Bad, werden vermuthlich mehrere unserer Leser aus der Erfahrung wissen. Ja, bei der guten Wirkung des kalten Bades selbst ist es ungewiß, wie viel davon der Be-

rührung der Luft zugeschrieben werden muß, die nun, nachdem der Leib von allen unmerklichen Unreinigkeiten, die die Ausdünstung zurückläßt, gereinigt ist, desto näher an den Körper antreten, und die beste Wirkung in kurzer Zeit hervorbringen kann. Vermuthlich ist auch die Sache von Ärzten schon weiter untersucht worden, als mir bekannt ist. Ich führe hier nur an, daß Franklin, dessen flüchtigste Äußerungen immer mit Respect gehört zu werden verdienen, ein großer Freund von dem Luftbad gewesen ist. Besonders verdient aber hier erwähnt zu werden das, freilich sonderbare, Cabinetstückchen von einem Menschen, ich meine Burnet Lord Monboddo*), ein bekanntlich schwer gelehrter Mann. Der berühmte Schauspieler Foote nannte ihn eine elzevirsche**) Ausgabe von Dr. Johnson, vermuthlich weil sein Anblick weder an Koloß noch Bär, erinnert, wovon das Kaliber des erstern und die Sitten des letztern leicht jedem ins Gedächtniß kommen mußten, der das Glück hatte, den Doctor zu sehen, oder das Unglück, ihm zu widersprechen. Man weiß lei-

*) Monboddo, Jacob Burnet Lord. Geb. 1714 zu Monboddo in Schottland; gest. 1799. Richter zu Edinburgh. Schrieb: On the origin and progress of Language. 1773—1792. 6 Voll. 8. Ancient metaphysic, on the science of the universals. 1779—1799. 6 Voll. 4.

**) Elzevir oder Elzevier, bekanntlich eine berühmte Buchdruckerfamilie, die im 16ten und 17ten Jahrhundert in Holland (Leiden) blühte, und sich durch Feinheit und Zierlichkeit ihrer Typen auszeichnete.

der freilich, daß Lord Monboddo glaubt, die Menschen wären ehemals riesenmäßig und dabei geschwänzt gewesen; daß er sogar deßwegen den Weltumseglern Untersuchungspläne vorgelegt hat, die Sache aufs Reine zu bringen; daß er glaubt, er spreche das Griechische völlig so aus, wie man es ehemals zu Athen ausgesprochen habe; daß er sich mit Öl salbt, wie die Alten 2c. Alles dieses kümmert uns hier wenig, genug, er nimmt sehr oft ein Luftbad, das ist, er macht sich ganz nackend, in freier Luft, eine starke Bewegung, und glaubt, daß er es diesem Verfahren zu danken habe, daß er sich in seinem siebenzigsten Jahre noch so jung fühlt, als in seinem dreißigsten. Auch hat man mir erzählt, daß er die Fräulein Burnet, seine Töchter, zuweilen nöthigen soll, dieses Bad zu gebrauchen, welches wegen der großen Durchsichtigkeit der Luft und (da man bei Tage baden muß), der großen Scharfsichtigkeit der im Stande der Schuld Lebenden wegen, immer eine bedenkliche Cur ist. Dieses Alles war längst bekannt, und man achtete nicht viel darauf. Nun aber fängt doch die Sache an ernstlicher zu werden, wenigstens ist sie nun dahin gebracht, daß man davon reden kann, ohne zu fürchten, durch gesuchte unnütze Grübelei die Würde der Naturlehre, oder durch muthwillig scheinende Vorschläge die Majestät der Sittsamkeit und Unschuld zu beleidigen.

Ein englischer Arzt, Abernethy*), hat durch viele Ge-

---

*) Surgical and physiological Essays by *John Abernethy* P. II. London 1793. Die Abhandlung selbst ist überschrieben:

duld erfordernde Versuche gefunden, daß das, was in der Luft, die die menschliche Haut berührt, theils durch Übergang aus dem Körper in dieselbe, theils durch Eintritt aus ihr in den Körper vorgeht, große Ähnlichkeit mit dem bekannten Ein- und Ausathmungsprozeß durch die Lungen habe. Reine, dephlogistisirte Luft wird ungefähr eben so dadurch verändert, als durch das Ein- und Ausathmen. Da nun der Lungenprozeß bisher mit großer Wahrscheinlichkeit für den Hauptquell der Wärme warmblütiger Thiere gehalten wurde: so folgt daraus, daß, wenn diese Versuche richtig sind, der Mensch gleichsam über den ganzen Körper einathme, ohne es zu wissen, und also ohne sein Zuthun einen Zufluß von Wärme erhalte, der ihm bisher so unbekannt geblieben ist, als es für unzählige Menschen, noch bis jetzt, die Ausleerungen sind, die an der Oberfläche vorgehen. Erhält aber der Mensch Wärme durch Einathmen (so wollen wir es nennen) über die ganze Haut: so muß die Kleidung nothwendig ein großes Hinderniß für diesen Prozeß werden. Zwischen Fell und Hemd u. s. w. muß sehr bald eine Luft entstehen, die für den Prozeß nicht mehr taugt, und die Erstickung muß ihren Anfang nehmen, wenigstens zwischen Fell und Hemd. Gesicht und Hände athmen indessen

---

On the nature of the matter perspired and absorbed from the skin. Anm. des Verfassers.

John Abernethy, geb. zu Abernethy in Schottland, um 1763, gest. zu London 1831. Hunter's Schüler.

noch fort. Wer weiß, ob nicht bei dem schönern und wärmern Geschlecht, die die Grenzen der Nacktheit an Armen und Busen zuweilen etwas erweitert haben, ein dunkles Vorgefühl dieser neuen Wahrheit zum Grunde lag. Ja wer weiß, ob nicht, was, wo ich nicht irre, unser vortrefflicher von Cronegk geweissagt hat, eben aus diesem dunkeln Vorgefühl von Abernethy's Theorie, der tiefe Ausschnitt am Busen, und der hohe Abschnitt am Unterrock sich endlich einander auf halbem Wege begegnen und zum bloßen Feigenblatt unserer ersten Eltern zusammenschmelzen werden. So führt auch diese Theorie, so wie die neueste Politik auf eine baldige Wiederkehr vom paradiesischen Stand der Unschuld und Gleichheit. — Ein sehr netter Schluß, der unmittelbar aus Hrn. Abernethy's Erfahrungen folgt, ist, daß, wenn es einen in Kleidern friert, es einen deßwegen noch nicht gerade auch nackend frieren müsse. Denn es könnte uns ja bloß deßwegen in Kleidern frieren, weil der Wärmeerzeugungsprozeß nun über eine so große Fläche der Haut gehemmt ist, daß freilich die Nase und die Fingerspitzen den Verlust bald empfinden müssen. Wir berufen uns hierbei auf die Erfahrung. Man versuche es einmal und kleide sich nackend in einem Zimmer aus, das bis zu dem Grade kalt ist, daß man sich die Hände reiben und ein kleines Feuer wünschen möchte: so wird man deutlich bemerken, daß die unangenehme Empfindung von Kälte gar nicht zunimmt, wenigstens gar nicht in dem Verhältniß, in der man es nach einer solchen Entblößung erwarten sollte. Ja ich möchte fast sagen, man fände sich wär-

mer, wenigstens behaglicher. Es mag nun hier Wärme nach Abernethy's Vorstellung erzeugt werden, oder die kalte Luft mag wirken wie kalte Bäder überhaupt, und in der Haut sowohl als den Gefäßen die Spannung hervorbringen, die den Umlauf des Bluts begünstigt, und auf diese Weise erwärmen. Ja es kann Beides zugleich stattfinden, oder auch beides einerlei sein, nur anders gedacht. Genug, daß es im Ganzen wahr ist. Es scheint also nichts weniger als verwerflich zu sein, sich tagtäglich oder wenigstens zuweilen auf eine kurze Zeit nackend der Luft auszusetzen. Doch ist es unser ernstlicher Rath, ja dabei einen Arzt zu befragen, oder wenigstens, nach Maßgabe der Beschaffenheit des Körpers, behutsam zu Werk zu gehen, damit nicht in unserm Comtoir Klagen über Schnupfen, Zahnweh und Erkältungen einlaufen. Denn unser kleines Taschenbuch möchte lieber Alles in der Welt sein, nur kein: ***Jeder Mensch sein eigner Doctor,*** das wohl im Grunde nichts Anderes sagt, als: Jeder Mensch sein eigner Giftmischer. In wie fern durch Hrn. Dr. Faust's *) Vorschläge zu Kindertrachten, die Sache eingeleitet werden könnte, oder wie weit sich seine Vorschläge mit dieser Theorie vertragen, oder ob nicht von dieser Seite her selbst seine Vorschläge eine anständigere Einleitung

*) Bernh. Chph. Faust, geb. 1755 zu Rotenburg in Churhessen, gest. 1812, Hofrath und Leibarzt in Bückeburg. Berühmt namentlich auch durch seinen Gesundheitskatechismus, 1794.

hätten erhalten können, überlasse ich dem sehr würdigen und gewiß wohlmeinenden Manne selbst zur Entscheidung. Er hat sicherlich sehr viel Wahres gesagt, das aber wenig Eindruck gemacht hat, weil der Hauptgesichtspunkt, wie mich dünkt, etwas unanständig gewählt ist. Es wäre genug gewesen, nur einmal in einer einzigen Zeile auf so etwas hinzuweisen; man hätte ihn doch verstanden. Hat es nicht überhaupt eine besondere Beschaffenheit mit unsrer jetzigen Schriftstellerei, daß man über heimliche Sünden überall öffentlich schreiben kann, aber über öffentliche immer heimlich schreiben muß, wenn man nicht eingesteckt sein will?

So viel von dem Luftbad, das freilich den Nachtheil mit sich führt, daß man, um es zu gebrauchen, fast weiter Nichts nöthig hat, als im Freien das Hemd einmal über die Ohren zu ziehen. Alle die herrlichen Reisen nach fremden Gegenden fallen weg, und mit diesen auch die zu manchen Zwecken so zuträglichen Trennungen der im Himmel zusammengeschlossenen, ich meine die sogenannte Strohwittwenschaften. Die Ärzte müßten denn etwa zeigen, daß zu einem ächten Luftbad eine reinere und daher höhere Luftschicht nothwendig gewählt werden müßte, und sonach, den Harz oder die Bergstraße oder die Schweiz in Vorschlag bringen, wo dann freilich die Unternehmer Sorge tragen müßten, der Durchsichtigkeit und Scharfsichtigkeit zu begegnen, von der wir oben geredet haben.

Über Gewitterfurcht und Blitzableitung.

(Auf Verlangen.)

(Götting. Taschenkalender 1795. S. 127—144.)

Jetzt, da ich dieses schreibe (im Anfang des August 1794), zeigen sich bei uns, so wie an mehreren Orten, Spuren der Ruhr. Es sollen, wie man sagt, schon sechs Menschen daran gestorben sein; das wären also schon gerade noch einmal so viel in wenigen Tagen, als der Blitz Menschen in unserer Stadt in mehr als einem halben Jahrhundert *) getödtet hat; und wie

*) Die ältesten Menschen erinnern sich bloß dieser drei Fälle, die sich alle in den letzten sechs und zwanzig Jahren ereignet haben. Die hiesige Chronik, die sonst sorgfältig von Einschlagen spricht, erwähnt nur eines einzigen Falles, den man nicht einmal hierher rechnen kann, denn der Blitz traf nicht den Verunglückten selbst, sondern er wurde von Steinen getödtet, die der durch denselben entzündete Pulvervorrath umherwarf. Also hätte statt des halben Jahrhunderts ein weit größerer Zeitraum im Text gesetzt werden können. Anm. des Verfassers.

viele Menschen mag die Ruhr wohl in diesem halben Jahrhundert getödtet haben? Und doch ist man dabei sehr ruhig. Ich sehe sogar, daß man nicht einmal für die wohlfeilsten Ruhrableiter sorgt. Man geht noch immer in den dünnsten Westchen einher, obgleich der Wind schon über die Stoppeln weht; ja ich habe bemerkt, daß man noch vor wenigen Tagen hier und da bei offenen Fenstern schlief, die man bei Gewittern sehr sorgfältig verschloß; und doch hat man kein Beispiel, daß der Blitz je zu einem offenen Fenster hineingefahren wäre, da hingegen die Ruhr gar leicht in die Schlafkammern schlägt, wenn sie ein offenes Fenster findet, zumal, wenn sie unversehens, nach einem heißen Tage, mit einem kühlen Regen und einem feuchten Lüftchen ankommt. — Ist das nicht sonderbar? Wie würden sich wohl die Menschen in diesen Tagen verhalten, wenn die Ruhr, wie ein dickes, schwarzes Gewölk, oder gar wie ein dunkelgrünes, dergleichen Donnerwetter einmal Jemand gesehen haben wollte, am Horizont herauf, niedrig und langsam angezogen käme, die Spitzen der Bäume berührte, den Tag in Dämmerung verwandelte, und nun das bestimmte Schlachtopfer jedesmal mit einem Donnerschlag befiele, der die Häuser beben machte? Blitzen sollte es nicht dabei, doch um den Schlag anzukündigen, müßte etwa die Dämmerung einige Secunden vor demselben noch um einige Tintenstufen schwärzer werden. Ich glaube, des Singens und Betens würde kein Ende sein. Ja ich fürchte, selbst mancher Weise (sapiens) möchte sich von einem solchen Himmel etwas mehr als bloß decken lassen. Daß dabei

die tödtlichen Schläge sich noch besonders auszeichnen müßten, versteht sich. Wie da? Und doch schwebt jetzt ein solches Wetter über unsern Häuptern, nur ohne Donnerschläge und schwarzgrüne Wolken, die überhaupt gerade die Nebensache bei dem Handel wären, und wir setzen unsere Geschäfte ruhig fort. Nun bedenke man noch die Fieber-, Pocken- und Schlagflußwetter, die immer umherziehen und einschlagen. — — Doch wir überlassen diese Betrachtungen dem Leser, aus Furcht durch weiteres Ausmalen die Gattungen der Donnerwetter für manche Menschen zu vermehren, für die schon eine einzige zu viel ist. Nun zur Anwendung:

Also in Göttingen sind in einem halben Jahrhundert und darüber nur drei Menschen vom Blitze getödtet worden, und dieses, welches ein Hauptumstand ist, nicht einmal in drei verschiedenen Schlägen, sondern in zweien *). Ferner, so weit die Erinnerung alter Menschen und die hiesige Chronik reicht, hat der Blitz hier niemals gezündet, ausgenommen im Jahr 1555, zwischen Weihnachten und Neujahr, unsern damals viel höhern Jacobithurm, und dann einmal in einem Pulverthurm. Doch wurde nicht der Thurm gezündet, sondern das Pulver; also Wohnhäuser, so weit unsere Erfahrung reicht, eigentlich nie, und dennoch fürchtet man sich, wie ich höre, noch hier

*) Zwei Personen tödtete der Strahl am 16. Jul. 1768 auf einmal, und einen Dritten am 24. Jun. dieses Jahrs (1794).
Anm. des Verfassers.

und da bei einem Donnerwetter wie bei einer Belagerung. Ich bitte Euch, theuerste Phantasiekranken, wenn es donnert, einmal einen Augenblick nur an das Wort Belagerung zu denken und Euch allenfalls an unsere braven Landsleute, zum Beispiel in Menin*), zu erinnern, wo es überall donnerte und blitzte, überall einschlug, überall zündete und überall tödtete, und das in einer Viertelstunde mehr, als der Blitz bei uns in 500 Jahren. Und dennoch fürchtet Ihr Euch, die Ihr bei der herrschenden Ruhr gelassen bleibt? Also so viel vermag eine finstere Wolke und ein Bißchen Donner über Euch! O! ich fühle, daß es fast kindisch ist, selbst bei dem schweresten Donnerwetter, an die leichteste Belagerung zu erinnern, aber ich weiß auch, daß manche Menschen, die sich vor dem Tode fürchten, es gar wohl vertragen können, daß man sie mit Rettungsmitteln erstickt. Jemand, der sich aus Furcht nicht entschließen konnte, sich einen Zahn ausziehen zu lassen, ging mit hohem Muthe an das Werk, nachdem man ihn an die Gelassenheit erinnert hatte, womit Sokrates seiner großen Seele den Körper auszog. Wenns nur hilft. Jedermann ist Herr in seiner Geistesökonomie, und wir wollen uns nicht darum be-

*) Menin, kleine durch Vauban angelegte Festung in Belgien, an der Lys. Berühmt durch den Ausfall, welchen die Hannoveraner am 30. April 1794, unter der oberen Anführung des Generals von Hammerstein, machten, und wobei der damalige hannov. Artilleriehauptmann Scharnhorst sich namentlich auszeichnete.

kümmern, warum es gut geht, wenns nur gut geht. Ist doch wohl manche große Heldenthat, in der nachher der Geschichtschreiber auf der Stube große Plane witterte, gethan worden, auf daß eine Opernsängerin den Namen des Helden in den Zeitungen lesen möge. So wird die Welt regiert, also warum nicht ein Herz, das an der Donnerfurcht (Brontophobie) erkranket? Man schaffe Alles herbei, und denke sogar an seine braven Landsleute in Menin. Ich weiß, daß dieser Trost so wirksam gewesen ist, daß, während der Donner rollte, und der Regen wie Hagel an die Fenster schlug, der Patient dabei selbst über seine eigene Furchtsamkeit zu lächeln anfing, des Contrasts wegen. Er fühlte sich lächerlich und bei diesem Gefühl sehr wohl. Wirklich ist es auch die einzige Lage in der Welt, worin sich allenfalls ein Mann von Ehre mit Wohlbehagen lächerlich finden läßt, wenn er dem eingebildeten Todesstreich, den er ängstlich schon über sich schweben sieht, dadurch entgehen kann, daß er sich dem wohlgemeinten Spotte eines gutmüthigen Freundes auf ein paar Minuten aussetzt. Besser aber, man spottet über sich selbst. Ich rathe also noch einmal, beim Donnerwetter an Belagerung zu denken, das Lächeln über sich selbst wird schwerlich ausbleiben. So viel gegen unsere armen Phantasiekranken. Nun aber auch ein Wort für sie.

Zum Theil liegt freilich der Grund von jener übermäßigen Furcht da, wo noch so mancher andere von unserm Elend liegt, in der Erziehung. Horch! der liebe Gott zürnt, sagt

man Kindern, wenn es donnert, aber nicht Siehe! Er zürnt, wenn man ihre kleinen Mitbrüder bei einer Pockenepidemie zu halben Dutzenden an einem Tage zu Grabe trägt. Diese traurige Vorstellung wird dann ferner noch durch eine andere sehr alltägliche begünstigt, daß der liebe Gott seinen Wohnsitz unmittelbar über den Wolken habe, so wie diese wiederum Unterstützung durch Mythologie erhält, die man immer noch (freilich mit Recht) neben dem Christenthum hertreibt. Hierzu kommt dann unwandelbare, menschliche Natur; die unwiderstehliche Macht des Klanges über unser ganzes Wesen. Selbst die gefühllosesten Menschen werden durch den Donner der Pauken bei einem: Herr Gott dich loben wir, an einem Dankfest, dem übrigens ihr Herz beipflichtet, zu Thränen hingerissen; und Händel's majestätisches: Gib ihnen Hagelsteine für Brod (*Give them hailstones for bread*), wirkt mit der Macht des Donners auf die Versammlungen. Auch der Wilde fürchtet den Knall der Kanone schon, ehe er noch die Wirkung ihrer Kugeln kennt. Ich möchte wohl wissen, ob man Beispiele von Taubgebornen hat, die sich vor dem Gewitter gefürchtet haben. Wenn mich mein Gefühl nicht täuscht, so glaube ich, ich würde mich ehemals wenig oder gar nicht vor einem Gewitter gefürchtet haben, das nicht gedonnert hätte. Jetzt kann es dem Guthörenden wenig helfen, wenn er die Ohren zuhält, aber daß es doch, etwas wenigstens, helfen soll, haben mich große Kenner aus eigener Erfahrung versichert. Gegen diese durch schlechte Erziehung erst eingepflanzte und dann durch

menschliche Natur von einer Seite begünstigte Furcht, weiß ich in der Welt keinen Rath, als man lehre den Patienten Wahrheit in ihrer reinsten Form, die schadet niemals. Man erkläre ihm, was das Gewitter ist, ohne leichtsinnige Herabsetzung noch ängstliche Übertreibung der Gefahr. Man vergleiche die Gefahr dabei mit der von Krankheiten, wie wir oben gesehen haben, und zeige mit aller der Stärke, die man dem Satze, ohne tiefe Einsicht und ganz ohne Rednerkünste so leicht ertheilen kann, daß die Gewitter die leichtesten Epidemien sind, die einen Landstrich befallen können. Eigentlich gar keine. Der Schlagfluß, vor dem kein Mensch einen Augenblick sicher ist, tödtet in jedem Städtchen in einem Jahre mehr Menschen, als der Blitz in einem großen Lande, in zehn. Man sage ihm, daß der Blitz, dessen Donner die Erde beben macht, sich durch ein wenig Draht oder ein Bißchen Vergoldung hinleiten läßt, wo man ihn hin haben will. Daß er Menschen tödtet (jedoch nicht einmal alle die er trifft), habe er mit jedem fallenden Dachziegel, und daß er Häuser anzünde, mit jedem verwahrlosten Lichte gemein. Bei weiten die wenigsten Feuersbrünste rühren vom Blitze her, gerade so wie bei weiten die wenigsten gewaltsamen Todesarten. Man sage ihm dieses. Kann er sich bei dieser Lehre des Lächelns nicht enthalten (welches Gottlob! gewöhnlich der Fall ist), desto besser. Ja ich rechnete schon zum voraus auf dieses Lächeln, als ich es niederschrieb: daß bei weiten die wenigsten Feuersbrünste vom Blitze herrührten. Es ist immer gut und selbst angenehm, Furcht und Trost sich auf einer

Stelle begegnen und becomplimentiren zu lassen, wo der Rangstreit längst entschieden ist. Wenigstens für einen Dritten. Wäre es möglich, unsere tagtägliche Feuersgefahr durch Donner anzudeuten, es würde nicht aufhören zu donnern, zumal an Orten, wo man des Nachts im Bette studirt. Gottlob, daß die meisten dieser oft nahen Schläge kalt sind. So viel von Gewitterfurcht für den Menschen, der seiner Vernunft noch mächtig ist. Er wird nach einiger Übung finden, daß zwar der Donnerschlag bei ihm Nichts von seiner Erhabenheit und Größe verlieren, aber in ihm eben das seelenstärkende, hohe, andächtige Gefühl, ohne alle Furcht, erwecken wird, womit ihn der Paukendonner bei einem: Herr Gott dich loben wir rc. erfüllt. Was ihm sonst schrecklich war, wird ihm nun eine Art von Unterhaltung werden, die er außer dem Trost, den er andern Anwesenden damit reicht, sogar erblich machen kann. Ein kleiner Wink für Hausväter und Hausmütter, den ich zu verstehen bitte. — Armseligen Nervenkranken kann freilich nicht gepredigt werden, für die ist die Kirche aus; man muß sie dem Arzt übergeben, der sie nach der Apotheke begleitet: ein Spaziergang, der, die Begleitung des Arztes abgerechnet, an manchen Orten ohnehin schon sehr gewöhnlich sein soll.

Aber nun! Wenn es gar in unsrer Macht stände, diesen Blitz, vor dem wir uns, der Paukenparade wegen, womit er sich zeigt, so sehr fürchten, ganz von unsern Häusern, wo nicht zu entfernen, doch eben so unschädlich für sie zu machen, und ihn eben so von uns abhalten zu können, wie wir von uns und unsern Meubeln den

Regen durch Dächer abhalten. Aber dieses können wir. Und zwar gerade mit der Zuverlässigkeit, mit der wir uns gegen den Regen unter einem guten Obdach, und gegen den Sonnenstich unter einer dichten Laube, verwahren. Daß dieses nicht Jedermann glaubt, ist nicht zu verwundern. Wir haben so selten Gelegenheit die Probe zu machen, weil leider! jene Schirme gegen den Blitz noch immer nicht den allgemeinen Eingang finden wollen, der nöthig wäre, jene Überzeugung endlich zu bewirken. Wäre zum Beispiel eine ganze Stadt mit Blei oder Kupfer gedeckt, so daß auch kein Stall ohne ein solches Dach wäre, und würden diese Dächer alle gehörig durch Metall mit der Erde verbunden: so würde man gar nichts mehr von schädlichen Wirkungen des Blitzes an diesem Orte hören, ja man würde am Ende gar nicht mehr wissen, ob und wo der Blitz herabgefahren sei, wenn er herabgefahren wäre. Nach einer Generation würde sich alles Schreckliche hierbei völlig verlieren; man würde dem Donnerwetter, das man jetzt wie eine Belagerung fürchtet, zuhören, wie der Kanonade bei einer Musterung, und dem Wetterstrahl zusehen wie einem Lustfeuer. Hörte man von andern Orten her, daß unarmirte Häuser vom Blitz gezündet oder Menschen in denselben getödtet worden wären, so würde man dieses eben so wenig seltsam finden, als daß es Jemanden auf seinen Speicher regnet, wenn das Dach nicht verwahrt ist, oder daß Jemand bei einem Gewitter naß wird, der sich nicht unterstellt. So muß es kommen, wenn alle Gewitterfurcht sich von der Erde verlieren soll. Man muß nur deut-

lich und anschaulich einsehen lernen, daß man sich vor dem Blitze sichern kann, wenn man will. Wer es nicht thun will, gut, *habeat sibi*, wenn er getroffen wird oder ihm sein Haus abbrennt. Ich habe oben das Donnerwetter mit der Ruhr verglichen, vielleicht schadet es nicht, es hier noch zu guter Letzt einmal mit der Winterkälte zu vergleichen, also Wetter mit Witterung. Eine strenge Kälte ist etwas sehr viel Fürchterlicheres und Gefährlicheres als alle Donnerwetter von sechs Sommern zusammengenommen, ob es gleich gemeiniglich sehr stille dabei hergeht. Warum fürchtet man sich nicht davor? Deßhalb weil wir sichere Ableiter für dieselbe haben, Brennmaterialien und Kleidung. Wenn wir auch hören, daß Menschen, denen ihre Geschäfte oder ihre Armuth nicht verstatteten, die Ableitung gehörig anzubringen, um ihre gesunden Glieder oder gar um ihr Leben durch die Kälte gekommen sind; so beklagen wir diese Unglücklichen mit Recht, aber die Kälte selbst wird uns durch solche Beispiele nicht schrecklicher, weil wir wissen, woran die Schuld lag. Eben so und nicht um ein Haar anders verhält es sich mit dem Blitze. So weit hat man es in der Naturkunde gebracht. Die Häuser werden von ihm gezündet und Menschen von ihm getödtet, weil sie nicht für Ableitung desselben gesorgt haben. Der Mensch, der sich bei einem Donnerwetter unter einen hohen Baum stellt, handelt eben so unvorsichig, als der, der sich bei einer strengen Kälte im Freien dem Schlafe überläßt. Wir wissen jetzt mit dem Grade von Zuverlässigkeit, daß man sich vor dem Blitze verwahren kann, mit dem wir es von

der Kälte wissen. Daß man an die Verwahrung gegen den ersten nicht so gern geht, weil sie eines Theils kostbar und andern Theils das Einschlagen sehr selten ist, ändert hier für unsere Betrachtungen schlechterdings nichts. Genug, daß der Satz außer allem Zweifel ist: Die Menschen werden vom Blitze getroffen und ihre Häuser angezündet, weil sie es nicht anders haben wollten. Was die Ursache hiervon ist: Knauserei, Leichtsinn, Unwissenheit oder sonst Etwas, darum haben wir uns hier nicht zu bekümmern.

Aber bleierne und kupferne Dächer sind kostbar. Freilich. Aber sie sind auch glücklicherweise zu unsrer gegenwärtigen Absicht nicht nöthig. Es ist schon vollkommen hinreichend, wenn nur die Schornsteine, die Firsten und alle hervorstehende Ecken der Gebäude mit zusammenhängenden Streifen, von Blei oder Kupfer belegt, und alle diese Belegungen mit ähnlichen Streifen, die man an der Wand des Hauses herunter an die Erde führt, in Verbindung gebracht werden. Die hohen und spitzen Stangen können ganz wegbleiben. Unsere Absicht ist nicht, hier diese Einrichtung zu lehren. Ohne Zeichnung würde Vieles gar nicht verstanden werden, und selbst der nöthige Unterricht würde ein eignes Taschenbuch für die Liebhaber erfordern. Wir geben also bloß irgend einem künftigen Verleger hiermit den Wink zu einem solchen Taschenbuche, ohne uns, weder um den Titel desselben, noch den davon zu erwartenden Vortheil, und am allerwenigsten um die Taschen der Deutschen zu bekümmern, die, nach dem zu urtheilen, was sie bisher hineingesteckt haben, ohnehin

unmöglich viel kleiner als Maltersäcke sein können. Wir verweisen aber dafür mit Ernst auf ein Werk, das Niemand unbekannt bleiben sollte, den der wichtige Gegenstand, von dem hier die Rede ist, nur im mindesten interessirt, nämlich auf Hrn. Reimarus*) neuere Betrachtungen vom Blitze, die in diesem Jahre (1794) zu Hamburg erschienen sind. Das Werk ist von der einen Seite eben so lehrreich für den größten Kenner, als es von der andern herablassend für die gemeinste Fähigkeit ist. Amtleute und Prediger, oder sonst irgend ein Stand in der Welt, zu dem sich der Leidende flüchtet, und von dem er mit Recht Hülfe und Belehrung erwartet, sollten dieses Buch kennen, um rathen zu können. Will man nicht folgen. Auch gut. Nur spreche man alsdann vom Erschlagenen oder von dem vom Blitze Abgebrannten nie anders als von dem Erfrornen. Es ist völlig einerlei. Der Unterschied, wenn einer da ist, liegt bloß in unserm Leichtsinn, in unserer Nachlässigkeit, und leider! freilich etwas in unsrer Dürftigkeit, und was können die in der Welt nicht verderben? Vielleicht wäre es gut, um wenigstens dem Furchtsamen, dem es bloß auf persönliche Sicherheit ankommt, einige Hülfe zu verschaffen, wenn man an jedem Ort ein Gebäude, oder ein Paar recht gut gegen den Blitz sicherte, wo man bei einem schweren Donnerwetter hineingehen, oder sich auch incognito hineintragen lassen könnte. Es könnte

*) Johann Albert Heinrich Reimarus, Dr. med., Professor der Naturgeschichte und Naturlehre zu Hamburg. Geb. daselbst 1729, gest. in Ranzau 1814.

dazu die Kirche oder auch das Hauptwirthshaus, die Schule, die Badstube u. s. w. ausersehen werden. — Am meisten ist es zu verwundern, daß die Großen und Reichen, die sich vor dem Gewitter fürchten, nicht mehr auf ihre Sicherheit und Ruhe dabei denken. Wollten sie auch nicht ihre ganzen Schlösser und Palläste sichern lassen, wie leicht könnte nicht ein niedlicher kleiner Pavillon im Garten dazu eingerichtet werden? Man kann kaum, wenn man nur etwas von einem Baumeister oder Dichter ist, dem Trieb widerstehen, allegorische Verzierungen und Sinnsprüche für einen solchen Schlupfwinkel zu erfinden, in den sich die Götter der Erde verkriechen, wenn der Gott des Himmels zu donnern anfängt.

Über das Eselslehn und die ehemalige Weiberpolizei in Darmstadt.

(Götting. Taschenkalender 1795. S. 145—156.)

Nachstehende Erzählung entlehne ich wörtlich aus der vortrefflichen hessischen Geschichte meines würdigen und gelehrten Herrn Landsmanns des Hrn. Consistorialrath und Prof. Wencks *) zu Darmstadt. Der Inhalt derselben scheint, flüchtig betrachtet, etwas stark verfänglich für die Ehre der hessischen Damen des 15ten und 16ten Jahrhunderts. Nur bitte ich ums Himmels willen, wenn ich hier von Ehre und Verfänglichkeit spreche, meine Worte nicht gleich wieder selbst in dem verfänglichsten Sinne zu nehmen. Es ist hier bloß von derjenigen Damenehre die Rede, die die Begleiterin jener stillen Sanftmuth, jener himmlischen Nachgiebigkeit und jener unüberwindlichen

*) Helfrich Bernh. Wenck, geb. zu Idstein 1739, gest. 1803. Schrieb: Hessische Landesgeschichte, 3 Bd. 1783—1803; auch mehrfach aufgelegte und zum Theil umgearbeitete (durch Grotefend) lateinische Schulgrammatiken.

Stärke, die in dem stillen Geständniß natürlicher Wehrlosigkeit liegt, bei allen gesitteten Völkern seit jeher gewesen ist. Für diese Ehre, sage ich, scheint die Erzählung etwas verfänglich, für keine andere. Denn an Verscherzung desjenigen, was jetzt Damenehre, und, wie mich dünkt, mit Recht ausschließlich heißt, konnte man damals nicht denken, denn das ist, wie sich leicht erweisen ließe, wenn hier der Ort dazu wäre, offenbar eine neue Erfindung. Auch scheint bloß die Erzählung diesem ehrwürdigen Geschlecht allein nachtheilig. Ein großer Theil kommt sicherlich dabei auf die Rechnung des andern. Es ist, wie man finden wird, bloß vom ehelichen Menschen die Rede. Aber wer nicht weiß, daß der verheirathete Mensch bloß einfach aussieht, aber wirklich ein einziges an sich ganzes, vierfüßiges Geschöpf ist, der weiß fürwahr sehr wenig, und muß entweder selbst nicht vierfüßig sein, oder nicht verdienen es zu werden. Wird also, wie wir sogleich hören wollen, die eine Hälfte, ich meine die Frau, auf den Esel gesetzt; so möchte ich wohl wissen, wie es nur möglich ist, den Mann nicht sogleich mit darauf zu setzen. Bringt der Mann die Frau selbst darauf, es gehe nun zu, wie es wolle, so thut Sie weiter nichts, als was Er Ihr entweder schon vorgethan, oder Sie wenigstens in der Hoffnung gelitten hat, daß Er Ihr sogleich nachsteigen werde. — Ich setze nun die Erzählung mit des Hrn. Consistor.-Raths eignen Worten her, und in Wahrheit mit nicht geringem Vergnügen, nicht sowohl, wie man leicht denken kann, weil ich selbst aus dem

Lande stamme, worin das Eselslehn ehemals Statt fand (so etwas verschwiege ich wohl, wenns weiter nichts wäre), sondern meinen verehrungswürdigen jetzigen Landsmänninnen hierdurch öffentlich meine Hochachtung dafür zu bezeigen, daß sie ihrem deutschen Vaterlande nun mit Triumph zurufen können: so waren wir ehemals leider! aber thut uns den Gefallen, kommt und seht, was wir jetzt sind; da man in mancher Provinz unsers lieben Vaterlandes gar oft hört: leider! ist es nun freilich mit uns so, aber thut uns den Gefallen und seht in die Chronik, da werdet ihr finden, was wir wenigstens waren.

„Der alte, männliche Teutsche," heißt es in der oben genannten Schrift S. 519, „kannte keine größere Ehre als Tapferkeit, fand also auch nichts Schmählicheres als Weiberschläge. Das war eine Beschimpfung des ganzen männlichen Geschlechts, und so strafte man es auch. Die hiesige Stadt (Darmstadt) wagte jährlich zwölf Malter Korn daran, die der adelichen Familie von Frankenstein unter dem Namen des Eselslehns zu Bessungen (einem Dorfe nahe bei Darmstadt) fielen, und die sie zuweilen wieder als Afterlehn an andere verlieh, zuletzt aber selbst behielt. Der Einhaber des Lehens mußte auf Erfordern der Stadt durch einen besondern Boten einen Esel schicken, auf dem die unteutsche Frau, die ihren Mann geschlagen hatte, nach Urthel und Recht durch die Stadt ritte. Das Recht, den Esel zu führen, hatte seine Einschränkung. Hatte die Frau ihren Mann durch hinterlistige Bosheit, ohne

daß er sich wehren konnte, geschlagen, so führte ihn der Frankensteiner Bote: war aber der Mann in offner, ehelicher Fehde mit der Frau zu Schlägen gekommen, so mußte er den Esel selbst leiten. [Sehr recht, wie mich dünkt.] Nachher wurde dieser Esel, vermuthlich auf Anrathen einer gescheidten Frau, gebraucht, sonst ungezogene Männer zu bestrafen, denn im Jahr 1536 schrieben Bürgermeister und Rath zu Darmstadt an die Herren von Frankenstein: „Unsern freund-„lichen Dienst zuvor. Ehrenveste besonders gute Freunde. Wir „wissen Euch nicht zu verhalten, wie daß etliche Bürger unter „uns haben, die sich ungebürlich und übel gehalten haben, daß „wir sie in Willens uff nechst Aschermittwochen nach unserm „alten Herkommens und Gebrauch zu straffen. Dieweilen nun „allewegen zu solcher Straffe uff Eschermittwochen die von „Franckenstein oder ihre Lehenträger so das Lehen inne gehabt „haben genannt Eßels Lehen, davon dann etlich Korn zu „Bessingen gefällig ꝛc. Derhalben an Euch unser freundlich „Gesinnes und Begehren, Ihr wolt uns uff genannten Dag „solchen Esel sambt dem Mann zu früher Tageszeit zuschicken, „damit wir an unsern Sachen und Fürnehmen ohngehindert „bleiben, wollen wir uns also unserm alten Gebrauch nach „gäntzlich zu Euch versehen und im gleichen und mehreren umb „Euch zu verdienen geneigt sein. Darmstadt uff Montag Mathei „Apostoli. Anno 1536.“ Zu andrer Zeit aber verwahrten sich die Herren von Frankenstein ausdrücklich, daß sie den Esel nur gegen die bösen Weiber, die ihre Männer geschlagen, zu

stellen verbunden seien. Und dieses bewährt ein, sowohl dem Inhalt, als seinem Bürgerstyl nach, merkwürdiges Schreiben von Schulteis und Scheffen des bössen Hunderts zu Darmstat*) an Junker Hans von Frankenstein und dessen Bruder Georgs Kinder: „Unsern willigen Dienst mit Fleiß „zuvor. Erbaren und vestigen lieben Juncker. Es hat sich bei „unsern Nachbauern zu Darmstat Zweidracht, Zanck, Unenigkeit „zwuschen etlichen übermutigen, stoltzen, pistigen und bossen „Weibern erhaben, die sich haben uffgeworffen gegen yren „Männern, und haben sie underſtanden yre Männer zu schla„gen, undt deren auch etliche das volbracht haben. Sollicher „Gewalt, Frebel und Uebermut ist wider ein ganzen Samm„lung einer Gemein, auch sonderlich wider das Burcklohn, und „das bose Hundert, und diweil es dann in unser Straff so „hart vervallen ist, und unß in keinen Wegk will geburen „nachzulassen — — so ist es unser ernstlicher Fursaz dieselben „zu straffen, bit und an seiner Ewer Vestn, uns zu Hilff zu „kommen nach altem Herkommen, wegen als mit dem Esel „und den Mann daruff zu schicken, und wolt uns nit säumen

*) Schultheiß und Schöffen vom bößen Hundert geben sich in den Acten nicht nur selbst diesen Titel, sondern empfangen ihn auch von Andern. Es scheint ein Ausschuß aus der Bürgerschaft gewesen zu sein, der in Polizei- und Criminalsachen zu sprechen, auch vielleicht für die Verwahrung der Vestung zu sorgen hatte, und daher den Namen des bößen Hunderts erhielt. Anmerk. des Originals.

„oder verhindern sunderlich den Esel uff erste Dinstage mit dem „Mann zu schicken, so wollen wir uff genannten Dinstag Mor„gen fru unsern Statboten zu uch schicken, der soll den Esel „und den Mann geleiten gein Darmstat rc. Datum uff des „Herrn Vasenacht." — Noch im Jahr 1555 forderte der Fürstl. Keller, Johann Sanger, weil wieder einige Weiber ihre Männer geschlagen, den Frankensteinischen Esel nach Darmstadt, mit dem Anhang, daß ihn die Herren von Frankenstein nicht allein hierher, sondern im Nothfall auch nach Pfungstadt, Nieder-Ramstadt, und andere Orte der Obergrafschaft (Katzenelnbogen) zu stellen hätten, gegen welches Letztere aber Ludwig von Frankenstein in der Antwort heftig protestirte [vielleicht seine Gemahlin durch ihn]. — Wie hat sich, ruft der Herr Verfasser mit Recht aus, seit der Zeit die Welt verfeinert! Wie ist es mit der weiblichen Sanftmuth ganz anders geworden! Daß in Darmstadt insbesondere der Frankensteiner Esel, oder Schultheiß und Schöffen vom bösen Hundert dazu beigetragen, wird Niemand vermuthen, wenigstens schweigen die Acten davon. Genug, man fand im folgenden Jahrhundert weder Esel noch Eselslehen mehr nöthig. Auch muß ich zu Rettung hiesiger Stadt nicht vergessen, daß ihr dieses ungalante Verwahrungsmittel gegen die weibliche Übermacht nicht ausschließlich einheimisch war. Als sich 1593 eine Frau zu Maulbach, Amts Homburg an der Ohm, gegen ihren Mann ungehorsam erwiesen, und ihn sogar geschlagen hatte; so berichtete der dortige Keller, Georg

Rübig, den Vorgang an die Regierung zu Marburg mit dem unmaßgeblichen Bedenken, daß, wie ihn Etliche versichert, in solchem Falle, nach altem Brauch, die Frau auf einem Esel reiten, und der Mann, der sich schlagen lassen, den Esel leiten müsse. So weit der Verfasser.

Was man auch immer von der ganzen Sache denken mag, so dünkt mich ist der unmaßgebliche Zuruf des Herrn Keller, Georg Rübig, immer eine Sache, die Aufmerksamkeit verdient. Es müßte, dünkt mich, überhaupt in der Welt etwas mehr zugerufen werden, und zwar voraus, nicht hintendrein. Es fällt doch zuweilen etwas auf ein gutes Land. In der Türkei wird von den Nachtwächtern den Ehemännern eine kleine Erinnerung gegeben, die bei uns wegfällt, weil sie unnöthig ist; das bewahret Euer Feuer (Küchenfeuer nämlich) und das lobet Gott dem Herrn kommt auch ab. Wo will das hinaus? Ich lobe mir daher sehr das venetianische Criminalgericht, das sich immer beim Anfang einer Sitzung an den armen Müller (einen ehemals von ihm unschuldig zum Tode verdammten) laut erinnern läßt: Erinnert euch des armen Müllers! Und noch mehr gefällt mir König Philipp, von Macedonien, der sich täglich oder gar stündlich zurufen ließ: Philipp, du bist ein Mensch! Ja, wenn die Sprechmaschinen je zur Vollkommenheit sollten gebracht werden, wozu jetzt Hoffnung ist, so würde ich bei unsern Stubenuhren, statt des Kuckucks, der uns (sehr weltlich) bloß an den Frühling erinnert, die Worte vorschlagen: Du bist ein Mensch. Da

der Sylben gerade viere sind, so könnte der Hingang des ersten Viertheils durch: Du, des zweiten durch: Du bist, des dritten durch: Du bist ein, und endlich der ganzen Stunde vor dem Stundenschlag selbst durch: Du bist ein Mensch, angedeutet werden. Die Worte: Du bist ein ꝛc. müßten eine erstaunliche Wirkung bei schlaflosen Nächten thun, weil das Abbrechen des Urthels beim Artikel, nun einem, vor der gänzlichen Hinfahrt der Stunde, noch Zeit ließe sich selbst zu fragen: was man eigentlich sei? Ein wahrhaftes Vorbild des Lebens, wo man auch gewöhnlich erst beim Anfang des vierten Viertheils diese Frage mit Ernst an sich thut. Überhaupt, glaube ich, könnten keine Worte einen größern Eindruck auf irgend einen Menschen machen, er sei König oder Bettler, als die: Du bist ein ꝛc., auf einem einsamen Spaziergange vom Himmel herab gegen ihn gesprochen; oder, wenn es ein Frauenzimmer wäre: Du bist eine ꝛc. Wohl alsdann Dem oder Der, die ruhig horchen, und nichts als: rechtschaffener Mann oder rechtschaffene Frau für den Schluß der Versicherung erwarten kann! Welche Glückseligkeit und welches Verdienst, so in der Welt gelebt zu haben, daß man bei einer solchen Anrede vom Himmel das Substantivum mit Ruhe abwarten kann! Charaktere wie diese, würden gemeiner sein, als sie sind, wenn wir von der Natur Ohren empfangen hätten, schon zu hören, wenn es im Leben Ein Viertheil schlägt.

Wie kommt dieses Alles hierher, werden unsere Leser fra-

gen, zum Frankensteinschen Esel? Ich habe mich in Wahrheit über den König-Philipps-Uhren so verirrt, daß ich es kaum selbst mehr weiß. Doch nun erinnere ich mich. Die Verirrung fing sich mit der Klage über Mangel an Zuruf an, und da meinte ich bloß, daß es nicht schaden könnte, auch noch heut zu Tage dem vierfüßigen Ehethiere zuzurufen: Erinnere dich an den lieben Frankensteiner.

Von den Kriegs- und Fastschulen der Schinesen, nebst einigen andern Neuigkeiten von daher.

(Götting. Taschenkalender 1796. S. 121—146.)

So lange ich über Völker zu denken im Stande gewesen bin, habe ich immer gemuthmaßet, daß die Schinesen das weiseste, gerechteste, sinnreichste und glücklichste Volk auf Gottes Erdboden seien. Durch dieses häufige Muthmaßen habe ich es nun endlich so weit gebracht, daß ich wirklich und mit völliger Überzeugung, als wäre ich selbst dabei gewesen, glaube, daß diese Auserwählten des Himmels alle unsere sogenannten leidigen neuen Erfindungen schon vor zehntausend Jahren gekannt haben, und folglich wohl noch in dem Besitz von tausend andern sein mögen, die wir, der Himmel weiß wann, noch alle werden machen müssen, ehe wir, wie sie, zur Ruhe kommen. Gesetzt auch, es fände sich hier und da Etwas, das sich mit der ersten Behauptung nicht recht zu vertragen scheint, z. B. daß sie bis diese Stunde noch keine Taschenuhr repariren können, daß sie nicht die ersten Anfangsgründe der Perspective verstehen rc.:

so sind das wahre Kindereien. Und außerdem, wer Viel weiß, vergißt Viel. Dieses ist ja so wahr, daß wir im Deutschen sogar, und mit Recht, den höchsten Grad von langer, verjährter und vertrauter Bekanntschaft mit einer Sache dadurch ausdrücken, daß wir sagen: das hätten wir längst vergessen. O wer weiß, ob wir uns nicht auch noch auf das Rückwärtserfinden (so sollte man das Vergessen bei einem sinnreichen und erfinderischen Volk nennen), werden legen müssen, wenn es in der Welt, diesseits des Rheins so fortgehen sollte, wie es jenseits angefangen hat. Ich sage, solche Vorwürfe sind wahre Kleinigkeiten. — Dagegen aber bedenke man ihre himmlische Verfassung im Staate, so wie im Hause; in der Kirche, wie in der Küche! Fürwahr nächst dem Strumpfwirkerstuhl und der englischen Spinnmaschine, das feinste Kunstwerk, das die Welt je gesehen hat, und doch will man noch von Taschenuhren sprechen! Millionen greifen da, wie ihr Flügelmann greift. Diese Flügelmänner exerciren wieder höhern Flügelmännern nach, und so immer weiter, bis zum Flügelmann aller Flügelmänner, und folglich aller Millionen, hinauf. Thut dieser Pulver auf die Pfanne, so liegt in einem Nu Pulver auf allen Pfannen der ganzen Welt (so heißt Schina im Schinesischen). Wo hundert Bediente für eine Tafel aufwarten, gesetzt auch, der Saal faßte ihrer nur achtzig zu gleicher Zeit, so ist da kein Gedränge und kein Geräusch; keine Bouteille läuft gegen die andere, und kein Braten wider den andern, und die flüssigsten Saucen schweben zwischen den seidenen Klei-

dern durch, als wären sie gefroren. — Alles glitscht da über einander weg, ohne sich zu reiben, die Werke der Kunst, so wie die, die ihnen der Storch bringt. Wie ihre Köpfe von außen, so sind sie auch von innen. Schädel und Meinungen wie gedrechselt, Alles à l'oeuf d'autruche überall. Über Sätze, an denen wir mit unsern Haken- und Habichtsnasen hundert Mal hängen bleiben, glitschen sie mit ihren stumpfen Talgtröpfchen im Gesicht hin, wie geschmiert. Wenn daher von oben commandirt würde: zweimal fünf ist dreizehn, so wäre auch zweimal fünf dreizehn, von der großen Mauer bis Quantong.

Diese weisen Einrichtungen, wodurch sich die Staatswirthschaft sowohl als das Wirthschaften überhaupt, gleichsam an das copernicanische System anschließt und zur Fortsetzung desselben wird, haben uns, wir können es nicht läugnen, längst begierig gemacht, über Manches in diesem unermeßlichen Reiche nähere Aufschlüsse zu erhalten. Denn daß uns das Beste dieser großen Spinnmaschine noch unbekannt ist, wird sehr wahrscheinlich, wenn man bedenkt, daß selbst in Europa, wo doch die Postkutschen und Paquetboote tagtäglich die Nationen vor- und rückwärts durcheinander mischen, dennoch nicht selten gerade das Größte und Merkwürdigste in einem Lande dem nächsten Nachbar unbekannt bleiben kann. So fragte z. B. noch vor Kurzem ein sehr gelehrter und berühmter Engländer, dessen Schriften wir sogar in Übersetzungen lesen, einen reisenden Deutschen, ob es wahr sei, daß es deutsche Hexameter gebe!

Einigermaßen ist nunmehr unser Wunsch durch nachstehenden Bericht erfüllt, indem wir wenigstens hier eine Probe sehen, aus welcher sich auf das Übrige schließen läßt. Die Nachricht rührt von einem gewissen Herrn Sharp her, der als Butler (Kellermeister und Mundschenk) die letzte Gesandtschaftsreise nach China mitgemacht hat. Man lächle nicht darüber, daß wir das Zeugniß eines englischen Butlers anführen. Dieses sind keine verächtlichen Menschen, es hängt Vieles von der Geistescirculation im Staat von ihnen ab, auch tragen sie daher keine Livree, die Nase ausgenommen, die bei gewissen Jahren zuweilen den Purpur des Standes anzieht. Herr Sharp hatte überdieß, wie wir hören, die Schule zu Harrow auf der Höhe*) (Harrow on the Hill) besucht, und nachher in Cambridge englische Theologie, Philosophie und Naturkunde studirt, eine Mischung, die gewöhnlich nicht gut durch das Filtrum der neun und dreißig Artikel durchgeht. Er vertauschte daher die Kirche mit dem Keller, behielt aber im letzten Departement das Beste aus dem ersten bei, Treue, Dienstfertigkeit und ein gewisses Interesse an Allem was die Bildung und Leitung des Menschen in allen Ständen angeht. Dieser glaubwürdige, redliche Mann hat einem unsrer Freunde,

---

*) Eine der berühmtesten hohen Schulen in England, unter der Königin Elisabeth gestiftet, wo unter andern Sheridan, Lord Byron, Sir Robert Peel, Earl Spencer ɂc. erzogen wurden. Das schön gelegene Dorf ist 9½ engl. Meilen von London entfernt.

der ihn zu Cambridge gekannt hat, folgende Nachrichten mitgetheilt, die wir in einer wörtlichen Übersetzung hier einrücken:

Wir fanden auf dem platten Lande von Schina eine besondere Art weitläuftiger Gebäude, die ein klostermäßiges Ansehen hatten, und wie aus einer Form gegossen schienen, welches in diesem Lande überhaupt bei Dingen einer Art sehr gewöhnlich ist. Wer eine Species von Gebäuden kennt, der kennt gleich alle, die zu demselben Genus gehören. So sehen z. B. die Knabenschulen, der Form nach, aus wie Mädchenschulen, nur sind die letztern bunter, und unter den Fenstern sind Perlenschnüre angemalt, an den Dächern hängen Schellen, und die Stunden ruft ein Kuckuck, da bei den Knabenschulen ein großes Becken angeschlagen wird. Eben so sehen die Häuser, worin hohe Hazardspiele gespielt werden, von außen völlig aus, wie die Tollhäuser, nur daß in den letztern eiserne Gitter vor den Fenstern, und die Wände anders bemalt sind. So fand ich an einem Tollhause einen Mann abgebildet, der Bindfaden von einem runden Haspel ab auf einen viereckigen haspelte, welches (ich), wie ich glaube, auf die Quadratur des Zirkels ging. Bei den Spielhäusern ist die gewöhnliche Zierde oben ein sogenannter Trappenfuß, welches die Spadille der Schinesen ist, und über der Hausthüre sah ich einmal einen Mann gemalt, der Geld neben einer Pulvertonne zählte, und dabei sein Pfeifchen rauchte, und obendrein ein Stümpchen Wachslicht ohne Leuchter auf die Tonne geklebt hatte. Doch ich komme auf mein Klostergebäude zurück. Wir sahen ihrer

auf einer Tour von sieben und funfzig Meilen (funfzehn deutsche) wenigstens sechs bis sieben. Auf mein Befragen, was dieses für Gebäude seien, sagte mir der Mandarin, der mir mitgegeben war, sie hießen Tsing-Long, welches unser Dolmetscher, der kleine Wang-o-Tang, den wir so oft beim Capitain Blake in Parlement-Street gesehen haben, und der mir und uns allen von unendlichem Nutzen war *), durch Kriegs- und Hungerakademien oder Kriegshungerschulen übersetzte. Ich konnte mich des Lächelns nicht enthalten, wie sich der arme Wang-o-Tang quälte, mir dieses auf Englisch, wo man auf den Kriegsschulen nichts weniger als hungert, deutlich machen wollte. Sie wissen, er kann das r nicht aussprechen, und kein Schinese kann es, da kam immer das militaly academies to lealn the alt of stalving (military academies to learn the art of starving) hervor. Was ist das? fragte ich den Mandarin. Das will ich Euch erklären, sagte er. Doch ehe ich Ihnen erzähle, was er sagte, muß ich Ihnen den Mann beschreiben.

*) Der Herausgeber hat diesen vortrefflichen jungen Menschen selbst gekannt und gesprochen, und besitzt noch einige Schriftzüge von ihm, die er ganz auf schinesische Weise in seiner Gegenwart geschrieben hat. Anm. des Verfassers.

Daß Herausgeber hier und in den folgenden Anmerkungen zu dem gegenwärtigen Aufsatze mit dem Verfasser ein und dieselbe Person sei, haben wir bereits oben, in der Bemerkung zu Amintor's Morgenandacht, anzuführen Gelegenheit gehabt.

Er schien mir zwischen vierzig und funfzig Jahren zu sein, von mittlerer Größe, und nicht sowohl fett als dickbäuchig. Sein Gesicht erinnerte mich an den Pfeifenkopf, den, wie Sie wissen, Smith im Cajus-Collegio *) aus dem Haag mitbrachte. Völlig so. Das Gesicht war wie aus Meerschaum geschnitten, und fast von der Farbe, nur etwas grünlicher, die Nase erkannte man nur, wenn er von der Seite saß, dabei saß er immer mit tief im Schooße gefaltenen Händen, und wirbelte die Daumen, vermuthlich bloß für uns, oder für seinen innern Sinn, denn sehen konnte er das Wirbeln nicht, es lag sehr Vieles darzwischen. Dabei sah er uns nur selten mit seinen zartgeschlitzten Sauaugen an, aber wenn er einen ansah, so war es auch darnach. Sie können sich keinen fatalern Spionenblick denken. Bei jedem glaubte ich, er zöge mir das Hemd über die Ohren. Der Anblick ging über alle Beschreibung. Es mußte auch wirklich etwas Rares sein, denn selbst Wang-o-Tang trat mir zuweilen auf den Fuß und lächelte, wenn es der Mann nicht sehen konnte. Kurz, wir waren noch keine halbe Stunde gefahren, so merkte ich wohl, daß man uns in diesem Pudding zur Zehrung, zugleich den Hof, die ganze Geistlichkeit und die Rentkammer, nach einem verjüngten Maßstabe *quasi in nuce*

*) Im Englischen steht clever Smith of Cajus College. Vermuthlich der Name eines Studenten von Cambridge aus diesem Collegio, der den Beinamen *clever*, wacker, geschickt, erhalten hatte. Anm. des Verfassers.



mit eingebacken hatte. Dem Himmel sei nur Dank, daß ich es früh genug merkte, so war Alles gut. Unsere Tsing-Long sagte er, sind Kriegsschulen. Ich weiß, Ihr habt auch welche. Ich kenne sie. Sie sind für den Activkrieg, zum Unterricht des eigentlichen Soldaten. Dergleichen haben wir auch, nur, setzte er bescheiden hinzu, sind die unsrigen unendlich viel besser. Wir sind Schinesen und denken weiter. Die Schulen, die Ihr hier seht, sind das nicht, was die Eurigen sind. Hier lehrt man den Passivkrieg; nicht die Kunst, den Krieg geschickt zu führen, sondern ihn mit Standhaftigkeit zu ertragen. Der Gedanke frappirte mich, ich kann es nicht leugnen, und ich fing an die Daumen zu wirbeln. Er stutzte einen Augenblick, und hörte mit den seinigen auf. Nach einer Pause fuhr er fort: Wie ist es möglich, daß ein kluges Volk, wie Ihr, nur darauf denkt, Menschen abzurichten, den Krieg geschickt zu führen, und an die übrigen, die ihn eigentlich leiden, gar nicht denkt. Auch diesen lehren Wir ihr Exercitium, auch diese müssen geübt werden, so wie die andern, so wird der Krieg eine Kleinigkeit. Es kommt in der Welt Alles auf Übung an. Wo der Feind einfällt, findet er bei uns jetzt ein Volk, das sich so gut auf das Erdulden versteht, als er sich auf das Kränken. Ich versichere Euch, wir haben auf diesen Akademien Leute gezogen, die, wenn sie von dem Feinde geplündert, gepeitscht und geschunden wurden, anstatt zu heulen und zu wehklagen, sich bloß dabei an die Universitätsjahre erinnerten. Ihr habt bei euch Menschen, aber Ihr wißt nicht, was Ihr aus ihnen machen

sollt. Wenn Ihr ein Schiff bauet, so haut Ihr der Eiche die Äste ab, sägt und zimmert und hobelt an ihr, biegt die Bohlen mit Kraft, bekrampt und benagelt sie von allen Seiten. Nicht wahr? Und Ihr wollt eine Staatsverfassung bauen, das künstlichste Schiff von der Welt, und wollt es im Sturm steuern, während Ihr den Bäumen, woraus es besteht, ihr Laub und ihre Äste laßt? Geht mir weg mit Eurer politischen Baukunst. Das versteht Ihr nicht. — Dieses war für einen Britten zu viel, das Blut stieg mir zu Kopfe, *D— Your Polit—* *) hatte ich schon gesagt, als Wang-o-Tang mich bei den Händen anfaßte und rief: hier Hofkutsche, hier Hofkutsche, hier nicht Unterhaus, nicht Unterhaus. Die Ängstlichkeit des Menschen, seine Gutmüthigkeit, und vorzüglich seine naive Voraussetzung, daß meine gebrauchte Phrase parlamentarischer Natur wäre, wirkte sehr glücklich auf mich. Ich mußte lachen, und drückte dem treuen Dolmetscher zwischen meiner Vernunft und meiner Hitze die Hände recht herzlich. Wenn man doch immer einen solchen Dolmetscher hätte. Indessen etwas verdorben hatte ich denn doch die Sache. Der Pudding fragte den Wang-o-Tang, was *d—Your* hieße? Wang-o-Tang sagte ihm, wie er mir nach der Hand erzählte, es wäre dieses ein gewöhn-

---

*) Diese Redensart, die mit ähnlichen einigemal vorkommt, hat Hr. Sharp doch wohl nicht aus der Kirche mit in den Keller genommen. Es scheint eine neue Acquisition zu sein. Vielleicht unter Weges gemacht. Anm. des Herausgebers.

licher englischer Gruß, man bediene sich dessen aber auch beim Disputiren, um seine Zweifel gegen ein wichtiges Argument einzuleiten. Hierauf erwiderte der Mandarin nichts, als Zweifel? Hm! — So viel glaube ich gewiß: hätte ich nicht mit zur Gesandtschaft gehört, ich wäre nach einem Tsing-Long gebracht worden, um meine noch übrige Lebenszeit den Passivkrieg zu studiren. Nach einigem Stillschweigen sagte ich, daß ich sehr begierig wäre, die innere Einrichtung einer solchen Akademie kennen zu lernen. Es dauerte aber wenigstens fünf Minuten, ehe er ein Wort sagte. Diese Pausen heißen hier zu Lande Tsi, das ist so viel als Brandmauer. Wang-o-Tang versicherte mich, daß dieses eine seltene Herablassung des Mannes wäre, daß er ein so dünnes Tsi zwischen sich und meinem großen respectwidrigen Eifer gesetzt hätte, es müßte wirklich ein guter Mann sein. Es gebe Brandmauern von Stunden und halben Tagen. Ja es habe einmal ein gemeiner Bürger einen angesehenen Mann im Staate aus Mangel an Überlegung gefragt: wie lange er noch auf sein Geld warten sollte, das er ihm vorgeschossen hätte? Die Folge war ein Tsi von anderthalb Jahren, worauf er die Antwort erhielt: So lange als es mir gefällt. Meine Antwort war indessen günstiger. Das sollt Ihr; Ihr sollt sie kennen lernen, sagte er, wenn Ihr Euch etwas wollet gefallen lassen. — O ja! Alles lasse ich mir gefallen. Nun wohlan, hier zog er ein Büchschen aus der Tasche, und nahm vier Kugeln heraus; wenigstens von der Dicke einer großen Haselnuß. Was wollen Sie da-

mit? fragte ich. Diese Kugeln sind von Federharz, versetzte er, davon drücke ich Euch ein Paar in jedes Ohr, so tief als sie hinunter wollen, Ihr habt nichts zu befürchten, die Kugeln verquellen nicht, es ist Harz. — Warum aber die Ohren verstopfen?

Er. (Etwas hohnlächelnd.) Weil Ihr nichts hören sollt.

Ich. Nun gut, warum aber nicht hören?

Er. Weil die Jugend da sehr laut spricht.

Ich. Ich verstehe aber ja kein Schinesisch.

Er. Es wird nur wenig Schinesisch da gesprochen.

Ich. Was denn? Englisch? (Hier eine dünne Brandmauer.)

Wang-o-Tang. Mein Gott, verstehen Sie ihn denn nicht, er meint, in den untern Classen werde viel geheult, gewinselt und gewehklagt, das man durch Mauern durchhören könne, das meint er mit dem Lautsprechen und nicht Schinesisch sprechen.

Er. Wollt Ihr?

Ich. Wie krieg ich aber die Blitzdinger wieder heraus? (Diese Worte übersetzte Wang-o-Tang durch: Wie bringe ich aber die kleinen Corallen wieder heraus?)

Er. Das thut der Hofchirurgus.

Ich. Wo?

Er. Zu Peking.

Ich. Aber da kommen wir ja unter acht Tagen nicht wiedhin, wie lange soll ich denn taub bleiben?

Er. Könnt Ihr nicht rechnen? Acht Tage.

Ich. Nein! Ich will nicht, ich will Eure verdammten Menschenschindereien nicht sehen. (Übersetzung: Ich will Eure Kriegsphilanthropine nicht sehen.)

Er. Wie Ihr befehlt: Ich habe Ordre, mich ganz nach Euch zu richten.

Ich. Der Henker hole Eure Ordre (hang Your order). (Übers. Sie sind sehr gütig.)

Er. Aber kann ich denn die Einrichtung nicht wenigstens von einem glaubwürdigen Manne erfahren.

Wang-o-Tang. Glaubwürdig? dafür haben wir im Schinesischen kein Wort.

Ich. Das habe ich wohl gemerkt, und die Leute, die es sind, auch nicht? Nicht wahr?

Nein! sagte der redliche W. o. T., mit einem verschämten Lächeln, wodurch seine Versicherung über die Hälfte wieder gestrichen wurde, weil kein Schinese lügt. O, lieber, guter Freund, sagte ich, indem ich ihm auf die Schulter klopfte, es thut mir dann sehr Leid, so eben gefunden zu haben, daß Du diese noble Kunst in Europa gelernt hast. Er verstand mich ganz so, wie ich es meinte, und wurde so roth, als es ein gelber Schinese werden kann. Mache nur, fuhr ich fort, daß ich etwas von Euern Hungerakademien zu hören kriege. Mein Appetit darnach ist sehr gestiegen, und ich fürchte, der Pudding da läßt mich verhungern. Sorgen Sie nicht, sagte W. o. T., und wendete sich zu dem Mandarin: Hr. Schalp (Sharp),

der völlig überzeugt ist, daß Sie alle Einrichtungen der ganzen Welt (Schina) kennen, bittet unterthänig um eine Nachricht von einem kleinen Theil derselben, von unsern Tsing-Longs. Dieses war die eigentliche Sprache für dieses Paar Ohren, und nun hob er mit einer Freundlichkeit, die ich auf der ganzen Reise noch nicht an ihm bemerkt hatte, gegen mich mit einer kleinen Verbeugung an: Eure Ignoranz in der Staatsverfassung des ersten Volks der Erde, macht Euch keine Schande, weil Ihr sie demüthig eingesteht, und Verlangen bezeigt, klüger zu werden. So wißt denn, daß die Schinesen nur bloß in Dingen unterrichtet werden, wovon sie in der Welt dereinst Gebrauch machen können, und daß sie darin zu einem solchen Grade von Vollkommenheit unterrichtet werden, daß sie auch nothwendig davon Gebrauch machen müssen, wenn sie fortkommen wollen. Ihr werdet daher gesehen haben, Alles, was der Schinese thut, thut er, als hätte ihn die Natur ausdrücklich für das Geschäft gemacht, das er treibt. So ersparen wir unsern Leuten alles Denken, so wie es die große Weltursache der Biene, dem Biber und der Kreuzspinne erspart. Die Vernunft dazu liegt freilich irgendwo, aber es ist europäischer Wahnwitz, sie noch in dem Instinctmenschen ferner fortzuhägen, nachdem sie nicht weiter nöthig ist. Ich wette Hundert gegen Eins, wenn Eure Taschenuhren Eure Vernunft hätten, es würde keine mit der andern gleichgehen. Ihr excolirt, wie ich höre, die Vernunft. Nun fürwahr, wenn das nicht ein europäischer Einfall ist, so gibt es keinen, dabei lachte er zum ersten Mal ganz

laut. Ihr Hohlköpfe Ihr *), habt Ihr denn nicht gemerkt, daß die Vernunft eine Gabe des Menschen ist, die er bloß zum Gebrauch bekommen hat, andere Dinge zu bessern, nicht sie selbst, das kann er nicht, und was Eure Schwätzer so nennen, das war Alles schon da, und Ihr habt von diesen sogenannten Verbesserungen oft selbst schon Gebrauch gemacht, ehe Ihr sie erfandet. Hieraus sah ich in der That, daß dieser Mensch etwas von unserer Philosophie erfahren hatte. Ich sagte aber bloß: Tsing-Long, damit er sich nicht verlöre. Recht gut, sagte er, ich komme gleich Eurem Verlangen entgegen; ich muß nur nothwendig anmerken, daß also der einzige Gebrauch, den wir von der Vernunft machen, der ist, sie selbst nach und nach mit dem Körper unter der Form von Instinct und Kunsttrieb gleichsam wie zu verschmelzen und aus dem Menschen höhere Thierarten zu schaffen, mit Instinctkünsten, die noch ganz das Ansehen von höchster Vernunft haben, aber eigentlich es nicht mehr sind. Vernunft hat sie geschaffen, hat sich aber nach vollendetem Bau nach und nach weggeschlichen, oder ist durch Vertheilung unmerklich geworden. Eben so ist es mit unserer Philosophie. Diese war bereits vor funfzigtausend Jahren völlig fertig. Jetzt philosophirt man, wie man lackirt, nach Recepten.

---

*) Wir lassen hier die kleinen Einschiebsel weg, die Hr. Sharp hier und da in diesen Vortrag hineingemurmelt haben will, sie sind nicht immer die gesittetsten. Hier z. B. sagt er: *You impertinent puppy You.* Anm. des Herausgebers.

Oder so wie wir Musikanten haben und keine Musiker mehr, so haben wir auch nur bloß Philosophanten und Physikanten, und keine Philosophen und keine Physiker mehr. Aus diesen bestand bloß die constituirende Versammlung vor funfzigtausend Jahren. Findet sich jetzt Einer, der unsern Kunstthieren wieder Vernunft einhauchen will, so schneide man ihm ein Ohr ab, brennt ihn auf die Stirn, und gibt ihm in eignen Häusern zu leben. Wird er auch da noch zu laut, so gibt man ihm den Genickfang. Nun haben unsere Weisen gezeigt, daß die Summe der Übel in der Welt immer dieselbe bleibt, so wie die Summe der Luft und des Wassers, nur sind sie dem Laufe der Natur nach über das Ganze vertheilt, so wie es ungesundes Wasser und ungesunde Luft hier und da gibt. Wäre es aber nicht besser, wenn alles schlechte Wasser und alle schlechte Luft an einem Orte in der Welt beisammen wäre, so würde sich Alles dahin ziehen, was nur darin leben und wachsen kann, und wir hätten Alles rein. Ja die Natur hat wirklich schon den Anfang mit dem Wasser gemacht. Hat nicht das Salzwasser seine angewiesenen Grenzen, wo sich nun unzählige Thiere hingezogen haben? So haben wir nun den Gedanken gehabt, das unvermeidliche Übel in der Welt, und zumal das des Passivkrieges, ganz auf eine einzige Menschenclasse zu wälzen, so können die Übrigen in Ruhe und im Überflusse leben. Weil es aber hart sein würde, dieses den Leuten ohne Unterricht zuzumuthen, so werden sie sorgfältig dazu erzogen, und dieses geschieht in unsern Tsing-Longs. Das Studium ist allerdings schwer, daher hat man

den jungen Studenten es durch einen großen Ehrentitel zu erleichtern gesucht, den niemand als sie und der Kaiser führen darf, sie heißen Li-Tsu, das ist, die Himmlischen. Das Hauptstudium ist Fasten und schlechtes Essen. Sie bekommen zuweilen in fünf Tagen kein Essen zu sehen. Wenn sie ohnmächtig werden, so macht man ihnen Rauch mit Gänsefedern; will es gar nicht mehr gehen, so erhalten sie mäßige Portionen Pferdefleisch oder sonst Etwas von weggeworfenen Thieren, kurz sie leben immer in einem Belagerungszustande, und sie sind dabei vergnügt, weil sie glauben, es wäre in der ganzen Welt so. Ja, ich versichere Euch, wir haben auf diese Weise nun über eine halbe Million Menschen in Wesen umgeschmolzen, die das Feld vortrefflich bauen, und schlechterdings Nichts essen wollen und essen können, als was wir wegwerfen, und schlechterdings nicht essen wollen und nicht essen können. Ihr seht daraus, was eine weise Regierung aus dem Menschen machen kann, wenn sie die Kunst versteht, die Vernunft zu Kunsttrieben zu verschmelzen. Der Mensch ist das Thier, das für sich selbst eigentlich Nichts ist, aber Alles werden kann, und von diesen göttlichen Anlagen macht Ihr keinen Gebrauch. Ich sehe, Ihr werdet müde. Ich gebe Euch also nur ein Beispiel von dem Nutzen unserer Himmlischen auch außer dem Kriege, eins unter Tausenden. Vor etwa sechstausend Jahren entstand in einem Theile der Welt ein solcher Mißwachs, daß unsere Rechenmaschinen zeigten, es würden gegen achtzigtausend Menschen Hungers sterben müssen, und das in einer Zeit von vier-

zehn Monaten und fünf und zwanzig Tagen vom nächsten Jahre an gerechnet. Sogleich zog man alle Einwohner aus jenem zurück, und füllte den gefährlichen Fleck mit hunderttausend unsrer Himmlischen an. Die Einwohner wurden nun in die Gegend der Tsing-Longs vertheilt, wo sie nun die Zeit über herrlich von dem schmaußten, was für die Himmlischen ungenießbar war. Für diese hingegen war der Mißwachs gerade, was sie suchten, und nachdem Alles wieder so gut gebaut war, daß sie wenig mehr zu leben fanden, so wurden die Plätze wieder gewechselt, und Alles war wieder im Gange. Hättet Ihr Euch dazu verstanden, Euch die Kugeln in die Ohren drücken zu lassen, so hättet Ihr etwas sehen sollen, das Euch Freude würde gemacht haben, ich habe die Vollmacht dazu in meiner Tasche. Was ist denn das? fragte ich. Ich hätte brennende Pechkränze in das Gebäude werfen lassen, wo die Akademisten schlafen. — Und warum das? — Euch die Freude zu machen, zu sehen, wie sich diese Salamander beiderlei Geschlechts im Feuer zu finden wissen. So was ist ihnen nicht mehr als uns ein plötzlicher Regen bei einem Spaziergange. — Wird Euch nicht wohl?

Ich. Nein! nicht sonderlich.

Er. Womit kann ich aufwarten?

Ich. Haben Sie keine Kohlen und Gänsefedern?

Er. Nein, hier nicht, aber ich habe — —

Ich. Laßt, laßt, Mr. Pudding. (Wahrlich ich bekümmerte mich nun wenig darum, was Wang-o-Tang

verdolmetschen wollte oder nicht. Ich war auf Alles gefaßt, und fand mich daher sehr leicht wieder, griff mit wahrem Gefühl von Überlegenheit über dieses infame politische Lumpengesindel, nach meinem Flaschenkeller, schenkte ihm und mir einen Bumper ein, den er auch annahm, und sagte): *here is GOD SAVE THE KING for You. D— Your Tsing-longs to all Etern . . .* Ich glaube fast, ich habe gesagt: *You and Your Tsing-longs*, doch weiß ich es nicht.

Er. Was heißt das *God save the King*, Wang-o-Tang?

Wang-o-Tang. Er wünscht seinem Könige Wohlergehen und Gesundheit; und das ist der Wunsch aller seiner braven Unterthanen, so lange sie selbst gesund sind. Das weiß ich, ich habe es tausendmal gehört, und immer von den besten Menschen.

Er. Das ist nicht übel. Aber er nannte ja die Tsing-Longs?

W.-o-T. Er meinte, die wären auch nicht übel.

Er. Sehr brav. Ihr seid ein gescheidter Europäer.

Ich. Und doch bin ich bloß Mundschenk.

Er. Kommt (indem er anstieß): *God save de King.*

Wir müssen hier abbrechen, und behalten uns einige wichtige Artikel aus diesem Journale noch bevor, doch können wir uns nicht enthalten, noch eine, demselben in einem besondern Heft beigefügte Nachricht von einer sonderbaren Mode

unter den Frauenzimmern anzuführen. Herr Sharp hat sie überdieß mit einigen Betrachtungen eingeleitet, die auch unter uns wirken können. Wahrscheinlich ist die Rede nicht mehr von Schina. Wir machen daher daraus einen besondern Artikel:

Ein neuer Damenanzug, vermuthlich in Indien.

(Götting. Taschenkalender 1796. S. 146 ff.)

Die größten Leser der Modenjournale und die einsichtsvollsten Kenner von Damenputz haben seit jeher beklagt, daß dieses über die ganze Erde in Erfindungen unerschöpfliche Geschlecht, wo es auf Zierde ankommt, noch nicht auf den Einfall gerathen ist, den Modenwechsel, der jetzt auf langweilige Monate oder Wochen eingeschränkt bleibt, auf Minuten und Secunden zurückzubringen. Was ich hier meine, ist, es müßte mehr augenblickliche Veränderung in dem Damenputze sein. Man bedenke nur die unzähligen Lagen des dreieckigen Huts mit ungleicher Spitze bei den Mannspersonen. Was für Bedeutung in seiner veränderlichen Lage! 1) Mit dem breiten Ende voraus, die Kokarde hinten und tief in das glühende Gesicht gedrückt, was für Muth spricht nicht aus ihm, selbst da, wo die Sonne nicht scheint? 2) Bei eben dieser Lage der Ecken gegen die Welt-

gegenden, aber zurückgeworfen, so daß die weiße Stirne bis an den Haarwuchs frei wird, was für reizende Liederlichkeit (man vergebe diesen Ausdruck) schwebt nicht um ein solches Haupt, zumal wenn der übrige Anzug, vorzüglich die Wäsche, der Materie nach ohne Tadel ist. Sitzt 3) die Spitze gerade über der Nase, nicht zu hoch und nicht zu niedrig, so vermuthet man einen eben so richtig gesetzten, in Allem sich immer parallelen Mann. Sobald aber 4) die Spitze nur im mindesten gegen Osten oder Westen abweicht*), so geht aus dieser Zierde sogleich höhere Bedeutung hervor. Es ist immer etwas Männliches, Positives darin. Man ist sein eigener Herr. 5) In dieser Lage zurückgestoßen, mischt sich die Bedeutung stark mit Nr. 2. Bleibt 6) die Spitze zwar über der Nase, und ist hingegen eine der Seiten gegen den Horizont geneigt, so entsteht die Lage, die man den Hut auf einem Ohr nennt. Ist die Inclination stark, so ist es schwerlich unten darunter ganz richtig. Er fällt aus dieser Lage sehr oft auf die Erde, und der Besitzer, der ihn aufheben will, nicht selten hintendrein.

---

*) In diesem Ausdruck wird die Lage des Gesichtsmeridians allemal durch die Richtung der Nase bestimmt. Dieses ist völlig der Sprache des gemeinen Lebens gemäß. In manchen Gegenden von Deutschland, wo nicht gar in allen, sagt man von einem so gesetzten Hute, er weise auf halb Zwölf. Der Ausdruck ist aus der Gnomonik hergeholt.

Anm. des Herausgebers.

So etwas kann den rechtlichsten und parallelsten Menschen aus Nr. 3. begegnen, wenn sie sich nicht in Acht nehmen. Wir haben dieses öfters bei den wackersten Bürgersleuten bemerkt. Es geschieht gewöhnlich in dem Zustande, der bei ihnen den Übergang von den Sonntagsandachten zu den Montagsandachten macht. Wird 7) eine Krempe heruntergeschlagen, wie gewöhnlich im Sommer geschieht, so entsteht daraus Schutz und Zierde, zumal für Gesichter, die einem ohnehin etwas aufzurathen geben, und denen etwas Nebel günstig ist. Auf diesem Nr. 7. beruht die ganze Theorie der Damenhüte des alten Styls; die leere Stirne wird dadurch gedeckt, die Vergleichung schöner Augen mit dem schönen Munde und seinen Zähnen dem Anstauner unendlich erleichtert, und über alle diese Herrlichkeiten kann am Ende vom Unterfutter des Hutes rosenfarbenes Licht zurückgeworfen werden, wodurch Nichts in der Welt verdorben wird. — Hat man den Hut vorn heruntergeschlagen, so muß man sich nur in Acht nehmen, daß die Krempe nicht wieder halb in die Höhe springt, oder gar so heruntergeschlagen, 8) hintenhin geräth, dieses erniedrigt den besten Mann, und mancher gute Christ könnte sogar durch ein solches Dach über dem Zopf, in Verdacht wegen seines Glaubens gerathen.

Aus diesem Wenigen werden die Leser gesehen haben, was aus beweglicher Kleidung gemacht werden kann. Nichts Geringeres als eine ganze Sprache, wovon dieses kaum acht Stammwörter für den Hut sind, die aber sehr reich ist, und ihre ei-

genen Wendungen und Figuren, ihre eigene Prose und Poesie hat. Der Männeranzug hat daher durch den runden Hut wirklich unendlich viel von seiner Bedeutung verloren. Ehemals preßte man zwar seinen dreieckigen Vorgänger, und trug das trockene Präparat unter dem Arme. Allein, weil er da nicht blieb, sondern aus einer Hand in die andere ging, so betete und fluchte, und drohte und charmirte er mit in der Welt, wie auf dem Theater, vertrat Fächerstelle, Präsentirtellerstelle für Fächer, Schnupftücher, Handschuhe, oder was sonst noch einer schönen Hand entfallen konnte, und war daher sehr gesprächig. Dieses ist nun Alles durch den runden Hut gleichsam wie abgeschnitten. Er ist viel zu einfach und von zu wenig Worten für die beredte Welt, daher er auch selten mitgenommen wird, wo Beredsamkeit nöthig ist. Er ist eigentlich Trauer, und wurde daher ehedem bloß im tiefsten Leid, und also immer nur kurze Zeit, getragen. Zumal hat der Anblick eines Menschengewühls durch ihn fast allen Reiz für den Zuschauer verloren. Es ist Nichts mehr. Die Pantalons, der Spazierknüppel, und der hohe steife Kragen, sind nur ein geringer Ersatz für den Triangel. Beinkleider bleiben Beinkleider. Sie waren, so lange sie existiren, immer nur von wenig Worten, und diese sprachen die strammen, ledernen, seit jeher besser als die Pantalons. Der Spazierknüppel ist freilich beredter, aber doch immer nur in gewissen Fächern, *Meum* und *Tuum*, Menschenrechte, Raum und Zeit u. d. gl.; beim steifen Kragen denkt man höchstens einmal

an das Halseisen, so ist man fertig. In der That fängt man auch schon wieder an, den runden Hut oval zu schneiden, und sonach Parteilichkeit gegen die Weltgegenden bei ihm einzuführen. Das war ein guter Schritt, und es lassen sich bessere Zeiten hoffen.

Vergleicht man nun dieses mit den Hüten unserer Damen (der englischen), was für Einförmigkeit pro tempore! Wie der Hut sitzt, so sitzt er von vier des Nachmittags bis Morgens um zwei. Ist das Spiel der Augen und der Lippen auch noch so mannichfaltig, was hilft das, wenn um den Kopf herum immer auf einer Saite dazu gegeigt wird? Fast nichts ist ja veränderlich an dem Meisterstück der Schöpfung, als höchstens die Gürtung mit der Saloppe, und der Flug der Robe beim schnellen Gange, oder wenn Luvwärts (gegen den Wind) gesegelt wird, oder das Einreffen*) derselben, wenn Leewärts (vor dem Winde) gelaufen oder über einen kleinen Gassenkanal gesetzt werden soll. Wäre es nicht herrlich, ihrem Anzuge noch mehr Beweglichkeit und dadurch mehr Bedeutung zu geben. Davon haben wir an diesem Hofe**) eine Probe gesehen, die wirklich Alles übersteigt, was man von dieser Art

*) Einreffen (to reef) heißt einen Theil eines Segels einbinden, um dadurch seine Fläche gegen den Wind zu vermindern. Anm. des Herausg.

**) Wo? das wird sich künftig angeben lassen. Anm. des Herausg.

sehen kann. Die reichste Sprache verarmt hierbei und erschöpft sich (*it beggars all description*).

Die Damen tragen da, statt der biegsamen Schleppen der Roben, eine Art von steifem Pfauenschweif, der sich an den Hüften anfängt, und von da in einer ziemlich sanften Neigung gegen den Horizont herabsteigt. Nach einer ungefähren Schätzung sind es von den Hüften bis ans Ende wenigstens zwölf Fuß. Wenn sie über die Straße gehen, tragen sie ihn in einem abwechselnd mit Rosenfarbe, Silber- und Perlenfarbe gestreiften Beutel, und das Ende wird von Kindern getragen, die Liebesgöttern nicht unähnlich sehen. Schon dieses läßt groß, und gibt Hoffnungen, die noch viel größer sind. Wenn sie in den Präsentationssaal kommen, der, beiläufig zu sagen, von einer solchen stupenden Größe ist, daß das Exercierhaus, das ich auf unsern Reisen durch Deutschland in Manheim gesehen habe *), etlichemal darin Platz haben würde; so wird der Schweif aus der Scheide gezogen, und die Dame stellt sich, dem Throne gegenüber, auf eine bestimmte Stelle des mit Marmor bunt ausgelegten Fußbodens. Diese Stellen sind kreisförmige Platten von einer sehr abstechenden Farbe, und liegen wenigstens vier und zwanzig Fuß aus einander. Mehr Damen,

---

*) Dieses ist keine sehr angenehme Probe von dem Gedächtnisse oder der Genauigkeit dieses Reisenden. Das Exercierhaus steht nicht zu Manheim, sondern zu Darmstadt.

Anm. des Herausg.



als solcher Stellen sind, können bei einer Audienz nicht erscheinen. Ich stand seitwärts hinter dem Throne etwas hoch, und erhielt, kraft eines Patents, das vom Hof-Fourier unterzeichnet war, die Erlaubniß, durch das vergoldete Laubwerk des Throns durchzusehen. Die Damen rangirten sich, vier in einer Reihe und *en quinconce* sechs Reihen hinter einander. Diese vier und zwanzig Personen nahmen also einen Raum von fast vierzehntausend Quadratfußen ein. Schon wie sie jetzt standen, ging der Anblick über alle Beschreibung, sie waren mit Juwelen wie besäet, und mit Federn aller Art wie bepflanzt. Allein alles dieses war nur das Gestell zum Feuerwerk. Jetzt erschien der Kaiser unter einem Donner von Pauken und kriegerischer Musik, und auf einmal fingen die Schweife an, langsam aufzuschwellen, und das Pflaster allmälig unter Wellen von tausendfarbigem Licht zu verschwinden. So wie sich der Kaiser gesetzt hatte, und nun die Assemblee mit einer gnädigen Neigung des Haupts begrüßte, braußten die Schweife völlig auf, und jede Dame stand mitten in einem Halbkreise von vier und zwanzig Fuß im Durchmesser; die Pracht eines solchen Halbmessers mit dem Regenbogen vergleichen, hieße sie völlig herabsetzen. Nicht einmal zum Saume dieser Sonnen aus Colibris Federn hätte der Regenbogen in aller seiner Herrlichkeit dienen können. Alle Farben hatten den höchsten metallischen Glanz, und viele darunter schienen wirkliches Feuer. Nachdem sie eine Minute so gestanden hatten, fingen die Schweife an, sich nach einer sanften Musik zu wiegen, und bald auf

diese bald jene Seite langsam um den Mittelpunkt zu drehen, dieses that einen bewundernswürdigen Effect. Fürwahr! alle Macht der Feuerwerkerei ist Versinsterung, und alle Farbenclaviere der Welt sind Maultrommeln gegen eine solche Herrlichkeit. Als sie so standen, gingen die jungen Hofcavaliere durch die Reihen, und machten den Damen die Cour, ich hörte oft lachen, und einer hatte sogar die Verwegenheit, den Kopf durch einen Schweif zu stecken. Die Dame, der er zugehörte, lächelte zwar, allein man hat mir gesagt, es hätte dem jungen Herrn gefährlich werden können, wenn es der Kaiser gesehen hätte. Es muß dieser Scherz immer so getrieben werden, daß es von der Mitte des Throns nicht gesehen werden kann, und überdieß muß man die Dame genau kennen. Von dem Mechanismus der Schweife und wie sie gesteuert werden, habe ich nichts Deutliches erfahren können. So viel ist aber gewiß, daß es zum Theil durch die Beugung der Knie geschieht, denn bei den tiefsten Verbeugungen war er gewöhnlich am höchsten und am breitesten. Auch hatten sie die Hände an der Seite in einer Art von Taschen, worin vermuthlich die Hebel verborgen waren. Wir übergehen hier die Abschiedsceremonien, und zeichnen nur Folgendes aus. Sobald der Kaiser weg war, ließen die Damen die Schweife alle fallen und zogen sie zusammen, und sprachen Paarweise mit einander, und ich konnte deutlich einen gewissen Rang unterscheiden, denn wenn eine gegen die andere fast völlig aufbraußte, so lüftete oft die andere kaum den Schweif, oder breitete ihn auch aus, ohne

ihn von der Erde aufzuheben, welches vortrefflich aussah, aber Stolz bedeuten soll, und es ist nicht zu leugnen, es war Würde darin. Andere, die von gleichem Range waren, und etwas gegen einander hatten, hoben ihn hoch auf, ohne ihn aus einander zu machen, und das zuweilen einigemal hinter einander. Unter andern war dieses bei einem Paar sehr auffallend, die sich auch wahrscheinlich zankten, denn die Schweife gingen immer auf und nieder, und es war unmöglich, nicht an ein Paar Elstern (freilich von himmlischer Pracht und Schönheit) dabei zu denken. Auf einmal ging die eine plötzlich zurück, und drehte sich so schnell um, daß das Ende des Schwanzes der andern gerade unter der Nase hinfuhr, welches diese damit erwiderte, daß sie der ersten den Rücken kehrte, und den ihrigen ganz hoch auseinander machte. Hierbei hatte ich die erwünschte Gelegenheit, zu sehen, wie ein ausgebreiteter Schweif von hinten aussieht. Ich kann den Anblick nicht rühmen. Der ganze Bogen war weiß, aber man konnte deutlich sehen, wie die Fischbeinstäbe, wodurch er vermuthlich die Aussteifung erhielt, alle nach einem Mittelpunkt zuliefen, wie die Federn bei dem Pfau, wodurch denn freilich Verachtung nach allgemein anerkannten Principiis ausgedrückt werden kann. Es sollte mich sehr freuen, setzt Hr. S. hinzu, durch diese Nachricht unsern Putzmacherinnen und Balletmeistern Gelegenheit gegeben zu haben, unsern Assembleen und Theatern eine neue Zierde zu verschaffen, denn Dieses würde eine solche Mode noch immer sein, wenn auch die Zirkelflächen nur den sechszehnten

Theil von jenen betrügen, und die Durchmesser von vier und zwanzig Fuß auf sechs zurückgebracht würden, wobei freilich das Schleppen des Schweifes ganz wegfallen würde. Allein schon eine Volante, die sich bei einer Verbeugung der Dame zu einer Glorie um dieselbe ausbreitete, müßte eine Wirkung thun, die weit über mein Lob erhaben wäre.

Streit über einen Sitz in der Kirche; keinen bischöflichen.

(Götting. Taschenkalender 1797. S. 132—137.)

Bekanntlich hat Boileau den Streit über ein Chorpult zu einem komischen Heldengedicht *) und seiner eignen Unsterblichkeit mit großer Kunst genützt. Hier ist die Geschichte auch eines Streites, auch über ein Kirchen-Ameublement, nämlich einen Familienstand in derselben. Will sie Jemand auch zu seiner eignen Unsterblichkeit nützen, so steht sie ihm sehr gern zu Befehl. Sie ist zwar nicht komisch, vielmehr gerade das Gegentheil, allein dabei so einzig in ihrer Art, so blutreich, und so toll, daß, um ein Meisterwerk für die jetzige deutsche Lesewelt daraus zu machen, man fast nichts weiter zu thun hat, als das Kalenderblättchen, so wie es hier ist, ein paar Mal durch die poetische Strecke laufen zu lassen. Denn

*) Le Lutrin, Poëme héroi-comique (en six chants).

es stirbt in dieser kurzen Geschichte eine Person vor Schrecken, einer zweiten werden beide Ohren abgeschnitten, und eine dritte wird unschuldig gehenkt. Dieses ist, dünkt mich, alles Mögliche, nicht bloß für ein Trauerspiel, sondern für jede schreckliche Geschichte überhaupt. Die Begebenheit hat sich in Irland zugetragen, und zu ihrer Zeit, vor ungefähr ein und zwanzig Jahren, wie man denken kann, großes Aufsehen erregt. Im Jahr 1795 wurde das Andenken an dieselbe durch den Tod der Person, die ihre Ohren dabei eingebüßt hatte, wieder erneuert. In der Todtenliste nämlich, die jedem Monate des Gentlemans Magazins angehängt wird, werden nicht selten Lebensumstände merkwürdiger Verstorbener kurz erzählt, und da findet sich in dem Novemberstück jenes Jahres nachstehender Artikel: Im October dieses Jahrs starb zu Newton-Barry in Irland Mad. Ralph, deren Geschichte merkwürdig ist. Es war nämlich an ihrem Todestage gerade neunzehn Jahre, daß zwei Männer, Carrol und Dangan, dafür gehenkt wurden, daß sie dieser Mad. Ralph beide Ohren abgeschnitten hatten. Die Ursache dieser unmenschlichen Behandlung war, daß ein gewisser sonst schwacher aber rachsüchtiger Mann, Namens Dempsey, in der Kirche einen Sitz für sich und seine Familie errichten ließ, wodurch er den schönsten Theil des Gebäudes versperrte. Dieses nahmen Herr und Madam Ralph sehr übel, und ließen den Sitz niederreißen. Was sie für ein Recht dazu hatten, wird nicht gesagt. Hierüber wurde Dempsey so aufgebracht, daß er sogleich einige der damaligen umherstreifenden

Whiteboys*) engagirte, ihn an dieser Familie zu rächen. Diese Kerle überfielen daher in der Nacht die Wohnung des Herrn Ralph, der zu seinem Glück nicht zu Hause war. Sie ergriffen also Mad. Ralph, schleiften sie aus dem Bette auf die Heerstraße, und schnitten ihr da beide Ohren ab. Eine ihrer Töchter, ein junges und schönes Frauenzimmer, starb an den Folgen des Schreckens, das ihr das Schreien der Mutter verursacht hatte. Diese schreckliche Begebenheit erregte den Abscheu der ganzen Gegend; viele Personen wurden ergriffen, und unter diesen auch Carrol und Dangan, die, durch das eidliche Zeugniß der Frau Ralph überführt, beide gehenkt wurden. Dangan gestand vor seinem Tode, daß er zwar mit in dem Ralphischen Hause gewesen wäre, an der abscheulichen That aber keinen Antheil habe, und daß Carrol ganz unschuldig sei. Carrol selbst bestand durchaus auf seiner Unschuld, und Jedermann glaubte auch, er würde wegen seines sonstigen guten Charakters pardonirt werden. Es geschah aber nicht. Eine geraume Zeit nach dieser Begebenheit wurde ein berüchtigter Whiteboy, Namens Arthur Murphy, in der Provinz zum Tode verdammt. Dieser gestand vor seiner Hinrichtung, daß er die Hauptperson bei dem Ohrenabschneiden

*) Bekanntlich eine Bande namentlich nächtlicher Unruhstifter in Irland, in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts, die ihren Namen von den weißen Hemden erhielten, welche sie über ihrer Kleidung trugen.

gewesen, und Carrol hingegen ganz unschuldig sei. Gerechter Himmel, was für eine Begebenheit! Menschen, die sich Christen nennen, besolden ausdrücklich einen Mann, um ihnen wöchentlich einmal die göttlichen Lehren der allgemeinen Menschenliebe und Verträglichkeit mit Nachdruck einzuschärfen, oder was sich davon in der Woche etwa verwischt haben könnte, wieder aufzufrischen. Diese Vorträge mit Bequemlichkeit und ungestört anhören zu können, bauen sie sich Sitze; über die Lage dieser Sitze gegen die Stelle, von welcher das Wort allen Ohren gleich reichlich zuströmte (denn von einem Bethesda*) ist hier die Rede nicht), zanken sie sich. Und über diesem Zank werden ein Paar Christenohren abgeschnitten, ein junges und schönes Mädchen stirbt vor Schrecken, und ein Mann unschuldig unter Henkers Händen! — Daß Frau Ralph gerade am Anniversario von Carrol's Execution starb, ist wohl nicht bloßer Zufall. Mehrere Jahre vor ihrem Tode ward Carrol's Unschuld klar. Sie hatte den armen Teufel mit irländischer Hastigkeit und Übereilung an den Galgen geschworen. Es trinkt sich mit schlechtem Appetit aus dem Lebensbecher, wenn ein solcher bitterer Bodensatz sich mit jedem Zuge mischt. Der Octobertag mag ihr wohl jährlich bitterer

---

*) Der aus dem Evangelio Johannis, Cap. 5., bekannte ehemalige Teich der Barmherzigkeit, dessen Wasser denjenigen heilte, der sich zuerst in ihm badete, nachdem er von einem Engel bewegt worden war.

und bitterer geworden sein, bis endlich die Schwäche des Alters und seine Empfindlichkeit den Lebensfaden zu dem Grade verdünnt hatten, daß es ihn zu zerreißen Nichts weiter bedurfte, als der Erinnerung: heute sind es neunzehn Jahre, daß bloß durch dich ein Mensch unschuldig am Galgen gestorben ist.

Über Ernährung, Kochen und Kostsparkunst.

(Götting. Taschenkalender 1797. S. 137—156.)

Nachstehende Blätter sind hauptsächlich aus einer der neuesten Schriften des Grafen von Rumford (ehemaligen Sir Benjamin Thompson's) gezogen *). Bei dem Reichthum von neuer Materie, die sie enthalten, kann von uns hier Nichts

*) *Count Rumford's* Experimental Essays, political, economical and philosophical. London 1796, wovon eine Übersetzung im Verlag des weimarischen Industriecomtoirs angekündigt worden ist. Anm. des Verfassers.

Graf von Rumford, geb. 1752 auf der kleinen amerikanischen Insel Rumford. Diente während des amerik. Kriegs als Major in der englischen Armee, nach dem Frieden in bairischen Diensten. Churfürst Carl Theodor machte ihn zum Grafen und Generallieutenant. Kehrte 1808 nach England zurück; ließ sich 1812 in Frankreich nieder und starb 1814 zu Anteuil bei Paris.

als höchstens Erweckung der Neugierde auf das Buch selbst erwartet werden, Befriedigung keinesweges, ob wir uns gleich auch hier nur auf einen sehr kleinen Theil derselben einschränken. Graf von Rumford gehört unstreitig mit unter die ersten Naturforscher unserer Zeit. Alle Theile der Naturlehre, die er nur berührt, erhalten von seinem Genie Aufklärung und Erweiterung. Was er hier der Welt übergibt, sind nicht etwa bloß sinnreiche Speculationen, die immer, von einem solchen Genie angestellt, respectabel sein würden; es sind großentheils Versuche, alle nach einer sehr großen Scale in der wirklichen Welt ausgeführt. Seine Vermögensumstände sowohl, als übrige glückliche Lage in der Welt, setzen ihn in den Stand, seine Speculationen nicht allein, wo es nöthig ist, mit Aufwand zu verfolgen, sondern, wenn sie zur Reife gediehen sind, im Großen anzuwenden, und so nachher das Ganze, zugleich mit dessen Rechtfertigung zur Seite, bekannt zu machen. Wo würde unsere Naturlehre mit ihrer Anwendung auf das gemeine Leben nicht jetzt schon sein, wenn sie immer so behandelt würde, oder wenn Menschen, die sie so zu behandeln im Stande sind, ihr ihre Muße widmen wollten, wie Graf von Rumford? Gewöhnlich aber macht man aus jeder flüchtigen Hypothese ein Erwerbartikelchen, und zieht damit auf die Messe. Ist die Hypothese auf der einen abgesetzt, so verkauft man auf der nächsten den Widerruf davon, und die Erzählung aller Umstände, wodurch der Irrthum endlich an den Tag kam, und so bezahlt das Publikum am Ende ein künstliches Nichts immer dop-

pelt so theuer, als eine simple Realität. Nachstehende Gedanken befinden sich hier und da zerstreut in dem vortrefflichen Aufsatze über die Armenanstalten in Baiern. Graf Rumford ist bekanntlich Soldat in Churbaierischen Diensten, in welche er mit Erlaubniß Sr. Majestät unsers Königs im Jahr 1784 trat. Seine Hauptbeschäftigung war, ein neues System von Ordnung, Disciplin und Ökonomie unter den dortigen Truppen einzuführen. Hierbei hatte er beständig die große und wichtige Wahrheit vor Augen, daß keine besondere politische Anstalt in der Welt anders gut sein kann, als in sofern sie zum Besten des Ganzen beiträgt. Bei allen seinen Unternehmungen hierin, suchte er also beständig das Interesse des Soldaten mit dem Interesse des Bürgers zu verbinden, und das Militär, selbst in Friedenszeiten, zum öffentlichen Wohl mitwirken zu machen. Diesen großen Zweck zu erreichen, nämlich ein respectables stehendes Corps zu erhalten, das der Bevölkerung, den guten Sitten, den Manufacturen und dem Ackerbau so wenig als möglich schadete, war es nothwendig den Soldaten zum Bürger und den Bürger zum Soldaten zu machen. Was er zu dem Ende dort wirklich ausgeführt hat, wird man zu Anfang des ersten Versuchs mit Vergnügen und selbst nicht ohne Bewunderung lesen. Die Verbesserung des Soldatenstandes, mit jenem großen Zweck vor Augen, ernstlich gesucht, mußte nothwendig Reformen in andern Fächern der Staatsverwaltung und der Policei nach sich ziehen. Unter den mannichfaltigen Maaßregeln, wodurch der Soldat zur Mitwirkung zum öffentlichen Wohl in

Friedenszeiten gebracht werden konnte, schien keine von größerem Gewicht, als die, ihn zu brauchen das Land von Bettlern, Dieben und Vagabunden zu reinigen, mit denen Baiern zum Erstaunen, ja zum Unglaublichen, überall überschwemmt war. Allein dieses machte Unterhaltungsanstalten für diese Menschenclassen nothwendig. Denn daß man, wie sich Riesbeck*) ausdrückte, in Baiern die Heerstraßen ehemals mit Galgen bepflanzte, wie an andern Orten mit Wallnußbäumen, hatte nicht geholfen. So gab immer Eines das Andere. Dieses Gesindel mußte nämlich beschäftigt und gespeist werden. Diese Speise mußte nahrhaft, aber auch wohlfeil sein; dieses führte unsern großen Naturforscher auf die Untersuchung sowohl der Nahrhaftigkeit der Speisen und der Ernährung überhaupt, als auch der Wärmeökonomie und der Holzsparkunst. Seine Untersuchungen über die erstern theilt er in obengenannten Schriften mit, die über die letztern werden diesen bald folgen, und, aus dem Wenigen zu schließen, was uns aus Unterredungen mit dem vortrefflichen Erfinder davon bekannt geworden ist, jene für das menschliche Geschlecht so höchst interessante Wissenschaft um einen großen Schritt weiter bringen**).

---

*) Casp. Riesbeck, geb. 1750 zu Höchst, bei Frankfurt, gest. 1786 in Arau. Verfasser einer geschätzten Reise durch Deutschland, die zuerst 1783 in Zürich erschien.

**) Die Schrift über die Verbesserung der offnen Camine, so wie sie in England im Gebrauche sind, befindet sich schon

Unter allen Operationen der organischen Natur verdient schwerlich eine unsere Aufmerksamkeit mehr als die, wodurch Thiere und Pflanzen genähret werden und wachsen, und doch ist kaum irgend eine noch so wenig ernstlich untersucht worden als diese. Indessen hat der Hunger, den der gegenwärtige Krieg hier und da befürchten ließ, den Fleiß der Menschen mehr als jemals auf diesen Gegenstand gezogen. Beide Häuser des englischen Parlaments sowohl, als die Commission zur Beförderung des Ackerbaues (Board of Agriculture), sind aufmerksam darauf geworden, und man hat Hoffnung, sagt der Graf, daß von nun an die Sache der ernstlichsten Untersuchung unterworfen werden wird; sollte Dieses der Fall wirklich sein, so getraut er sich voraus zu sagen, daß die großen Vortheile, die daraus für das

---

in dieser Sammlung. Sie hat sehr großen Eindruck gemacht. Man hat alle Vorschläge durch den besten Erfolg gekrönt gesehen, und wie aus einem diesem Aufsatze vorgedruckten Briefe von Sir John Sinclair erhellt, so haben der Lord Provost und der Magistrat von Edinburg eine Summe verwilligt, einen Mann von London kommen zu lassen, um auch in ihrer Stadt den Plan in Ausübung zu bringen.

Anm. des Verfassers.

Sir John Sinclair, geb. 1754. Präsident der Gesellschaft des Ackerbaues, Parlamentsmitglied. Schrieb unter Anderm: History of the public revenue of the British Empire. 3 Voll. 3te Ausg. 1805. Statistical account of Scotland etc. 4 Voll. 1792—1799.

menschliche Geschlecht erwachsen müssen, das Schrecken, dem sie ihren Ursprung zu danken haben, in den Annalen der bürgerlichen Gesellschaft bis in die späteste Zeit merkwürdig machen werden.

Seitdem man weiß, fährt der Graf fort, daß das Wasser kein einfacher, sondern ein zusammengesetzter Stoff ist, hat die Lehre von der Ernährung sehr viel an Licht gewonnen. Man weiß nunmehr mit einem hohen Grade von Zuverlässigkeit, daß das Wasser bei der Ernährung und dem Wachsthum der Pflanzen eine sehr viel wichtigere Rolle, und diese auf eine andere Weise spielt, als die Naturforscher bisher geglaubt haben. Es ist nicht sowohl das Vehikel ihrer Nahrung, als vielmehr ein wichtiger Theil der Nahrung selbst. Es wird durch die Pflanzen zersetzt und ein Theil davon in die Substanz derselben aufgenommen; ja, der Dünger selbst trägt eigentlich nur mittelbar zu ihrer Ernährung bei, indem er jene Zersetzung des Wassers befördert. Von der Ernährung der Pflanzen zu der des thierischen Körpers ist aber nur ein geringer Schritt, den die strengste Analogie von so vielen Seiten her rechtfertigt. Da überdieß das Wasser zu beiden Processen unumgänglich nöthig ist, warum sollte es und seine Bestandtheile auch nicht hier eben so gut und auf eben die Weise zur Nahrung dienen als dort? Der Verfasser hat überwiegende Gründe, so etwas zu glauben. Seine lange Beschäftigung mit Speisung der Armen in München setzte ihn in den Stand, eine große Menge mannichfaltiger Versuche über diesen Punkt anzustellen, und der Erfolg überstie-

seine Erwartung. Er fand bald, daß die Kräftigkeit einer Suppe nicht sowohl von der Menge fester nahrhafter Theile in derselben, als vielmehr von einer schicklichen Auswahl derselben und der Behandlung des Feuers dabei abhänge. Es ist wirklich zum Erstaunen, wie wenig solide Nahrung nöthig ist, den Hunger zu stillen und Leben und Gesundheit zu erhalten, und mit wie geringem Aufwand der stärkste Mann und der thätigste Taglöhner bei der sauersten Arbeit gesättigt werden kann. Wie wenn es also mit den Speisen wäre, wie mit dem Dünger bei den Pflanzen, und die solideren, z. B. mit den Suppen gemischten Theile, bloß dienten, die Zersetzung der Flüssigkeit zu befördern? Es kann kaum anders sein, wenn man bedenkt, daß eine Portion von 20 Unzen einer Suppe, wozu der Verfasser das Recept gibt, völlig hinreichend befunden worden ist, den Hunger einer erwachsenen Person zu stillen, und daß dennoch in dieser Portion kaum 6 Unzen soliden Stoffs waren. Der letztere bestand aus Gerstengraupen, Erbsen, Kartoffeln, einigen gedörrten Semmelschnitten, und dem nöthigen Salze; der flüssige Theil bloß aus Wasser und etwas Essig. So wird es auch begreiflich, wie man im Werkhause zu München 1200 Menschen täglich mit einer kräftigen Suppe hat speisen und sättigen können, die, Kost und Lohn von drei weiblichen und zwei männlichen Bedienten, Feuerung und sogar die jährlich nöthigen Küchenreparaturen mit eingerechnet, nur etwas über eilftehalb Thaler kostete. Das beträgt für die Portion zu 20 Unzen (*Avoir dupois*), nicht einmal drei Pfennige hiesigen

Geldes. Noch wohlfeiler, fast in dem Verhältniß von 4 zu 3, wurde die Suppe, als man Kartoffeln hinzuthun, und dadurch die andern kostbarern Zuthaten ersparen konnte. Man liest nämlich hier mit Verwunderung, daß noch vor noch nicht gar langer Zeit die Kartoffeln in Baiern fast gänzlich unbekannt waren, und nachher, als man sie einführte, so stark, zumal von den Armen, verabscheut wurden, daß man sie in dem Werkhause schlechterdings heimlich einführen mußte. In einem entlegenen Winkel des Gebäudes wurde ein Zimmer zur Küche zurecht gemacht, und darin die Kartoffeln so lange gekocht, bis alle Textur, woran man sie noch hätte erkennen können, zerstört war. So mischte man sie mit der Suppe. Allein die Kostgänger bemerkten bald, daß sich ihre Suppe gar sehr verbessert hatte, und gaben der Abänderung ihren Beifall endlich so deutlich und laut, daß man nicht länger Anstand nahm, ihnen das Geheimniß zu eröffnen; und nun sind sie so sehr für die Kartoffeln eingenommen, daß man ohne dieselben nicht leicht mit ihnen mehr würde fertig werden können. Die Art und Weise, wie hier das Directorium ein, allerdings ganz respectables, Corps armer Menschen behandelte, zeigt, daß ein eben so feiner Menschenkenner und Menschenfreund, als großer Naturforscher, an der Spitze desselben steht. An andern Orten hätte man vielleicht, um die Kartoffeln schmackhaft zu machen, die Peitsche mit dem Eßlöffel verbunden, oder die Gesellschaft in eine Art von Belagerungszustand gesetzt und hungern lassen. — Die gedörrten Brotschnitte werden hinzugethan, um das Kauen zu verlängern,

und das mit dem Essen verbundene Vergnügen (*the pleasure of eating*), das sich Niemand gern nehmen läßt, zu vermehren. Dieses Vergnügen, dem unser Verfasser, mit weisem Vorbedacht, ein eignes Kapitel gewidmet hat, wird theils dadurch befördert, daß man der eigentlich nährenden, aber öfters geschmacklosen, Substanz einen angenehmen Geschmack zu geben sucht, welches durch eine Menge sehr wohlfeiler Mittel, worunter das Salz selbst gehört, erhalten werden kann, und dann, daß man dem schnellen Verschlucken vorbeugt, und zum Kauen nöthigt. Dieses Letztere wird nun durch die Schnitte befördert, die an sich geschmacklos sind. Man röstet sie deßwegen zuweilen, und öfters sogar in einer Fettigkeit, die das Eindringen des Wassers, und folglich das schnelle Zergehen derselben hindert, und daher das Kauen immer nothwendiger macht. Was hierauf der Verfasser über die Art sagt, wie der Soldat in Baiern gespeist wird, verdient gewiß die Aufmerksamkeit der Personen, von deren Direction das Wohlbefinden dieses Standes abhängt, und ist mit einer so lehrreichen Umständlichkeit und Präcision erzählt, die Nichts zu wünschen übrig läßt.

Um aber diese Absicht, sowohl in Rücksicht auf die Nahrhaftigkeit und die Wohlfeile der Speisen, sicher zu erreichen, kommt es gar sehr auf die Art zu kochen und die Behandlung des Feuers an. Es muß Nichts übereilt, Alles lange und langsam gekocht werden, ja es ist sehr viel besser, die Suppe mehr kochend heiß, als kochend zu erhalten. Es ist unglaublich, wie sehr hierin nicht bloß in den Küchen, sondern auch in allen

Werkstätten, worin gekocht werden muß, gefehlt wird. Ich will nur auf einen Hauptumstand aufmerksam machen, der erst in künftigen Aufsätzen des Grafen vollständig erörtert werden wird. Jeder Anfänger in der neuern Naturlehre kennt die ungeheure latente Wärme der Dämpfe des kochenden Wassers. Beim Wasserkochen werden also in einer Stadt oft tausende von Klafterholz verbrannt, kochend heißen Dampf zu erzeugen, der Niemanden dient; er verliert sich in der Luft. An seinem Wasser freilich ist nichts verloren, aber an seiner kostspieligen Hitze sehr viel. Wenn uns der nächste Regen das erstere mit großen Procenten wieder gibt, so ist letztere mit allen den Procenten, die sie hätte bringen können, verloren. Wasser kochend, das heißt aufwallend, zu erhalten, erfordert unglaublichen Aufwand von Brennmaterialien, bloß zur Erzeugung eines unnützen Dampfs in einer solchen Menge, als sich bei jenen heftigen Aufwallungen erzeugt. Hingegen Wasser, das Einmal gekocht hat, kochend heiß zu erhalten, erfordert nur wenig Feuerung, und doch ist gewiß bei neun Operationen unter zehn, wobei Wasser gekocht wird, letzteres nicht bloß hinreichend, sondern vortheilhafter auch in Rücksicht der Vereinigung des Gekochten mit dem Wasser. Bei unsern Theemaschinen hat man auch längst, ohne den eigentlichen Grund des Verfahrens zu kennen, davon Gebrauch gemacht; auch den einmal kochenden Theekessel öfters über Nachtlichtern mit Vortheil aufgehängt. Wer, um Wasser bloß kochend heiß zu erhalten, es immer kochend erhält, verfährt nicht klüger, als der, der einen Be-

cher Weins bis zum Überlaufen voll zu erhalten, immer Wein zugießen wollte, der alle wieder abflösse. Je schneller er zugösse, desto mehr würde ablaufen. Je mehr man Feuer unter das kochende Wasser macht, desto mehr Dampf entsteht; allein so wie dort der Becher nicht voller wird durch das Zugießen, so wird hier das Wasser nicht heißer durch das verstärkte Feuer. So wie es also bei dem Becher sehr viel rathsamer gewesen wäre, ihn erst so hoch als möglich anzufüllen, und dann allenfalls das, was verdampft, oder sonst verspillt wird, mit Vorsicht wieder nachzutragen, eben so auch hier. Wenn der Kessel bedeckt und überhaupt zwischen Materien eingeschlossen ist, die die Wärme wenig fortleiten, und man einmal weiß, wie viel ein solches mit kochend heißem Wasser angefülltes Gefäß in einer gegebenen Zeit an Hitze verliert, so läßt sich dieser Verlust mit sehr geringem Aufwand ersetzen, und der Endzweck des Kochens völlig erreichen. Zur Probe von dem Unterschied zwischen der gewöhnlichen empirischen Kocherei und einem vernunftmäßigen Kochen: Bei Speisung der Soldaten wurde, was die Feuerung anbetrifft, noch auf die gewöhnliche Weise verfahren und in irdenen Töpfen gekocht, und im Durchschnitt kam auf ein Pfund Suppe gahr zu machen, fast ein Pfund Holz ($^{10}/_{11}$). In dem neuen Werkhause, wo man wissenschaftlich verfuhr, wurden 600 Pfund Suppe mit 44 Pfund Tannenholz gahr gekocht. Dieses gibt eine Holzersparniß in dem Verhältniß von fast 13 zu 1. Das ist doch fürwahr keine Kleinigkeit, mit einer Klafter Holz eben so viel ausrichten zu können, als

ein Anderer mit einem Dutzend und darüber. Merkwürdig ist noch, daß das Kochen im Werkhause fünftehalb Stunden dauerte, bei den Soldaten nur drittehalb. Hier zeigt sich eine kleine Verwandtschaft mit dem mechanischen Gesetz, daß was man an Kraft gewinnt, an der Zeit verloren wird, die aber hier von gar keinem Belang ist, und selbst noch von sehr geringem sein würde, wenn sich die Köche die Zeit bezahlen ließen, und der Lohn sich verhielte, wie die gebrauchte Zeit. Freilich um diese so höchst vortheilhafte Verfahrungsart ganz kennen zu lernen, werden wir erst die übrigen Abhandlungen des Grafen abwarten müssen, denn selbst Einiges von dem, was ich hier beigebracht habe, ist mir aus der Unterredung mit ihm bekannt, aber jetzt (August 1796) vermuthlich schon in London gedruckt. Doch kann ein Umstand nicht übergangen werden, dessen auch schon in diesen Versuchen gedacht wird. Um die Hitze so viel als möglich zusammenzuhalten, müssen die Gefäße gut bedeckt und nicht zu oft geöffnet werden. So würden aber die Speisen leicht anbrennen. Dieses zu verhindern, werden die Böden der Kessel doppelt gemacht. Inwendig in dem Kessel wird nämlich ein zweiter Boden angenietet, nur muß dieses mit sehr kleinen Nägeln geschehen, weil die Speisen um die Köpfe starker Nägel herum leicht etwas anbrennen. Übrigens kann der innere Boden den Kessel ganz durchaus berühren, denn die kleinste Luftschicht, oder bloß der Mangel an physischer Cohäsion zwischen den beiden Böden, ist hinreichend dem Anbrennen vorzubeugen. Der größeren Festigkeit wegen,

kann man auch die beiden Böden noch, außer dem Rand, an verschiedenen Stellen zusammennieten. Beim Verzinnen des Kessels wird gesorgt, daß das Zinn sich an dem Rande des innern Bodens etwas setzt, um dem Eindringen des Wassers zwischen beide Böden vorzubeugen.

Wenn erst langsames und langes Kochen, wie wir gesehen haben, mit Holzersparung vereint werden kann, so wird manches Gericht an Nahrhaftigkeit und Schmackhaftigkeit unendlich gewinnen. Übereiltes Gahrmachen ist beiden so nachtheilig als übereiltes Verschlucken. Der türkische Weitzen, den immer ein gewisser roher Geschmack noch von der Küche entfernte, wird, auf diese Weise behandelt, eines der schmackhaftesten und nahrhaftesten Mittel, die es gibt, und übertrifft sogar hierin den Reis. Dieses haben selbst die Neger in Nordamerica und Westindien ausersunden; sie pflegen da, mehr deutlich als anständig, in ihrer Sprache zu sagen: der Reis wird in unsern Bäuchen zu Wasser und fließt ab; der Maiz bleibt bei uns, und gibt uns Kraft zu arbeiten. —

Aus diesen wenigen Proben wird man ersehen, was aus der Kochkunst gemacht werden kann, sobald sie ein einsichtsvoller Physiker seiner Aufmerksamkeit würdigt. Vermuthlich sind auch die Zeiten nicht mehr fern, da Physik und Chemie, denen die lateinische Küche, ich meine die Apotheke, so Vieles, wo nicht gar Alles, zu danken hat, ihre Herrschaft auch über die populäre Hausapotheke, ich meine die Küche, erstrecken wird. Da sie so viel geleistet haben, die Apotheke, die sonst wie eine

Art von Fegfeuer, dicht zwischen Küche und Kirchhof lag *), so weit als möglich von dem letztern abzurücken, so wäre es unstreitig ihr größter Triumph, sie auch so weit als möglich von ersterer zu entfernen, die noch immer Hand in Hand gehen und sich einander in die Hände arbeiten.

Nun zum Beschluß dieser kurzen Kritik der Kochkünste ein

Recept zu einem schmackhaften und kräftigen Punsch,

welches in einer der Abhandlungen nur beiläufig und in einer Note vorkommt: Man läßt in dem dazu bestimmten Wasser eine Handvoll Reis zwei bis drei Stunden kochen, und verfährt übrigens wie gewöhnlich.

---

*) Zu Elze, einem hildesheimischen Städtchen †), an der Poststraße zwischen Eimbeck und Hannover, war ein Theil hiervon, ehemals wenigstens, bildlich zu sehen. Da lag die Apotheke dicht am Kirchhofe, und es war unmöglich, vorbeizufahren, ohne an das: Sic pagina jungit amicos zu denken. Eine französische Küche von der andern Seite hätte das Kleeblatt und die Zahl der guten Dinge vollkommen gemacht.
Anm. des Verfassers.

†) Ist seit 1813 hannöverisch.

Anhang zu vorstehendem Artikel.

(Götting. Taschenkalender 1797. S. 157—160, wo der Artikel unter der Rubrik Miscellaneen ꝛc. steht.)

a) Vom Feuer.

Aus dem unmittelbar vorstehenden Artikel erkennt man schon, wie wenigen Gebrauch man bisher im Ernst in der Haushaltung, Gewerben und Künsten von demjenigen gemacht hat, was die Physik von dem Feuer und dessen vortheilhafter Unterhaltung bereits sehr deutlich lehrt. Es scheint, als wenn die Noth hier zum zweiten Mal als Lehrmeisterin auftreten müßte, die Menschen klüger zu machen. Noch immer besteht die Wolke, die über London schwebt, aus Tausenden von Scheffeln von Steinkohlen, die die Ungeschicklichkeit da hinauf wegwirft, ohne den mindesten Gewinn, als etwa den, die Sonne zu verfinstern und die Häuser mit Ruß zu bepudern. Mit unserm Rauch aus den Schornsteinen ist es nicht viel besser; es ist weggeworfenes oder eigentlich ohne allen vernünftigen Zweck gänzlich zerstörtes Brennholz. Zumal verstehen die

Bäcker die Kunst, uns unser Brot durch solche Rauchopfer zu vertheuern. Feuer, das jetzt bei unsern gegenwärtigen Kenntnissen unter der Direction des Menschen brennt, sollte bloß dienen, nie herrschen und nie mehr verzehren, als gerade zu dem Dienst, den es leistet, nöthig ist. Allein selbst da, wo man sich sonst manche Bequemlichkeit versagt, heizet, kochet und siedet man noch gewöhnlich auf einen sehr hohen Fuß, ich meine mit zwei-, dreimal so großem Aufwand von Feuer, als nöthig ist. Freilich, um Alles, was Physik und Chemie hierüber lehren, nun in das bürgerliche Leben überzutragen, dazu sind Einrichtungen nöthig, die oft, bis die beste gefunden ist, großen Aufwand erfordern. Holz und Kohlen zu verbrennen, ist sehr leicht. Den Rauch mit zu verbrennen, so daß man die Schornsteine inwendig könnte anweißen lassen, ohne Gefahr sie deßwegen früher beschmutzt zu sehen, als manche Wohnstube; dadurch die größtmögliche Hitze zu erhalten, und diese Hitze ganz zu dem vorgesetzten Zweck hinzuleiten, ist möglich, allein es auf die wohlfeilste Art auszuführen, macht Versuche nöthig. Ist die Einrichtung gefunden, so ist die Sache gewöhnlich leicht nachgemacht. Bei der englischen Dampfmaschine hat man diese Einrichtung bereits getroffen. Diese Anstalten werden freilich immer etwas von der argandschen Lampe haben müssen, die eigentlich ein kleiner Windofen ist, bei dessen Feuer man bloß sehen, so wie der Windofen eine argandsche Lampe darstellt, bei deren Feuer man sich bloß wärmen will. Aber in besondern Fällen sind, wenn man auch gleich dieses weiß, die

Anwendungen nicht leicht. Was für ein Feld für Große und Reiche mit solchen Versuchen dem Dürftigern vorzugehen, und, möchte man hinzusetzen, über ihn zu herrschen! Wem wird nicht Ungleichheit des Standes und Vermögens verehrungswürdig sein, wenn sie sich unter dieser Form zeigen? Auch ist die Sache Gottlob! so selten nicht, eben weil das Studium der Natur einen unwiderstehlichen Reiz für den unbefangenen Menschen hat, der nur bloß durch Erziehungskünste abgestumpft werden kann. Der große Naturforscher, von welchem im vorhergehenden Artikel die Rede war, verdient auch hierin Allen von seinem Rang und Glücksumständen zum bleibenden Muster aufgestellt zu werden. Nicht allein viele von seinen Einrichtungen, die er nun jedermann so leicht hingibt, haben ihm sehr großen Aufwand verursacht, sondern er hat, wie ich höre, in England sowohl als America (seinem Vaterlande, wo ich nicht irre), Capitalien niedergelegt, von deren Ertrag jeder belohnt werden soll, der die Lehre vom Feuer und dessen Behandlung zum Nutzen des gemeinen Lebens mit neuen Entdeckungen bereichern wird. Wie Viele gibt es nicht in Deutschland, die den Grafen, wenigstens in dem letzten Punkt, nachahmen könnten, und wie Viele ahmen ihn nach?

b) Über ökonomische Behandlung der Wasserdämpfe.

(Götting. Taschenkalender 1798. S. 190 — 195.)

Es ist im Taschenbuche vom vorigen Jahre *) bereits gesagt worden, daß die Dämpfe des kochenden Wassers eine ungeheure Menge Hitze wegnehmen, die völlig, mit allem Aufwand von Brennmaterialien, wodurch sie erzeugt werden muß, verloren geht. Von der Wahrheit dieser Behauptung kann man sich schon durch folgende Betrachtung überzeugen, die wohl für Niemand zu schwer sein wird. Es ist eine völlig ausgemachte Wahrheit, daß, wenn man um einen großen Kessel mit Wasser ein Feuer machte, das hinlänglich wäre Kupfer und Gold zu schmelzen, so würde das Wasser, vorausgesetzt, daß dessen Dämpfe einen freien Abzug hätten, doch nur die geringe Hitze von 212° Fahrenheit, annehmen, und der Kessel würde nicht eher schmelzen, bis alles Wasser verkocht wäre. Was ist es hier, das das Wasser so sehr abkühlt? Nichts Anderes, als der aufsteigende Dampf. Das kochende Wasser befindet sich in der Mitte zwischen einem Heizer und einem Abkühler, einem positiven und einem negativen Feuerquell, die immer gleich viel geben, daher nimmt dessen Hitze nicht zu, aus eben der schönen Ur-

*) S. den vorhergehenden Aufsatz: Vom Feuer.

sache, warum ein Gefäß nicht voll werden kann, wenn unten so Viel abfließt, als oben hineingegossen wird. Nur findet hier noch der nicht sehr tröstliche Unterschied Statt, daß das Gefäß doch angefüllt werden kann, wenn ich mehr zugösse, als abfließt, dieses aber beim Feuer unmöglich ist, denn je mehr Hitze zugeführt wird, desto mehr erweitert sich das Loch, durch das sie abfließt, und Einnahme und Ausgabe bleiben immer gleich. Alles was das stärkere Zufeuern bewirkt, ist Beschleunigung des Prozesses. Der Kessel, der bei einem schwachen Feuer Tage gebraucht hätte, um zu verkochen, verkocht nun vielleicht in wenigen Stunden, aber das Wasser ist während des Prozesses in einem so heiß, als im andern. — In diesem Punkte nun ist die Haushaltungskunst weit hinter der Naturlehre zurückgeblieben, mit welcher sie, wo möglich, gleichen Schritt zu halten suchen sollte. Daß man in vielen Fällen eine Menge Brennmaterialien ersparen könnte, wenn man Wasser statt kochend zu erhalten, bloß kochend heiß oder nahe dabei erhielte, ist schon oben angezeigt worden. Wo aber Dieses nicht gut angeht, sollte man wenigstens suchen, die ungeheure Menge von Feuerwesen in den Dämpfen zu nützen. Wenn man zum Beispiel an den Deckel eines dicht verschlossenen Kessels mit Wasser, ein krummgebogenes Rohr anlöthet, dessen anderes Ende man bis an den Boden eines mit kaltem Wasser angefüllten hölzernen Eimers leitet, so kann man, wenn das Wasser im Kessel kocht, auch dem im Eimer die Hitze des kochenden geben, und das bloß durch den Wasserdampf aus

dem Kessel, der ohne diesen Gebrauch in den Schornstein gegangen wäre. So wurden hier Kartoffeln in einem hölzernen Eimer in einer halben Stunde bis zum Zerplatzen gahr gekocht. Der Versuch sah drollig genug aus. Das Wasser in dem bloß blechernen Gefäße kochte bei einem sehr mäßigen Feuer auf einem Dreifuß im Camin, und der Eimer mit den Kartoffeln stand frei auf dem Fußboden des Zimmers. Doch hatte man die Vorsicht gebraucht, auch den Eimer mit einem hölzernen Deckel zu schließen, durch den das Rohr ging. Dessen ungeachtet entwischte da noch eine große Menge kochend heißer Dämpfe, die man wieder in einen zweiten Eimer hätte leiten können, u. s. f. Daß man das im Kessel kochende Wasser noch hätte nutzen können, versteht sich von selbst, und ist eigentlich das, was hier den Vortheil ausmacht. Es ist überhaupt unverzeihlich, daß man noch bei dem sich überall zeigenden Holzmangel, der noch am Ende gar einmal Völkerwanderungen verursachen könnte, mit dem so kostbaren Feuer so wirthschaftet, wie mit dem Wasser, das Nichts kostet. Hr. Wedgwood*) hat mit seinem Pyrometer gefunden, daß bei einigen englischen Glas- und Schmelzhütten die Hitze viel zu

*) Josias Wedgwood, geb. 1730, gest. 1795. Chef einer englischen Porcellanfabrik, Mitglied der k. Societät in London und der Alterthumsforscher; veranlaßte den Ankauf der ersten Sammlung der hamiltonschen hetrurischen Vasen durch die Nation.

groß ist. Sollte es bei den unsrigen anders sein? In den Küchen gehet es nicht besser her. Könnten die Köche, die ja ohnehin ein Geschlecht ausmachen, das zwischen dem zweiten und dritten Stande schwebt, wie die Fledermäuse zwischen den Vögeln und Säugethieren, auch Wärme versuchen (kosten) lernen, wie sie Saucen versuchen. Der Gebrauch des Thermometers ist ja nicht schwer. Man könnte eines in dem Kochlöffelstiel anbringen. — Doch ich muß abbrechen, damit nicht ein Spötter glaubt, ich habe die Idee zu einem solchen Thermometer aus Hrn. Marlowe's Auktionskatalog genommen, und den Artikel dort verschwiegen *).

*) Vergleiche den unten S. 162 folgenden Aufsatz: Verzeichniß einer Sammlung von Geräthschaften, welche — öffentlich verauctionirt werden sollen.

Das war mir einmal eine Wurst.

(Ein Beitrag zur Theorie der Processionen.)

(Götting. Taschenkalender 1798. S. 121—131.)

Man kann sich, dünkt mich, ohne dem Begriffe sonderliche Gewalt anzuthun, jede Procession von Menschen im Zuge, es mögen nun immer je einer nach dem andern, oder ihrer je zwei und zwei, oder je drei und drei, u. s. f. hinter einander aufmarschiren, als eine Schnur gedenken, auf die man sie aufgereihet hat, zu allerlei Gebrauch, etwa wie Corallen, Perlen, Morcheln und dergl. Ist diese Vergleichung, woran ich nicht zweifle, richtig, so verdiente wohl bei der Theorie der Processionen die Schnur hauptsächlich Rücksicht, da jedermann bekannt ist, daß weder Corallen noch Perlen, noch Morcheln, auf Schnüren wachsen, und erst manche Vorbereitung erfordern, ehe sie sich auf Fäden ziehen lassen. Nun habe ich mit meinen eigenen Augen gesehen, daß sich nahe an tausend Menschen, von einem etwas feisten Manne, mit einer Wachskerze in der Hand, nicht bloß durch alle Straßen der Stadt schleifen ließen, son-

dern obendrein einen ganzen Berg hinauf, und alles dieses ging so glatt und gerade durch, daß an keiner Ecke und an keiner Schenke auch nur eine einzige dieser Perlen hängen geblieben wäre. Das muß eine sonderbare Schnur sein, dachte ich, denn wenn ich auch gleich begriff, wie dieses oder jenes mikroskopische Perlchen sich an dem feinen, mir wenigstens unsichtbaren, Faden fortschleppen ließ: so war es mir unbegreiflich, wie der nächste Nachbar derselben, ein grober, bleierner Sechspfünder eben so leicht folgte. Bei diesen Schwierigkeiten, die die Theorie der Schnur bei Processionen darbietet, habe ich mich eines bekannten Erfindungsmittels bedient, das freilich, wie alle künstliche Erfindungsmittel, den ehrlichsten Mann zuweilen im Stich läßt. Ich habe Alles compilirt, was ich über Processionen, mit Wachslichtern, Crucifixen, Fahnen, heiligen Lumpen, Cocarden ein- zwei- und dreifarbigen u. s. f. auftreiben konnte, und endlich das Glück gehabt, einen sichtbaren Faden zu finden, der durch Analogie auf die unsichtbaren in allen übrigen zu führen vielleicht im Stande ist. Es ist immer viel gewonnen, wenn man unter verwandten Dingen ein einziges ganz kennt. Wer nicht weiß, wo die Schwalben im Winter hinkommen, hat, wo nicht Alles, doch das Beste gewiß gewonnen, wenn er entdeckt, was zu der Zeit aus den Störchen wird.

Die Procession, auf die hier gezielet wird, ist nämlich eine, worin sich der Faden sogar mehr als einem Sinne offenbaret, und die also folglich der größten Aufmerksamkeit eines Jeden

werth ist, der weiter über diesen Zweig menschlicher Handlungen, der sogar am Ende mit dem gesellschaftlichen Vertrag überhaupt aus einem Stamme zu sprossen scheint, nachdenken will. — Die Scene liegt zu Königsberg in Preußen, also in dem Lande, dem wir das einzig wahre Weltsystem, die einzig wahre Philosophie, und die einzig wahre Taktik bereits zu danken haben, und, man sollte denken, die einzig wahre Theorie von Processionsschnüren, wenn sie dort entdeckbar gemacht worden sein sollte, wäre einer solchen Gesellschaft nicht ganz unwürdig.

Der Faden, worauf die Menschen bei dieser Procession sichtbarlich gereihet waren, und an welcher sie einher geschleift wurden, war eine Bratwurst, und zwar eine Bratwurst von nicht weniger als einer Länge von 1005, schreibe Ein Tausend und fünf Ellen oder zwei Tausend und zehn Fuß. Was für eine Wurst! So wird gewiß mancher Leser ausrufen, und selbst in der hiesigen Gegend, die doch in ganz Deutschland gleichsam für das eigentliche Gosen der Würste angesehen wird. Solche Wurstprocessionen waren zwar in Preußen nicht selten, und Casp. Henneberger*) hat in seiner Erklärung der preuß. Landtafel Fol. 190, 191 umständliche Nachricht davon gegeben, allein gegenwärtige übertrifft jene alle. Ich entlehne die Nachricht davon, größtentheils wörtlich, aus Lilienthal's**) erläutertem Preußen, worin sie sich

*) Pfarrer des großen Hospitals in Königsberg. Geb. 1529. in Thüringen, gest. 1600.

**) Michael Lilienthal, geb. 1686 zu Liebstadt in Preußen,

im ersten Bande S. 77 ff. und zwar, wie ausdrücklich erinnert wird, aus einem Diario MSpto genommen, befindet.

„Anno 1601. den 1. Jan. haben die Fleischer allhier zu Königsberg eine Wurst 1005 Ellen lang durch die Städte Königsberg nach Schloß getragen, und Ihro Fürstl. Gnaden davon etliche Ellen verehret, weil sie innerhalb 18 Jahren keine gemacht hatten. Sie sind mit Drommeln und Pfeiffen aufgezogen, vornan ein Führer mit einem Spiese, wohl ausgeputzt mit Federn und Binden, mit fliegender weißen und grünen Fahne. Diesen sind gefolget 103 Fleischhauerknechte, haben die Wurst getragen. Auf beiden Seiten sind beiher gegangen, welche die Wurst in Acht nahmen, daß sie nicht Schaden litte. Wie sie nach Schloß sind gekommen, haben sie Ihrer Fürstl. Gnaden verehret 130 Ellen von selbiger Wurst. Vom Schloß sind sie über die Schmiedebrücke in den Kneiphof, von da durch die Altstadt in den Löwenicht gezogen, allda sind sie von den Beckern empfangen worden, welchen sie auch viel Ellen von selbiger Wurst geschenket, und von den Beckern nachmahls zu Gaste behalten worden, auch bis in die Nacht zusammen lustig gewesen.

Auf Begehren Fürstl. Durchlaucht ist von den Fleischhauern, was die lange Wurst gekostet, und drauf gegangen alles aufs fleißigste überschlagen und zum Bericht aufgesetzet worden:

---

gest. in Königsberg 1750. Mitglied der Societät der Wissenschaften in Berlin und Petersburg.

Die Wurst ist 1005 Ellen lang, hat gewogen 22 Stein und 5 Pfund, thut 885 Pfund. Dazu ist kein ander Fleisch gekommen, als: 81 lautere Schweineschinken; 118 Mr. 10 gr.

Die Därme von 45 Schweinen (wahrscheinlich noch von andern, die ihre Schinken nicht dazu hergegeben hatten).			
Item anderthalb Tonnen Salz; . .	3 —	5 —	
Item anderthalb Tonnen Bier; . .	3 —		
Item 18 und 1/4 Pfund Pfeffer; . .	24 —	13 —	
Item haben daran gearbeitet 3 Meister, 87 Gesellen, thut 90 Personen:			
Haben dabei ausgetrunken 2 Faß und eine Tonne Bier. Aber die ganze Zeche über ist aufgegangen ungefähr 40 Faß Bier, jedes Faß 12 Mark thut	480 —		
Den ersten Tag daran gearbeitet von 6 Uhr des Morgens an bis auf den Abend um 7; des andern Tages von 8 bis um 1. Der Kränze (womit sie geschmückt war) sind gewesen 109, haben gekostet	112 —	16 —	3 Pf.
Summa	743 —	14 —	3 —

An Thalern, den Thaler zu 36 gr. gerechnet, thut 412 Thaler 16 gr. 3 Pf. *)".

---

*) Sollte nach der Summe in Marken zu 20 gr. wohl

„Zu dieser Wurst hatten die Kuchenbecker acht große Strützel (Striezel) und sechs große runde Kringel gebacken, und auf Fürstl. Durchl. gnädiges Begehren berichtet, was bei Backung der großen Strützel aufgegangen und dazu gekommen." Weil diese Geschichte eigentlich nicht mehr zu jenem ersten großen Phänomen gerechnet werden kann; so lassen wir hier die detaillirte Specification weg, und führen nur an, daß zu diesen Strützeln, Kringeln und Bretzeln 12 Scheffel Weitzen genommen worden, daß der Strützel achte, und darunter zwei von $9\frac{1}{2}$ Fuß Länge, der Bretzeln aber sechs gewesen sind, die, mit dem verbrannten Holz, der Höwe (Hefen), Salz, zwei Pfund Anis, dem angebrachten, aus Pfefferkuchenteich gebackenen und vergoldeten Beckergesellenwappen, den Löwenköpfen, Sonne, Mond, Sternen und Kronen aus gleichem Teig, nicht mehr als 43 Mr. 3 gr., also nur etwa 24 Thaler, gekostet haben. Dafür sind es aber auch nun nahe an 200 Jahre her, wo das Geld noch nicht so wohlfeil war wie jetzt. Durch diese Betrachtung wird auch die Wurst von 412 Thalern noch sehr viel respectabler, ob sie gleich keines weiteren Raisonnements bedarf, um jeden, der Gefühl für diese Art von Producten der Kunst hat, mit Respect für sich zu erfüllen.

heißen 413 Thlr. 6 gr. 3 Pf., allein auch jene Summe ist unrichtig, sie ist eigentlich = 742 Mr. 4 gr. 3 Pf., welches 412 Thaler 12 gr. 3 Pf. macht. Hr. Lilienthal gedenkt auch eines Irrthums überhaupt, fügt aber hinzu, daß Alles so im Manuscript stehe. Anm. des Verfassers.

Artig ist hierbei, daß die Becker, die eigentlich nicht aufzogen, sondern bloß die andern empfingen, und also wahrscheinlich nur in kurzen Gliedern, oder wohl gar nur im Kreise standen, sich auch durch kurze Striezel, Bretzeln und Kringel gleichsam zusammengebunden hatten, dahingegen die Fleischhauerknechte, gerade, wie ihre Wurst, eine Linie von 1005 Ellen formirten. Nach geschehenem Verein wird sich auch die Wurst aufgerollt haben, und da läßt sich doch wirklich auch kein schöneres Sinnbild von Segen, Frieden und Eintracht unter Wesen, die doch nun einmal etwas Derberes sind, als mathematische oder metaphysische Pünktchen, gedenken, als ein Trupp fröhlicher Fleischer- und Beckerknechte, um die sich eine Bratwurst schlingt, die am Ende, wo sie geknüpft werden muß, sich gleichsam in eine Bandschleife von Bretzeln und Kringeln und in Trotteln von Striezeln verwandelt. So was verdiente gemalt zu werden. Die Procession ist auch wirklich gemalt worden, und zwar im altstädtischen Gemeingarten zu Königsberg, unten an der Wand. Ja man hat das Gemälde sogar im Jahr 1691 renovirt. Dieses hätte billig erst im Jahr 1701 geschehen müssen, so hätte sich Alles leichter behalten lassen. Die oben von uns angegebene Vorstellung ist mehr für die Bearbeitung des Medailleurs, und ich hoffe, man wird das Jahr 1801 nicht ohne eine solche Erneuerung vorübergehen lassen, oder, noch besser, die Procession selbst erneuern. Noch herzlicher aber ist der Wunsch, und selbst die Hoffnung, daß in meinem armen, zerrütteten Vaterlande, und namentlich am linken Ufer des Rheins, der

Malern und Medailleuren, noch vor dem Jahr 1801, Stoff zur Verewigung solcher Processionen und solcher Gruppirungen gegeben werden möge. Ein einziges solches Bataillon *rond*, wie das königsbergische, das mit so vieler herzlichen Fröhlichkeit geschlossen worden ist, und eine einzige solche Wurstprocession wäre ihres Genies und ihres Fleißes unendlich würdiger, wenigstens als alle die Bataillons *quarrés* und die dortigen Fleischhauerprocessionen der Neufranken mit Fahnen und schwerem Geschütz. Diese bedürfen zu ihrer Verewigung weder des Malers, noch des Medailleurs. Die *Obligeance* der Bataillenerzähler (Geschichtschreiber) und die Segenswünsche der Länder, die sie zertreten haben, sind ihnen sichere Bürgen für ihren Nachruhm!

Die Anwendung dieser, wie wir hoffen, neuen Theorie der Processionen, erfolgt nach dem allgemeinen Frieden.

Eine kleine Aufgabe für die Übersetzer des Ovid in Deutschland.

(Götting. Taschenkalender 1798. S. 132—138.)

Dryden sagt: folgende beide schönen Verse aus Ovid's: Sappho an Phaon *), könnten nicht in gleich vielen Zeilen englisch gegeben werden:

Si, nisi quae forma poterit te digna videri,
Nulla futura tua est; nulla futura tua est.

Da dieses eine kleine Aufgabe nicht bloß für deutsche Dichter, sondern auch für Dichterinnen, die wohl hierin vorzüglich Rücksicht verdienen, sein soll: so will ich den Sinn jener Zeilen, umschrieben, hersetzen, in der sichern Überzeugung, daß vorzüglich die Dichterinnen, wenn sie ihn einmal gefaßt haben, auch den nächsten Weg vom Herzen zur Sprache, den sie, sich selbst überlassen, selten verfehlen, hier am sichersten finden werden. Es war ja eine Geschlechtsverwandte, die den Gedanken hatte,

*) Heroid. XV. 39 und 40.

und alle sind Erbinnen irgend einer kleinen Verlassenschaft dieses verewigten Mädchens.

Sappho sagt oder will sagen: Phaon! Wenn nur Die, die Deiner durch Schönheit würdig wäre, die Deinige werden kann: so kann nie eine die Deinige werden. — Dieses ist der Sinn, die Materie; die Form ist in der Schmelzung zu Prose größtentheils verloren gegangen. Für unsere Dichter bedurften die Zeilen keiner Erläuterung, für die Dichterinnen wird ein Wink von ihrem Phaon oder selbst ein Blick auf sein Bild, hinreichen, dem zerflossenen Ausdruck der Empfindung wieder die dichterisch-metrische Naturform, Krystallisation möchte ich sagen, wiederzugeben, die von Ewigkeit her immer einerlei war und es auch fernerhin sein wird. Getändelt hat Ovid, seiner Gewohnheit nach, auch hier ein wenig. Aber wer in aller Welt tändelt nicht in diesen Dingen zuweilen, auch selbst wenn er es ernstlich meint? Auch dieß ist ja Natur. Ich sollte denken, wenn nur die Empfindung, die der Tändelei zum Grunde liegt, richtig, wahr, stark und deutlich aus dem Herzen stammt, so adelt sie leicht jeden Ausdruck, zumal wenn er dem Ohre schmeichelt. — Die Wiederholungen der Worte in der zweiten Zeile, so wie sein berühmtes

Principium dulce est, sed finis *amoris amarus.*

gehören ganz zur Familie der Reime, und scheinen aus denselben Anlagen unseres Gemüthes zu stammen, die diesen hernach in Umlauf gebracht haben. Nun wieder zur Geschichte der Aufgabe.

Obgleich Dryden dieses behauptet hatte, fanden sich doch bald zwei englische Übersetzungen jener Zeilen ein, und zwar von demselben Manne, einem gewissen Herrn Corbyn Morris. Ich setze sie beide hierher, weil die darin genommenen Wendungen, wegen der Verwandtschaft unserer Sprache mit der englischen, einen deutschen Übersetzer vielleicht leiten können. Die Übersetzung wird man mir hoffentlich schenken.

(1)

If but to one, that's equally divine,
None you'll incline to, you'll to none incline.

(2)

If, save whose charms with equal lustre shine,
None ever thine can be, none ever can be thine.

Wäre es also nicht einmal der Mühe werth, zu versuchen, ob wir es im Deutschen nicht besser können? Denn ich zweifle sehr, ob die englische Übersetzung dem großen Dryden Genüge gethan haben würde, der gewiß, als er seinen Ausspruch that, etwas Lieblicheres, wenigstens gewiß etwas Geschmeidigeres, verlangte, als diese englischen Zeilen. — Vor mehreren Jahren sprach ich an einem Abend mit unserm sel. Bürger*) über dieses drydensche Problem. Es schien ihm zu gefallen, und schon am folgenden Morgen schickte er mir nicht weniger als

---

*) Gottfried August Bürger, der berühmte Dichter der Lenore rc., geb. den 1. Januar 1748 zu Wolmerswende bei Halberstadt, gest. den 8. Juni 1794 zu Göttingen.

fünf Übersetzungen, wovon aber zwei durch vorsätzlichen Muthwillen mehr Parodien und Caricaturen, als ernstlich gemeinte Übersetzungen waren, und in der That sind die Verse des Ovid's sehr geschickt, allerlei lustige Schwänke zu veranlassen. Ich muß aber sehr bedauern, daß ich das Blatt, auf welchem sie von Bürger's eigener Hand geschrieben standen, und worauf ich überdieß nachher die wohlgerathenen Versuche einiger hannöverischen Freunde, diese Verse ins Französische zu übersetzen, geschrieben hatte, jetzt nicht auffinden kann. Ganz verloren glaube ich indessen nicht, daß es ist *). Doch muß ich zugleich

---

*) Unter den auf uns gekommenen Papieren des Verfassers hat sich das Blatt nicht gefunden. Doch sind von Bürger's fünf Übersetzungen, durch dessen Biographen, die drei deutschen erhalten, während die übrigen zwei zu muthwillig schienen, um mitgetheilt zu werden. Wir lassen sie hier folgen:

1. Wenn außer Wohlgestalt, vollkommen wie die Deine,
Dein Herz nicht Eine rührt: so rührt Dein Herz nicht Eine.

2. Wenn außer einer Braut, der Deine Reize fehlen,
Du Keine wählen darfst: so darfst Du Keine wählen.

3. Wenn außer der, die Dir an Schönheit gleicht auf Erden,
Dein Keine werden kann: so kann Dein Keine werden.

S. Ludw. Chph's Althof's Nachrichten von den vornehmsten Lebensumständen Gottfr. Aug. Bürgers; nebst einem Beitrage zur Charakteristik desselben. Abgedruckt in Bür-

zum Trost künftiger Übersetzer anmerken, daß weder Bürger noch ich ganz mit der Arbeit zufrieden waren. Es hatte sich

---

ger's sämmtlichen Werken, 4ter Band, Göttingen 1844, S. 106--203.

Dem Verfasser waren außerdem noch folgende Übersetzungen zugegangen, die wir in seinem literärischen Nachlasse aufgefunden:

4. Ach es wird, kann Deiner an Reiz unwürdig, o Schönster,
   Keine die Deinige sein, Keine die Deinige sein.

(Von Geo. Ludw. Spalding, Prof. am Berl. Gymnasium; Herausgeber des Quinctilian, geb. 1762, gest. 1811. —)

5. Willst Du, Adonis! nur die ähnlich-schönste frei'n,
   So wird Dir Keine recht, und Keine für Dich sein!

(Vom Hofr. Justus Claproth in Göttingen, Verfasser der Jurisprudentia heurematica etc., geb. 1728, gest. 1805. —)

6. Darf nur jenes, das Mädchen, das Deiner werth durch den Reiz ist,
   Dein sich nennen, so nennt Keines von Allen sich Dein.

7. Darf nur Jene, die Deiner an Liebreiz würdig erscheinet,
   Dein sich nennen, so nennt keines der Mädchen sich Dein.

(Vom Reg.-Rathe Renatus Freih. von Senkenberg, in Gießen, Verfasser von carmina graeca et latina, der Supplemente zu Lipenii Bibliotheca juridica und der Fortsetzung von Häberlins Reichsgeschichte. Geb. 1751, gest. 1800. —)

8. O! wenn außer dem Weibe, das Dich durch Reize verdienet,
   Kein Du nennest die Braut: nennest Du keine die Braut.

(Von einem Ungenannten aus Göttingen.)

nämlich auch, wie der Engländer, dem Zwange des Reims unterworfen. Das ist aber unbillig. Wenn sich die deutsche Sprache mit der lateinischen hier messen soll, so müssen beide, nach allen Gesetzen des rechtlichen Zweikampfs, mit gleicher Armatur auf dem Platze erscheinen, und die deutsche vergäbe sich allerdings zu viel, wenn sie, bei ihrer eigenen Wohlbeleibtheit, noch obendrein ihr Roß mit einem Geläute behängen wollte, das dessen Bewegungen nothwendig erschweren muß. — Also keine Reime. Diese können auch, wie mich dünkt, hier um so eher entbehrt werden, da ja der ganze Ton dieser Zeilen, der nicht verfehlt werden darf, in einer dem Reime ähnlichen Symmetrie der Worte besteht.

Sollten sich in unserm Vaterlande Dichter oder Dichterinnen finden, die durch Auflösung des drydenschen Problems die bekannten Prätensionen unsrer Muttersprache von Neuem zu begründen suchen wollten: so werden ja wohl die Herausgeber

---

9. Wenn einzig, o Phaon, das Weib, Dein würdig an Schönheit und Liebreiz,
Die Deinige nennen sich darf: darf Keine nennen sich Dein.

(Vom Justizrathe Buri in Offenbach.)

10. S'il faut, pour Vous charmer, avoir tous Vos attraits,
Vous n'aimerez jamais, Vous n'aimerez jamais.

11. Si, pour te plaire, il faut t'égaler en attraits,
Phaon, tu n'aimeras, tu n'aimeras jamais.

(Von Ungenannten.)

unsrer Musenalmanache den glücklichsten Versuchen darunter, über deren Werth zu richten, ihnen, so viel ich ihrer kenne, Niemand die völlige Competenz absprechen wird, ein Plätzchen in ihren Annalen einräumen. Viel Raum wird, bei solchen Richtern, nicht nöthig sein. Zur Belohnung freilich habe ich weiter Nichts zu versprechen, als die, die gewöhnlich von dem Fähigsten nur allein gesucht wird, den Beifall der Kenner, und das Vergnügen, das mit Auflösung jeder schwierigen Aufgabe immer verbunden ist. Es ist ja ohnehin bekannt genug, daß man zwar für gute Verse am Ende Geld nehmen kann (das ist sehr billig), daß aber, so lange die Welt steht, schwerlich noch eine einzige gute Zeile des Geldes wegen ist gemacht worden. O wenn der Lohn des Augenblicks nicht wäre, und erst gerechnet werden müßte, wahrlich die Welt würde stille stehen!

Verzeichniß einer Sammlung von Geräthschaften, welche in dem Hause des Sir H. S. künftige Woche öffentlich verauctionirt werden sollen.

(Nach dem Englischen.)

(Götting. Taschenkalender 1798. S. 154—169.)

Vielleicht gewährt nachstehendes Verzeichniß einigen unserer Leser eine kurze Unterhaltung. Ich fand dasselbe bei meinem kurzen Aufenthalt in England in einer Bibliothek auf dem Lande, wo es auf die hintern weißen Blätter eines Bandes von Swift's Werken von einer saubern Hand geschrieben war. Unmittelbar unter obiger Aufschrift stand in einer Parenthese: in the manner of Dr. Swift (in Dr. Swift's Manier). Der Besitzer der Bibliothek versicherte, es sei aus einem öffentlichen Blatte genommen, und eine ziemlich treffende Satyre auf einen damals verstorbenen, reichen aber unwissenden Naturalien-, Artefacten- und Raritätensammler, der mit ungeheurem Aufwand eine Menge des unnützesten Plunders in seinem Cabinet aufgehäuft habe.

Man habe ihn aus Spott Sir Hans Sloane*) genannt, und darauf zielten die Buchstaben in der Aufschrift, der Mann habe, wo er nicht irre, eigentlich Marlowe geheißen. Seine Sammlung habe zwar nicht die nachstehenden Stücke, aber wirklich mehrere eben so tolle enthalten, und darunter auch einige, womit er war betrogen worden, und womit, sollte man denken, kein Kind hätte betrogen werden können, unter Andern eine Cocusnuß, welche in Schottland wild gewachsen; eine solide Kugel von einem neuen Metall, die nicht mehr wog, als ein gleich großes Stück Kork; die beiden Kugeln hingen wirklich an einer gleicharmigen Wage und balancirten einander. Der edle Besitzer hatte nie bemerkt, daß der Wagebalken an der Seite des Metalls hohl, hingegen der andere solide oder gar mit Blei ausgegossen war. Der Schalk, der ihn mit dieser Rarität betrogen hatte, war vorsichtig genug, den Wagebalken vortrefflich auszuarbeiten, und den Kork sowohl als das Metall

*) Nach dem bekannten großen Manne, dessen vortreffliche Sammlung die Basis der jetzigen Naturaliensammlung des brittischen Museums ausmacht. Anm. des Verfassers.

Geb. zu Killileagh in Irland 1660, gest. 1752. Ging mit dem Herzog von Albemarle nach Jamaica, von wo er eine große Menge neuer Pflanzen zurückbrachte. Secretair der k. Gesellschaft (1693), Newton's Nachfolger als deren Präsident (1727). Sein Cabinet zu sehen kam Linné (1736) nach London. Er überließ dasselbe für 20,000 Rthlr. der Nation, während es ihm wenigstens 50,000 gekostet.

so an ihm zu befestigen, daß sie ohne Feile und Zange nicht abgenommen werden konnten, um die Stellen zu wechseln, oder sie auf einer andern Wage zu wiegen. Außerdem soll die Zahl unnützen und dabei kostbaren Hausgeräthes über alle Maßen groß gewesen sein.

Swift's niedrig komische Manier ist, wie mich dünkt, ziemlich gut getroffen. Kenner der Producte dieses sonderbaren Kopfes werden wissen, daß Sr. Hochwürden nicht selten noch viel niedriger gedichtet, ja sich sogar sehr häufig zu groben Unfläthereien herabgelassen haben. Auch diese waren in dem Verzeichnisse nachgeahmt, bleiben aber hier natürlich weg. Daß ich nicht bloß übersetzt, sondern manches auf unsere Sitten und Gebräuche übergetragen habe, wird man mir gern vergeben. Denn was in dieser Art von Witz ohne hinzugefügte Erläuterung keinen Eindruck macht, macht mit der Erläuterung gewöhnlich auch nur einen sehr kümmerlichen. Vor allen Dingen muß man aber den Leser bitten, nicht zu vergessen, daß der Aufsatz einige Tage nach dem Tode des unsinnigen Sammlers erschien, von dem damals in allen Gesellschaften die Rede war. Das war die eigentliche Blüthezeit des Pflänzchens, das hier nur bloß elend aufgetrocknet erscheint:

1) Ein Messer ohne Klinge, an welchem der Stiel fehlt.
2) Ein doppelter Kinderlöffel für Zwillinge.
3) Eine Repetirsonnenuhr von Silber.
4) Eine Sonnenuhr an einen Reisewagen zu schrauben.
5) Eine ditto, welche Lieder spielt.

6) Eine Schachtel voll kleiner, feingearbeiteter Patronen mit Pulver gefüllt, hohle Zähne damit zu sprengen.

7) Eine Chaise *per se* (soll vermuthlich percée heißen). Wenn man sich gehörig daraufsetzt, so wird ein Dusch mit Pauken und Trompeten gehört. Er schallt durch das ganze Haus. Ein Möbel für einen großen Herrn. Hat 100 Guineen gekostet.

8) Eine große Sammlung von porcellanenen Kammertöpfen, von zum Theil sehr lustigen Formen. — Die beiden letzten Artikel können eine Stunde vor der Auction hinter einer spanischen Wand, oder auch in einem Nebenzimmer, probirt werden.

9) Eine Bettstelle, in Form eines Sarges, schwarz gebeizt, mit überzinnten Henkeln, nebst 12 Gueridons für 12 Nachtlichter. Für Methodisten und Betschwestern.

10) Eine dito Bettstelle, sich selbst des Nachts darin in der Stube herumzufahren.

11) Ein prächtiges Imperialbett, worin drei Großveziere an der Pest gestorben.

12) Eine vortreffliche Sammlung von Instrumenten, die Juden zu bekehren. Sie sind meistens von polirtem Stahl, und das Riemenwerk von rothem Marocco. Zumal ist die große Peitsche ein Meisterstück der englischen Riemerkünste.

13) Ein vortrefflich gearbeitetes Modell von einem Leichenwagen, zwölf Leichen zugleich darin hinaus zu fahren.

14) Eine Flasche mit Wasser aus einem Stück Eis, welches im

Jahr 1740 noch um Pfingsten auf der Straße gelegen. Es hat die sonderbare und von keinem Physico noch bemerkte Eigenschaft, daß es bei jedem kalten Winter, wenn man es hinaussetzt, sich gleichsam seiner Freiheit erinnert, und das Glas zersprengt. Der Selige hatte der königlichen Societät eine Abhandlung darüber überreicht, sie ist aber wegen allerlei Cabalen nie gedruckt worden.

15) Ein goldner Trumpfzähler. Etwas Einziges in seiner Art. Er wird wie ein Ring an den Finger gesteckt, doch so, daß er über ein Gelenk zu stehen kommt. Wenn ein Trumpf gespielt wird, biegt man den Finger sanft, so zeigt er die Zahl der gespielten Trümpfe, ungefähr wie ein Schrittzähler die Schritte.

16) Eine ganz vollständige Hauspulvermühle, worin Jedermann sein Schießpulver selbst verfertigen kann, und zwar einen halben Centner auf einmal. Sie ist so bequem eingerichtet, daß sie unter einem etwas großen Schreibtisch, oder auch unter einer etwas erhöhten Bettlade, in Gang gesetzt werden kann. Der Pudel, der das Rad treibt, wird mit verkauft.

17) Ein astronomischer Vexirtubus; wenn ein Freund durchsieht und man drehet eine kleine Schraube, so bläset er demselben Pfeffer und Schnupftaback in die Augen. Ist auch auf der Erde zu gebrauchen. Hierüber soll der Selige einmal ein Paar Ohrfeigen bekommen haben.

18) Ein vortrefflicher Jagdtubus mit einem Flintenschloß; wenn man die Gläser herausnimmt, welches mit einem einzigen

Ruck geschieht (eigentlich werden sie bloß in ihre Seitenbehälter geschoben), so kann man kleine Vögel damit schießen.

19) Ein Barometer, welches immer schönes Wetter zeigt. Das Thermometer dabei zeigt Jahr aus Jahr ein eine angenehme temperirte Wärme.

20) Ein vollkommener Apparat von allerlei Trauergeräthe für hohe Häuser, als:

a) Ein schwarzes Billard mit weißen Schnüren und schwarz angelaufenen Nägeln beschlagen, und rings umher mit Festons von weißem Cattun behangen. Die Glöckchen an demselben sind von Silber, aber mit schwarzem Sammet gedämpft.

b) Ein Dutzend Trauerwürfel, schwarz mit weißen Punkten.

c) Ein Dutzend ditto für halbe Trauer, violett mit schwarzen Punkten.

d) Ein Vorrath von Lombre- und Tarokkarten mit breitem schwarzem Rande, und andern bloß schwarz auf dem Schnitt, ebenfalls für halbe Trauer.

e) Einige Dutzend Liqueurgläschen in der Form von antiken Thränenfläschchen, zum Schnapsen bei der Leiche.

f) Ein ansehnliches Convolut von Recepten, fast die meisten Gerichte, als Suppen, Gemüse, auch Gebackenes völlig unschädlich schwarz zu färben, worunter auch eines, die Citronen und Zwieback bei der Leiche schwarz zu beizen.

g) Ein vortreffliches, vollständiges Tafelservice von Porcellan, wovon jedes Stück auf eine finnreiche Art auf den Tod anspielt, welches Alles hier zu weitläuftig wäre herzuerzählen. Nur Eins anzuführen, so ist zum Beispiel die Butterbüchse ein Todtenkopf, so natürlich und mit solcher Kunst gearbeitet, daß man glaubt, er lebe. Der Deckel, oder der obere Theil des Cranii, ist, selbst inwendig, so osteologisch richtig geformt, daß, wenn man den Kopf mit Butter etwas hoch anhäuft und den Deckel gehörig darauf drückt, die Butter völlig die Form des Gehirns annimmt, welches auf der Tafel, zumal wenn man der Butter die gehörige Farbe gibt, schauderhaft schön aussieht. Bei einem Versuche, den der Selige einmal damit machte, fielen, als er die Butter anschnitt, einige Damen und Chapeaux in Ohnmacht, andere sprangen vom Tische auf, und Keiner, den Wirth ausgenommen, konnte von der Butter essen.

h) Eine bleierne Eßglocke, während der Trauer zu läuten.

i) Mehrere schwarz emaillirte Halsbänder mit weißen Todtenköpfen, für die Jagdhunde.

k) Mehrere Masken für Personen, die nicht weinen wollen oder können. Sie sind alle von den größten Meistern Englands gearbeitet, und von großer Schönheit, zwar blaß aber zum Entzücken, zumal die Frauenzimmermasken. Die Thränen an denselben sind durchaus durch natürliche Perlen vorgestellt, worunter einige an den Mas-

ken für die nächsten Verwandten, von der Größe einer Erbse sind u. s. w.

21) Eine Suite von Kleidungsstücken für ein Kind mit zwei Köpfen, vier Beinen und vier Armen, von der Wiege an bis ins zwanzigste Jahr. Ein wahres Meisterstück der Schneiderkunst. Sie können auch zur Probe von zwei einzelnen Menschen angezogen werden, welches, zumal in gemischter Gesellschaft, zu drolligen Scenen Anlaß gibt.

22) Eine Sammlung von vortrefflichen Formen, Drittel- und Zweidrittelstücke zu gießen, nebst einem Centner Metall dazu. Dieser Artikel wird, um der Delicatesse der Käufer zu schonen, im Dunkeln verauctionirt und im Dunkeln abgeliefert. Das dafür zu entrichtende Geld wird von dem Auctionator bei einer Diebslaterne in einem Winkel gezählt. Er ist ein Mann von Ehre.

23) Einige Flaschen Lappländer Achtundvierziger. Im Englischen steht: some bottles of Iceland-Madeira (einige Flaschen von isländischem Madeira).

24) Eine ganze Sammlung von theils verbotenen, theils sehr verrufenen Büchern, mit Kupferstichen von großer, obscöner Schönheit. Sie sind sämmtlich in schwarzen Corduan mit goldenem Schnitt gebunden, zum Gebrauch der Jugend zu Eton und Westmünster*), sich in der Kirche damit zu amüsiren.

---

*) Der Übersetzer hat es nicht wagen wollen, die Namen

25) Ein höchst merkwürdiges Stück. Eine kleine mit unbeschreiblicher Kunst gearbeitete Maschine des concubinium (soll wohl heißen connubium oder commercium) animae et corporis zu erklären. Die Walze, welche Alles in Bewegung setzt, hat drei verschiedene Stellungen für die drei bekannten Systeme; eine für den physischen Einfluß, eine für die gelegenheitlichen Ursachen, und eine für die vorherbestimmte Harmonie. Doch hat die Walze noch Raum für zwei bis drei andere; nur müssen sie einen Leib und eine Seele statuiren, doch könnte im Fall der Noth die Seele auch herausgenommen werden. Der Leib an diesem kostbaren Werke ist von viel mehr als halbdurchsichtigem Horn gearbeitet, und etwa vier bis fünf Zoll lang. Die Seele aber, nicht größer als eine große Ameise, ist ganz, Flügelchen und Alles, von Elfenbein, nur ist ihr linkes Beinchen etwas schadhaft. Die Bewegung wird der Maschine durch keine Kurbel mitgetheilt (man würde sie damit zerreißen), sondern durch ein Paar kleine Windmühlenflügel aus der feinsten Goldschlägerhaut, gegen welche mit einem dazu gehörigen, und in einiger Ent-

---

dieser berühmtesten Schulen Englands mit deutschen zu vertauschen, so leicht es auch sonst gewesen wäre. Anm. des Verf.

Eton, 21 Meilen von London, an der Themse bei Windsor. Die Schule wurde 1440 von Heinrich VI. gestiftet.

Westminster-School, innerhalb der Mauer der Abtei belegen; von der Königin Elisabeth 1560 gestiftet.

fernung von der Maschine befestigten, sogenannten doppelten, stäte fortblasenden Blasebalg (follis *infinitus*) geblasen wird, durch diese Flügel wird eine Schraube ohne Ende (cochlea *infinita*) gedreht, welche Alles in Bewegung setzt.

26) Die peinliche Halsgerichtsordnung *) (im Englischen steht die Habeas Corpus Acte **)), von dem Seligen selbst in Musik gesetzt. Es ist die vollständige Partitur mit Pauken und Trompeten. Bei einigen Passagen enthält das Accompagnement sogar Kanonenschüsse. Sonst hat hier und da auch die Maultrommel Solo.

27) Einige Formen, Petrefacta zu machen. Das Recept zur Masse ist dabei. Auch ein Vorrath von Pectiniten, Terebratuliten, Ammonshörnern u. s. f., auch ganz neu erfundenen Muscheln, die damit verfertigt worden: sie lassen alle völlig antik.

28) Das seltenste Stück, nicht allein in dieser Sammlung, sondern vielleicht in der ganzen Welt, nämlich ein Stück echten Granits, worin ein metallenes *Aleph* so fest steckt, daß es durch Menschenhände unmöglich hineingekommen sein, ja, ohne das Ganze zu zertrümmern, auch nicht dadurch herausgezogen werden kann. Alle, die es sehen, bekennen einstimmig, daß es zum Bücherdruck gedient habe. Der Selige hat es von einem vornehmen Herrn, der seine Länder

---

*) Kaiser Karls V. von 1532.

**) Königs Karls II. von 1679.

auf dem Berge Libanon hat, für eine große Summe gekauft.

29) Eine prächtige Staatscarosse mit vieler Vergoldung. Hoch über dem Kutscherſitze ist ein prächtiger Spiegel angebracht, der gegen die Ebene, worauf die Kutsche steht oder geht, unter einem Winkel von 45° nach der Kutsche zu geneigt ist. Hinten über der Kutsche correspondirt ihm ein ähnlich liegender, aber entgegengesetzter. Durch dieses prachtvolle Polemoskop wird der Kutscher in den Stand gesetzt, auf dem Bocke sogleich zu sehen, ob sich Jemand hinten aufgesetzt hat. Ist dieses der Fall, so stampft er nur mit dem Fuß auf eine Feder, und der Passagier bekommt sogleich einen derben Stoß gegen das Sitzfleisch, so daß er nicht leicht wiederkommt.

30) Ein Gespann Pferde, denen der Verstorbene das Maculaturfressen beigebracht hat. Ein Artikel für Buchhändler und Verleger.

Wir brechen hier ab, damit nicht dieser gelehrte Artikel, wenn er noch mehr Ausdehnung erhält, am Ende gar den ganzen Taschenkalender in Pferdefutter verwandelt.

Anmerkung der Herausgeber: Unter den Papieren des Verfassers hat sich ein kleiner, von seiner Hand geschriebener, Nachtrag zu obigem Verzeichnisse gefunden, den wir von der gegenwärtigen Sammlung nicht ausschließen zu müssen glaubten und daher hier folgen lassen:

1) Ein künstliches Instrument, sich selbst mit Leichtigkeit zu trepaniren.

2) Einige Arzneien, des Tags dreimal zu nehmen.

3) Ein Schnapsgläschen mit Kette und Haken, an den Bettvorhang zu hängen, für Kranke und Personen, die des Nachts schnapsen.

4) Eine Mäusefalle, nebst den Mäusen dazu.

5) Eine Büste von Wilhelm Tell, in Schweizerkäse geschnitten.

6) Sehr bequem eingerichtete Nachtwächterhörner, womit man sich des Nachts die Stunden selbst blasen kann.

7) Eine noch ganz neue Kanzel mit Schallbrett und Resonanzboden. Auch eine Sanduhr für große und kleine Stunden.

8) Ein Schächtelchen mit Pillen, alle 50 Jahre eine zu nehmen. Drei davon, wenn nur in der Zeit des Einnehmens kein Fehler begangen wird, sind im Stande, einem Menschen das Leben auf 150 Jahre zu verlängern. Sie sind vom Grafen Cagliostro.

9) Einige Brillen für alte Jagdhunde, die nicht gut in die Ferne sehen.

10) Ein messingenes Schlüsselloch.

11) Etliche Bücher für Personen die links sind.

12) Ein Gesangbuch für Stammelnde.

Rede der Ziffer 8

am jüngsten Tage des 1798sten Jahres im großen Rath der Ziffern gehalten.

(Die Nulle, wie gewöhnlich, im Präsidentenstuhl.)

Inhalt.

Anfang; die Rednerin spricht viel von sich; wird ausgelacht; ereifert sich; Lobrede auf die Nulle; Decimalsystem; Touloner Flotte; Berg Sinai; die Nulle wird roth; Erster Tag des **XIX**ten Jahrhunderts; Beschluß; Ende.

(Götting. Taschenkalender 1799. S. 83 — 108.)

Durchlauchtigste Nulle,

Großgütigste Präsidentin und Stellvertreterin Unser Aller, Allerseits, nach angestammter Ungleichheit, höchst zu verehrende Mitschwestern,

9, 7, 6, 5, 4, 3, 2, 1 *).

Morgen wird der Tag sein, an welchem ich in unserem geheimen chronologischen Ausschuß die Bank der Einer auf zehn

*) Daß nachstehende Rede, sogar mit Äußerungen der Zu-

Jahre verlassen, und morgen über ein Jahr (tiefer Seufzer) der, an dem ich die der Hunderte wieder besteigen werde, auf der ich nun seit ultimo Decembris 899 nicht gesessen habe. Ihr werdet mir also verstatten, theuerste Mitschwestern, daß ich, ehe ich meine Stelle im geheimen Ausschuß der Schwester Neune, übertrage, ein paar Worte zu Euch rede, wozu mir einige Vorfälle während meines Sitzes auf diese Bank Veranlassung gegeben haben, und worüber es in dem Jahre, das morgen seinen Anfang nimmt, vielleicht noch oft zur Sprache kommen möchte.

Ich finde zwar in den Annalen des chronologischen Ausschusses kein Beispiel, daß je von irgend einer Schwester bei ähnlichen Gelegenheiten öffentlich im großen Rath wäre gesprochen worden. Ja ich erinnere mich noch sehr wohl, ob es gleich 1000 Jahre her sind, daß ich sogar am ersten Jänner, 800,

---

hörer dabei, schon jetzt (im Julius 1798), also fast ein halbes Jahr vorher, ehe sie gehalten worden ist, abgedruckt erscheint, würde nicht leicht Jemand unter unsern Lesern, der zugleich Zeitungsleser ist, wunderbar finden, selbst wenn sie, als von Menschen vor Menschen gehalten vorausgesetzt würde. Hier aber sprechen bloße arithmetische Wesen zu arithmetischen Wesen, deren Geschichte einer reinen Behandlung a priori, nach ewigen Gesetzen unserer Natur, um so mehr fähig erachtet werden muß, als man sogar diese Methode nicht ohne Glück in unsern Tagen selbst auf unreine, empyrische historica und physica anzuwenden versucht hat. Anm. des Verfassers.

an dem Tage, da ich die Ehre hatte, zum erstenmal in centgräflicher Glorie im Ausschuß zu sitzen, nicht zu Euch geredet habe. Aber, geliebte Mitschwestern, tempora mutantur. Die 8, die das neunte Jahrhundert beherrschte, ist nicht mehr die, die das neunzehnte beherrschen wird; in 1000 Jahren läßt sich wohl was lernen. O ich habe es hundertmal bereuet, daß ich am letzten December 1789, als ich mich von der Bank der Zehner zurückzog, nicht Manches über den Fall der alten Bastille und der alten Philosophie, der sich unter meinem praesidio ereignete und mir schwer auf dem Herzen lag, gleich damals declarirt habe. Gottlob aber, es kann mir, als der sichern Erbin des Vorsitzes der Hunderte im nächsten Jahrhunderte, nicht an Gelegenheit fehlen, nachzuholen, was ich versäumet habe, nämlich zu erweisen, daß Bastillen und Philosophien geboren werden und sterben und wieder geboren werden und wieder sterben, so wie mutatis mutandis, ihre Erbauer und ihre Erfinder. (Hier Geräusch.) O! ich verstehe Euch wohl. Ihr scheint es nicht zum Besten zu nehmen, daß ich, als bloße Mitschwester, und weder die höchste noch die geringste unter Euch, es zuerst wage, Schlüsse zu machen und von Rechenschaft zu sprechen. Schlimm genug für Euch. (Gemurmel.) Doch damit Ihr seht, daß ich meinen Werth kenne, und meinen Stammbaum studirt habe: so müßt Ihr allerdings wissen: ich bin unter Euch allen erstens die vollkommenste gerade Zahl (große Stille); bin zweitens unter Euch allen der einzige wahre Würfel (spöttisches Lächeln von

der Präsidentin und der Eins); bestehe drittens aus zwei gleichen Quadraten (die Präsidentin lächelt fort); bin viertens, was das Sonderbarste ist, zugleich der Würfel der Zahl, deren doppeltes Quadrat ich bin; und diese Zahl ist, fünftens, die ewige unverwerfliche Schiedsrichterin über alles Gerade und Ungerade im unermeßlichen Reiche der Zahlen von Vorn und von Hinten in alle Ewigkeit. (Spöttisches Amen! von Einigen; tiefe Verbeugung der Schwester Zwei.) Daher mich auch, ohne Ruhm zu melden (heimliches Gickeln), die gütige Natur nach ihrer anbetungswürdigen, ewigen Weisheit im Range der arithmetischen Größe, zwischen Dich, Quadrat aller guten Dinge, hochverehrliche Neune*), und Dich, hochwürdige apokalyptische Sieben, von Ewigkeit her gestellt hat. Ja, wenn ich alles dieses zusammennehme, so fühle ich mich kühn genug, gerade heraus zu sagen, daß keine unter Euch allen, in Rücksicht auf Naturgabe, sich mit mir messen kann, als unsere erhabenste Präsidentin, die Nulle. (Lautes Gelächter. Sehr naiv, riefen Einige; sehr wahr, Andere; und Eine hatte sogar die Verwegenheit, *ancora* zu rufen. Dieses brachte die Rednerin sichtbarlich auf und sie fuhr mit einiger Heftigkeit fort:) Pfui schämt Euch! Ist

*) Die Rednerin spielt hier offenbar auf das deutsche Sprichwort an: aller guten Dinge sind Drei.

Anm. des Verfassers.

das eine Aufführung für ganze Zahlen? Oder befinde ich mich vielleicht unter einer Rotte nichtswerther Decimalbrüche, wovon man unendliche Reihen wegwirft, und am Ende den ganzen mächtigen Verlust mit einem Paar Pünktchen oder einem et cetera ersetzt? (Große Stille, weil man wohl fühlen mochte, daß man mehr die Präsidentin, als die Achte beleidigt hatte.) Und sagt mir, was ist denn Lächerliches darin, daß ich mich neben der Nulle wichtig dünke? Kennt Ihr wohl die wahrscheinliche Grenze des menschlichen Lebens? Was für Ziffern hat denn die allgütige Natur ausersehen, diese Grenzen zu bestimmen? Habt Ihr wohl von einem Buche gehört, worin es heißt: wenns hoch kommt, so sinds achtzig *)? Und wie schreibt man diese Achtzig? Wie? — O! es sollte mir ein Leichtes sein, Euch mit drei Worten zu Jacobinern zu machen. Ich thue es aber nicht, und werde bloß zeigen, daß Euer Mangel an Respect gegen unsere Präsidentin sich allein auf Eure Ignoranz gründete. Erlaube mir also, erhabene Nulle, Präsidentin unseres Raths, Kreis, Kugel, Bild der Ewigkeit, Schöpferin und Erbin des Chaos, oder wie Du sonst genannt sein willst, daß ich, ehe ich zum Hauptvortrage meiner Angelegenheiten komme, ein paar Augenblicke, einigen dieser Elenden zu Liebe, bei Deinem Verdienst verweile. Sagt, Spötterinnen, war es nicht die Nulle, die die Jahre zählte, ehe noch Zeit und Zahl waren, und dann wieder

---

*) Der 90ste Psalm, v. 10.

zählen wird, wenn diese nicht mehr sein werden? Fand nicht Shakespear, der große Allfühler, selbst das Zeichen der Nulle so wichtig und so ehrwürdig, daß er sogar die Welt damit bezeichnete*), und die Schaubühne, die seine Privatwelt war? Wäre er ein Deutscher gewesen, so würde er sicherlich jetzt sein Vaterland dankbar ebenfalls damit bezeichnen. War Sie es nicht, die den großen Gedanken faßte, die 1 zur 10, 100, 1000 rc. zu erheben, und dann, durch eine leichte Schwänkung, wiederum zu 0, 1; 0, 01; 0, 001 rc. zu erniedrigen, wie man eine Hand umwendet? Wahrlich das Größeste, was je in der Welt, im Felde sowohl, als auf dem Papier, durch Schwänkung ausgerichtet worden ist, und überdieß so schwanger an Betrachtungen über Größe und Hinfälligkeit menschlicher Dinge, deren Werth oft bloß von Schwänkungen einiger Nullen abhängt, daß, theuerste Mitschwestern (so nenne ich Euch schwesterlich wieder, da ich Zeichen der Rührung bei Euch bemerke), daß, sage ich, die Zeit meines Aufenthaltes auf dieser Bank, ja, daß die ganze Zeit, die ich hier gesessen habe, zu kurz sein würde, alles dieses zur Geburt zu bringen. So wurde die Nulle endlich Schöpferin des großen Decimalsystems, und der großen Zehnfingrigkeit, die, wenn nicht Admiral Nelson, der bekanntlich nur fünf Finger hat**), den Lauf der

*) S. Th. 4, S. 44.

**) Er verlor einen Arm bei Teneriffa. Anm. d. Vrf. (1797) Admiral Lord Horatio Nelson, Herzog von Brenta, geb.

Thaten hemmt, sich mit ihren zehn Fingern Alles unterwerfen wird. Denn Ihr müßt wissen, daß die große Nation, die ihre Freiheit mit 581 Schlachten *), wovon 580 auf der Erde, und eine über den Wolken vorgefallen ist, erkauft hat, die Ebnerin der mächtigsten Thronen, die Durchstecherin der Landenge von Suez, die Abgleicherin durch Ungleichheit und die Käuferin des mit Geld Unerkäuflichen; daß, sage ich, diese Nation dieses Decimalsystem mit der ihr eignen Kraft und Barschaft an Thaten unterstützt, und mit dem Feldgeschrei: Friede dem Einmal Eins, und Krieg allen Tafeln, Sonnenuhren und Zifferblättern der ganzen Welt, von Westen nach Osten zieht. O! wie habe ich während meines Präsidiums auf der Einerbank oft gelächelt, wenn man von Bonaparte's **) geheimen Absichten sprach und die hauptsächlichste darunter vergaß, nämlich: den Berg Sinai zu erobern, eine Druckerei auf demselben anzulegen, und so das Decimalsystem über die ganze rechnende Welt zu

---

den 29. Sptbr. 1758 zu Burnham Thorpe in Norfolk, blieb in der Schlacht von Trafalgar, auf der Victory, am 21. October 1805.

*) Genius der Zeit. Juni 1798, S. 252. Anm. d. Vf.

**) So, und nicht Buonaparte muß man schreiben. Er selbst schreibt, wie ich höre, seinen Namen ohne u, auch fehlt das u unter dem ihm ähnlichsten Porträt.

Anm. des Herausgebers (Verf.).

Napoleon Bonaparte, geb. zu Ajaccio, den 15. August 1769, starb auf St. Helena, den 5. Mai 1821.

verbreiten. Der Gedanke hat in der That etwas Großes*). Denn erstlich ist das der Berg, auf welchem bekanntlich das erste Decimalsystem auf steinernen Tafeln gedruckt worden, das daher Gottlob! auch so ziemlich Eingang gefunden hat; zweitens beweist es eine gewisse Erkenntlichkeit der großen Nation, die allerdings jenem Berge eine Art von Satisfaction schuldig war, da bei ihr, zugleich mit der Einführung der neuen Decimalmaße, manche Hauptartikel jenes alten Systems gleichsam abolirt worden waren. Wie ich höre, so wird mit den neuen Sinustafeln der Anfang gemacht werden, und in der großen Universalorographie der Berg künftig seinen Namen von dieser Stiftung erhalten, wiewohl man der Schwachen wegen ihn einige Zeit bloß mit ***Mons Sin:*** bezeichnen wird, das jedes Herz lesen kann, wie es will, ***Sinai*** oder ***Sinuum*** **). Doch ich fühle, ich verliere mich in der Erzählung Deiner Thaten und deines Werthes, große erhabene Nulle, sinnliches Bild des unabbildlichen Nichts. Wo würde ich ein Ende finden in Dir, dem unerschöpflichen Thema von Tausenden? Ich ermüde. Doch erlaube mir, nur noch einige Minuten Deinen bürgerlichen Ver-

---

*) Man sagt, ein Citoyen circoncis habe ihn zuerst gehabt.
Anm. des Verfassers.

**) Ein Gerücht, daß zu Paris eine eigene Commission niedergesetzt sei, die verba irregularia abzuschaffen, um der Welt das Conjugiren zu erleichtern, bleibt bis dato unverbürgt.
Anm. des Verfassers.

hältnissen in tiefster Verehrung zu weihen. Warst Du es nicht, Citoyenne, die seit jeher deutsches Verdienst, wenn Alles fehlte, aus Deinem unerschöpflichen Vorrathe belohntest, den hungrigen Dichter bald mit Deinem runden Ambrosiazwieback labtest, bald in die leere Tasche des Lottospielers und des tief speculirenden Kaufmanns, weiß, klar und rund, tröstend hinab perltest. Warst Du es nicht, die allein den Armen nicht verließ und baar übrigblieb, wenn Alexander, Tamerlan, der Cosacke Pugatscheff*) und der Zigeuner Gallant, oder sonst noch älteres oder neueres Gesindel, Alles, Häuser, Schiebladen und Börsen, *à jour* gefaßt, zurückließen? (Die Präsidentin verhüllt sich und glüht schamroth durch den Schleier durch, wie der volle Mond bei einer Totalverfinsterung. Die Rednerin bemerkt es, und geht zu einem neuen Gegenstand mit einer tiefen Verbeugung über).

Theuerste Mitschwestern, ich komme nun (indem sie sich die Augen wischt), da ein großer Theil der Zeit, die ich zu reden hatte, verstrichen ist, nach Rednerart, geschwind zur Hauptsache. Ob ich eben so geschwind darüber hingehen werde, hängt von der Zeit ab. Ihr wißt, ich rede in der Gespensterstunde. Schlägt die Glocke zwölf — weg bin ich. Ich habe sowohl aus dem Reichs- als allgemeinen literarischen Anzeiger, und

*) Jameljan Pugatschaff, geb. zu Sänoviesk am Don, 1726. Zu Moskau hingerichtet 1775.

noch aus einigen andern Anzeigern, und darunter sogar einigen englischen, mit Verwunderung ersehen, daß man in der Christenwelt über die Grenzlinie des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts eine Art von Streit führt, der mit dem über die Rheingrenze einige Ähnlichkeit hat; nur mit dem Unterschiede, daß die eine Partei ganz auf dem rechten, die andere ganz auf dem linken Ufer besteht. An eine Mittellinie ist noch nicht gedacht worden. Das hätte auch noch gefehlt. Ich will mich erklären. Ihr wißt, morgen über ein Jahr besteige ich die Bank der Hunderte, und unsere Präsidentin ist, troß so vieler diplomatischen Geschäfte, die sie in der Welt jeßt zu dirigiren hat, entschlossen, das Präsidium auf der Bank der Zehner und nebenher der Einer als Filial zu übernehmen, das ist, wir werden 1800 schreiben. Morgen über zwei Jahre tritt sie die niedrigere Stelle von beiden der Eins, die mit so vielem Ruhme die Allerhöchste seit 800 Jahren begleitet hat, zum Filial ab, und wir werden 1801 haben. Die Frage ist nun, wann und an welchem Tage sollen Personen, die viel auf Geburtstagsschmäuse halten, den Geburtstag des neunzehnten Jahrhunderts feiern? An dem Tage, an welchem ich auf die Bank der Hunderte trete, oder (nachdem ich diese ein Jahr besessen habe), an dem Tage, da die Eins das Geschäft der Einer übernimmt? Kürzer: am 1sten Jänner 1800 oder 1801? Ihr seht deutlich, daß mich dieser Streit nothwendig sehr interessiren muß. Mein ganzes erstes Regierungsjahr mit Hunderterrang steht auf dem Spiel, und ist gerade die Strom-

breite, um welche gestritten wird. Keine Kleinigkeit für den, der zu Herzen nimmt, daß es hier auf die Frage ankommt: ob jenes, mein erstes Jahr, den jämmerlichen Nachtrab eines alten Jahrhunderts machen, oder die Anführerin eines neuen sein soll, das mit verjüngter Glorie seinen Einzug in die staunende Welt nehmen wird. Bedenkt, Mitschwestern, die Anführerin des neunzehnten, also des Jahrhunderts, das vermuthlich die Zahl der Planeten verdoppeln, und die der Trabanten und der Metalle vervierfachen wird; des Jahrhunderts, worin vermuthlich die Luftschlachten der Völker sich zu den Land- und Seeschlachten wie 580 zu 1 verhalten werden, so daß die Zeitungsschreiber, von Paris bis Hamburg, sie mit hundertfüßigen Teleskopen aus dem Comtoir selbst bevisiren, bephantasiren und als Augenzeugen beschreiben können; und worin man die hoch vorübersausenden Helden und ihre Sänger wie Raubvögel und Lerchen aus der Luft schießen wird. O! und des Jahrhunderts, das gewiß die Ehre haben wird, die Früchte einer neuen Wissenschaft, ich meine der mit großem Geld- und Blutaufwand eröffneten, neufränkischen Experimentalpolitik, entweder einzuernten, oder, als hienieden unreifbar, zum Dünger für etwas minder Utopisches wieder unterzupflügen. Das Herz blutet mir, wenn ich bedenke, daß wahrscheinlich mein Antrittsjahr 1800 noch an das vergangene wird abgeliefert werden müssen. Hierüber muß ich mich erklären (sieht nach der Uhr und fängt an geschwinder zu reden).

Ihr wißt allerseits, daß im 6ten Jahrhundert zu Rom ein kaum vier Fuß hoher Abt lebte, der, wo ich nicht irre, aus Scythien stammte. Er hieß Dionysius*), und wegen seines geringfügigen Körpers, der kleine (*exiguus*). Dieser kleine Mann hatte zuerst den großen Einfall, unsere Jahre nach der Geburt Christi zu zählen, das ist, unsere jetzige Zeitrechnung zu stiften. So viel ich weiß, ist sein Geist nie gemessen worden, allein das weiß man mit vieler Zuverlässigkeit, daß er sich im Jahr der Geburt Christi wohl geirrt haben möge, praeter propter um etwa vier Jahre. Doch darauf kommt hier nichts an. Genug, seine Zeitrechnung, wahr oder falsch, gleichviel, fand Beifall, und dieser mächtige Epochenstamm wuchs auf christlichem Boden ungestört fort, trotz der vielen kleinen Schmarotzerepochen, die sich an denselben hier und da angesetzt haben und noch immer ansetzen. Allein Jammer Schade ist, daß noch sogar gestritten wird, wie eigentlich der kleine Dionysius gerechnet habe, ob er, weil Christus nicht auf den ersten Jänner geboren worden ist, sondern vorher, und die eigentliche Incarnation noch weiter in das Jahr der Geburt zurückfiel, das Jahr der Geburt und der Incarnation selbst das erste Jahr genannt habe, oder das Jahr nach diesem Geburts- und Incarnationsjahre. Diese Schwierigkeit ist so groß (denn Kleinigkeiten aufs Reine zu bringen, hat oft große Schwierigkeiten), daß ein zweiter Dio-

*) Starb um 540.

nysius, der tausend Jahre nach jenem kam, kein winziger vier Fuß hoher Abbé, sondern ein derber Sechsfüßer von einem französischen Jesuiten, Namens Dionysius Petavius*), der, ob er gleich im 16ten Jahrhundert zu Orleans und Paris sichtbar herumwandelte, im Geist größtentheils in den alten Zeiten spükte, sie so groß fand, daß er anfangs nicht recht mit sich selbst eins darüber werden konnte; sich einmal sogar selbst widersprach, doch aber am Ende bewies, wir zählten, wenn wir dionysisch zählen wollten, jetzt wirklich falsch, und müßten eigentlich bisher schon 1799 gezählt haben, da wir 1798 zählten. Doch dieses nur im Vorbeigehen, und zum Beweis einer Unsicherheit in diesen Rechnungen, die wenigstens dazu dienen kann, eine andere zu entschuldigen.

Ihr werdet, theuerste Mitschwestern, allerseits gesehen haben, daß die Zweideutigkeit, von der ich so eben geredet habe, den Grenzstreit der Jahrhunderte gar nichts angeht. Genug, wir zählen Jahre, ob scharf dionysisch oder nicht, das ist nun gleich viel. Es wäre lächerlich, zumal ohne eine Armee von 300000 Mann, sich jetzt noch einem so alten christlichen Gebrauche durch solche Finessen zu widersetzen und die Ordnung der Dinge zu stören. Es ließe außer dem ja, als wenn unsere Erfindungskraft so erschöpft wäre, daß wir gar nichts weiter er-

*) Dionysius Petav oder Paetus, geb. zu Orleans 1583, gest. im Collegio von Clermont in Paris, 1652. Schrieb unter Andern: Tabulae chronologicae; Opus de doctrina temporum; Rationarium temporum.

finden könnten, als neue Meilen, neue Thermometerscalen und neue Schmarotzerepochen. (Hier etwas Gemurmel von *Mons Sin:* und Uhrzifferblättern. Die Rednerin hört es, fährt aber ruhig fort.) Mit einem Wort, wir zählen Jahre nach Tausenden, nach Hunderten u. s. w. So bald wir aber dieses thun, so müssen wir auch offenbar, um die Hundert voll zu machen, die Hundert selbst nicht fehlen lassen. Wo nach Hunderten gezählt wird, macht die Hundert selbst den Beschluß. So wäre also das Jahr, das nun in wenigen Minuten zu Ende gehen wird, das 1798ste nach Christi Geburt gewesen, folglich fehlen noch zwei, um das Hundert voll zu machen, und der Geburtstagsschmauß des neunzehnten Jahrhunderts muß gefeiert werden: am 1sten Jänner 1801. Also das erste Jahr, worin ich auf der Bank der Hunderte erscheine, ist wirklich (man bemerkt ein Zittern in der Stimme), der Nachtrab des vergangenen Jahrhunderts, und ich muß mich damit trösten, daß ich, in rangmäßiger Verbindung mit der Schwester Eins, die Ehre habe, das 18te Jahrhundert endlich einmal mit voller Zahl zu besiegeln, welches bisher immer mit einer 17 und Decimalbrüchen des Säculums geschehen ist. Da ich dieses mir von der Vernunft übergebene Siegel ein ganzes Jahr noch als Bürgerin des 18ten Jahrhunderts führen werde: so hoffe ich auch damit selbst die bruta, die bisher nicht begreifen konnten, warum das 18te Jahrhundert mit einer 17 bezeichnet wurde, zu überzeugen, daß wir bisher im 18ten Jahrhundert gelebt haben. Der Ge-

rechte erbarmt sich auch seines Rindviehes. Ihr erkennt nunmehr, theuerste Mitschwestern, hieraus meine Unparteilichkeit. Ja (sich ermunternd), mit Freuden lege ich die schimmernde Krone, die mir bei meiner Erhöhung gereicht wurde, in das Grab des hingestorbenen Jahrhunderts. — Indessen sollte es mich nichts weniger als betrüben, wenn die Geburtstagsschmauser auch den ersten Tag meiner Erscheinung (1. Jan. 1800), an welchem sich Millionen Hände zu einem neuen Zuge gewöhnen müssen, und sich mit kalligraphischem Wonnegefühl gewiß, wiewohl nicht ohne unzählige Schnitzer, endlich gewöhnen werden, auch ein wenig feierten. Denn so würden ja (sie lächelt in sich selbst hinein), was die Welt immer liebt, der Schmaustage, statt eines, zwei (frohes, jovialisches Lächeln von allen Seiten). Ja, wo ich nicht sehr irre, so ist gerade jener neue Datumszug wohl hauptsächlich Ursache, warum über die Frage gestritten wird, und eben deßwegen schon eines kleinen Präliminärschmauses, vor dem großen Definitivschmause, werth.

Indessen aber, theuerste Mitschwestern, so sehr ich auch alte, ehrwürdige Gebräuche respectire, und überzeugt bin, daß sich unser christliches Jahrhundert erst mit dem 1sten Jänner 1801 anfange, so kann ich Euch doch unmöglich verhehlen, daß es auch Gründe gibt, die entgegengesetzte Meinung zu vertheidigen, wiewohl ich sehr gern zugebe, daß diese Gründe eben nicht gerade die sein mögen, womit sie von ihren gewöhnlichen Anhängern vertheidigt wird.

Es ist nämlich gewiß, 1) daß unsere gegenwärtige, wahr oder fälschlich sogenannte dionysische Epoche sich von der Beschneidung Christi und weder von seinem Geburtstage, dem 25sten December, noch von dem Incarnationstage desselben anhebt, einem Tage, der hierbei so wichtig gehalten wurde, daß die Engländer bis 1752 sogar ihr Jahr von demselben zu zählen anfingen *), und noch bis jetzt spielt dieser Tag (der 25ste März, *Lady-day*, Mariaverkündigung) unter ihnen, bei Miethcontracten u. d. gl. seine Rolle. Also fällt weder der Geburts- noch der Incarnationstag an den Anfang unserer jetzt recipirten Epoche. Sondern beide Tage, auf die doch Alles ankommt, fallen in das Jahr vorher, und folglich zählen wir, im strengsten Verstande, nicht Jahre nach dem Geburts- und Incarnationstage, sondern nach dem Geburts- und Incarnationsjahr Christi. 2) Ist wohl ganz außer allem Zweifel, daß wir nicht vergangene, sondern laufende Jahre zählen. Unser gewöhnlicher Ausdruck, anno 1, anno 1000, anno 1798 zeugt, so wie der lateinische Ausdruck: anno *post Christum natum primo, millesimo* etc., daß man, im bürgerlichen Leben, nicht vergangene Jahre zählet, sondern laufende. Man datirt Briefe nach dem laufenden Jahre, so wie nach dem laufenden Monatstage. Bezeichnet aber jener Ausdruck bloß Jahre

---

*) Erst in diesem Jahre (1752) nahmen die Engländer den neuen verbesserten (gregorianischen) Kalender an, wie dies 1753 in Schweden geschah.

nach dem Geburts- und Incarnationsjahre, wie soll man denn dieses Geburts- und Incarnationsjahr selbst bezeichnen? Doch wohl nicht mit dem Namen des ersten Jahres vor der Geburt und Incarnation? Dieses wäre ja eben so widersinnig, als es das erste nach derselben zu nennen. Es bleibt also Nichts übrig, als, da unsere Jahrrechnung mit einem ersten Jänner anfängt, vor welchem die Geburt und Incarnation Christi liegt und liegen muß, das ganze Jahr der Begebenheit selbst mit 0 zu bezeichnen, und dessen Anfangspunkt um ein ganzes Jahr hinter den der christlichbürgerlichen Epoche zurückzusetzen, aber nicht ein ganzes Jahr hinter das Datum der Begebenheiten selbst, auf die es eigentlich hier ankommt, sondern nicht einmal ein ganzes Vierteljahr hinter den Tag der Incarnation. Sobald man aber ein Jahr Christi 0 hat, das ist, ein Jahr, das man weder das erste Jahr vor dessen Geburt, noch das erste nach derselben nennen kann: so ist es wenigstens Niemand zu verdenken, am allerwenigsten aber Jemandem, der etwa mehr mit dem Absoluten der Meßkunst, als mit dem Conventionellen bürgerlicher Beschlüsse bekannt wäre, wenn er für recht und billig hielte, unsere Jahre von jenem 0 Punkte an zu zählen, also nicht laufende, sondern verstrichene Jahre, gerade so wie der Astronom ohnehin schon seine Zeichen des Thierkreises bei den Längen der Planeten und seine Monatstage zählt, und wie wir selbst im gemeinen Leben unsere Stunden zählen. Denn III Uhr, 50′ heißt ja auch nicht 50 Min. der dritten Stunde, sondern der vierten, so wie

100 Rthlr. 6 Ggr. nicht 6 Ggr. des 100sten Thalers, oder so viel als 99 Rthlr. 6 Ggr. bedeutet. Warum soll denn nun 1798 1. Jul. gerade so viel sagen, als 6 Monate des 1798sten Jahres, und nicht 1798 Jahr und 6 Monate nach jenem 0, das nicht viel unrichtiger liegt, als jener Anfangspunkt, und wodurch obendrein so viele Gleichförmigkeit in die Sprache über Zeitrechnung überhaupt gebracht würde? Denn, so viel ich sehe, würde dadurch die Ordnung der Tafeln nicht im mindesten gestört werden. Wenn man den Ort der Sonne für 1798 den 1. Jul., 5 Uhr berechnen will, so schreibt man aus den Tafeln den Ort für die Epoche von 1798, das ist, für den Anfang dieses Jahrs nach bürgerlicher Rechnung ab, addirt dazu die Veränderung von 6 Monaten und von 5 Stunden. Aber der Anfang des 1798sten Jahres, nach der gewöhnlichen Rechnung, ist ja mit dem Ende das 1798ste von jener 0 angerechnet einerlei. Allein so gerechnet, schreiben wir jetzt, da ich rede (sieht nach der Uhr), von jenem 0 an, 1798 Jahre, 11 Monate, 30 Tage, 23 Stunden, 56 Min., und heute über ein Jahr, ginge mit dem 1799sten Jahr, nach der gewöhnlichen Rechnung, das 100ste des Jahrhunderts, auf diese Weise gezählt, zu Ende. Noch merke ich an, daß es ja nicht sonderbarer wäre, wenn die Astronomen ihre Jahrhunderte anders zählten, als daß sie ihre Tage anders zählen, wie sie wirklich thun, nämlich, nicht laufende, sondern vergangene, und diese noch oben drein von einem andern 0 ab, als das im bürgerlichen Leben. Zum Beschluß erinnere ich noch einmal, daß ich nicht verbessern,

nicht neuern, sondern bloß entschuldigen wollte. (Die Neune regt sich, um von der Bank Besitz zu nehmen.) Ich sehe, theuerste Schwester und Nachfolgerin, Du eilst meine Stelle einzunehmen. Ich weiche. Bedenke, Du hast ein wichtiges Jahr vor Dir. Sorge ja für Frieden, und halte Dich durchaus, während Deiner Regierung, als das Quadrat aller guten Dinge, und nicht (etwas in den Bart murmelnd) wie im kalten Winter. (Die Glocke schlägt 12, man hört etwas von: Viel Lärm um Nichts; die 8 geht ab, und die 9 setzt sich auf die Bank. Gratulationen zum neuen Jahre von allen Seiten.)

Nachschrift des Herausgebers*).

Vorstehende Rede ist von unbekannter Hand mit der beigefügten Versicherung eingeschickt worden, daß einigen Freunden des hiesigen Taschenbuchs ein Dienst geschähe, wenn sie in diesen Jahrgang eingerückt würde. Man konnte der Erfüllung dieses Wunsches um so weniger entgegen seyn, als man wirklich Willens war, etwas Ähnliches im Jahrgange für 1800 zu sagen. Da indessen die Wendung, die der Verfasser genommen hat, die Einrückung im gegenwärtigen ganz gut entschuldigt, so mag der Aufsatz nun hier stehen. Auf den Nullpunkt der

*) Herausgeber und Verfasser sind hier wieder ein und dieselbe Person. S. die Bemerkung Th. 5, S. 334.

Epochen, als schicklichen terminum a quo, hätte der Verfasser wohl einen noch stärkern Accent legen können. Wir zählen die geographischen Längen mit Recht von dem westlichen Ende der alten Welt, von der Insel Ferro, wie man sich ausdrückt. Aber da, wo der Nullpunkt dieses Maßstabes hinfällt, liegt weder das westliche Ende der alten Welt, noch die Insel Ferro. Sondern jener Punkt ist eigentlich derjenige, von welchem ab gezählt, das pariser Observatorium eine Länge von 20 runden Graden erhält. Vielleicht nahm der Verfasser Anstoß an der Vergleichung des Festes der Beschneidung mit dem pariser Observatorio. Allein diese Bedenklichkeit wäre von geringer Bedeutung gewesen. Denn wirklich ist dem Herausgeber kaum ein Beispiel bekannt, worin das alte Paris so bescheiden gehandelt hätte, als in dieser Längenzählung. Nunmehr aber freilich, da bei der neuen Theilung des Quadranten die Länge des pariser Observatoriums = 22°, 222 . . . . . . et sic in infinitum, werden müßte, so müssen wir die Entscheidung des Directoriums erwarten, wo die alte Welt künftig aufhören soll.

Wie wir hören, soll die 7 gewillet sein, ebenfalls vor ihrem Abtritt von der Bank der Hunderte, Rechenschaft von ihrer Verwaltung abzulegen. Da diese große Aufklärerin, oder wie sie in obiger Rede heißt, die apokalyptische, hundert merkwürdige Jahre darauf gesessen hat, so kann ein solcher compte rendu allerdings sehr interessant werden. Da wir nun Hoffnung haben, das Original so früh als möglich zum Ge-

brauch für unser Taschenbuch zu erhalten, so machen wir dieses, um Collisionen zu vermeiden, hierdurch vorläufig bekannt. Wir werden indessen nur Dasjenige aus dem weitläuftigen Werke ausziehen, was für unser Taschenbuch, nach seiner bisherigen Einrichtung, gehört, und wie es sein geringer Umfang verstattet. Daher denn einige der wichtigsten Rubriken, wie wir hören, als: wie die Karte von Europa zu illuminiren sei; vom neuesten Völkerrecht; über die neueste Bedeutung von *Meum* und *Tuum* oder das politische Ich und Nicht-Ich u. s. w., den Herren Verlegern gewiß nicht werden verweigert werden, wenn sie sich an die benannte apokalyptische I selbst wenden wollen.

Daß du auf dem Blocksberge wärst.

Ein Traum wie viele Träume.

(Götting. Taschenkalender 1799. S. 150—180.)

Durch den Tod eines vortrefflichen Mannes, mit dem ich mehrere Jahre in vertrautem Umgange gelebet habe, bin ich kürzlich zu dem Besitz eines Manuscripts von seiner Hand gekommen, an dessen Entstehung ich selbst einigen Antheil in so fern habe, als das Meiste in demselben die Resultate von Unterhaltungen in unsern Abendstunden ausmachte. Wir spielten, statt mit Karten, die wir beide unversöhnlich haßten, mit Einfällen und Projecten aller Art, oft in die späte Nacht. Ich kann aber nicht sagen, daß wir, weil wir nicht um Geld spielten, deßwegen immer ruhig auseinander gegangen wären. Der letzte Stich des Gegners, wenn die bestimmte Glocke schlug, hatte immer etwas Unangenehmes für einen oder den andern, und ich erinnere mich sogar einmal, daß ich, als ich schon bei meinem Hause war, wieder umkehrte, um einen falsch gespielten Trumpf wieder zurück zu nehmen, aber meinen Freund

schon gerade auf den Lorbern ruhend eingeschlafen fand, die mich die ganze Nacht wach erhielten. Das Buch ist grün eingebunden, und soll daher künftig Alles, was ich daraus entlehnen werde, welches wohl der Fall zuweilen sein könnte, mit der Überschrift: aus dem grünen Buche, bezeichnet werden. Der Titel ist etwas sonderbar, wiewohl nicht ohne Menschen- und Messekenntniß abgefaßt, er heißt: echt deutsche Flüche, und Verwünschungen für alle Stände, nebst einem Anhange von Sprichwörtern und Fictionen. Von den Fictionen haben unsere Leser schon wirklich Einiges gehabt, unter andern war unser Bedlam für Erfinder *) fast wörtlich aus dem grünen Buche genommen. Beim Aufmachen des Manuscripts fiel mir ein Brief in die Hände, der, wie die Unterschrift zeigt, von einem nicht sehr unbekannten Verleger war. Mein Freund hatte ihm das Manuscript angeboten, ohne mir Etwas davon zu sagen, vermuthlich um mir mit dem Gelde eine unvermuthete Freude zu machen. Das war ganz seine Art. Daß er mir aber mit dem Briefe keine unerwartete Freude gemacht hat, verstehe ich nicht ganz. Hier ist der Brief.

„Ew. erhalten anbei Dero Manuskript zurück, weil selbiges Dero Zeit so nicht gebrauchen kan. Einige Artickel sind wircklich reitzbar, per Exempel jener vom doppelten Printzen und jener von Flüchen vor Kindern. Doch wünschen meine Frau und ich etwas mehr von Deologen hinein und der Schaam Hafftig-

*) S. Th. 5, S. 372 ff.

keit und die Obrigkeit, etwas reitzbar versteht sich und Pasquilandisch, das sind itzoiger Zeit warme Semmel in der Welt. Wollten Selbige Selbiges noch einschieben wollen, so wollen Wir sehen. Zenzur haben Wir nicht zu fürchten; meine Frau liest ihm alles für, und ist bei ihm wie ein Kind im Hause. Sie hüppt auch über manches *). Verbleibe Dero affectionirter rc.“

Außer der hohen mercantilischen Suade, die durchaus in diesem Briefe glüht, war es mir besonders angenehm, eine alte fast vergessene Idee von mir, ich meine die von einem doppelten Kronerben, wieder zu finden, wovon das grüne Buch zwar nicht die Ausführung, aber doch den Plan ziemlich deutlich enthält. Hauptsächlich dieser Frau Verlegerin wegen, die, wie ihr eigener Mann gesteht, über Manches gern weghüpft, muß ich sagen, was das eigentlich für eine Idee ist, und von wem sie herstammt, falls etwa besagte Dame damit über ihr Gewissen weg, in irgend eine Romanenmanufactur damit hüpfen sollte. Hier ist Etwas davon:

In einem bisher nicht sehr bekannten Reiche Asiens gibt eine geliebte Königin außerordentliche Hoffnung zu einem Thronerben, oder eigentlich zu reden, Hoffnung zu einem außerordentlichen Thronerben. Denn wirklich wuchsen die Hoffnungen gegen das Ende der Schwangerschaft so stark, daß man sich öffentlich ins Ohr sagte: es würden wohl zwei Kronprinzen

---

*) Soll wohl heißen: überhüpft beim Lesen Manches.
Anm. des Verfassers.

auf einmal kommen. — Das Publikum fängt an mit Meinungen schwanger zu gehen, ebenfalls doppelt und ebenfalls eine schwere Geburt verkündigend. — Politiker mit und ohne Prügel regen sich. — Kleine Vorentscheidungen ehe der Himmel entschieden hat. — Entscheidung des Himmels. — Bülletin: Gestern Abend wurde Ihro Majestät von zwei Kronerben glücklich entbunden, beide vollkommen ausgebildet, schön, gesund und munter, nur am untern Theile des Rückgrats und etwas weiter abwärts zusammengewachsen, und gewissermaßen Ein Stück, in allen übrigen Haupttheilen völlig doppelt. Dank, Anbetung und Verehrung für den doppelten Segen! — Geschichte der Entbindung von einem Zuschauer in der Nebenstube. — Sie erblicken das Licht der Welt mit zwei Füßchen einerlei Art, ob zwei rechten oder zwei linken, ist ungewiß. Wendung und Geburt. — Eine Deputation des Magistrats wünscht unterthänigst, daß die Mißgeburt zum Wohl des Vaterlandes möchte sanft erstickt werden. — Unsanfte Erstickung der Deputation von Rechtswegen. — Tiefsinnige Untersuchung über den Werth des Doppelten in der Welt. — Von Leib und Seele. — Vom doppelten Adler. — Es erscheinen Addressen und Glückwünsche von allen Enden des Königreichs. — Die Dichter sprechen von einem Versuch der Natur, endlich der Welt ein Modell von einem vollkommenen Regenten zu geben. Das Kind heißt bei ihnen bald Castor und Pollux an einem Stück; bald Majorität und Minorität an einem Stück, und einer nennt es sogar den Zweieinigen. — Erziehung

bis zur Beinkleiderzeit und Schnitt dieser Beinkleider. Man merkt beim Anprobiren, daß dieses ein wichtiger Artikel in der künftigen Regierung sein werde. — Es wird ein eignes Conseil niedergesetzt, das über die beste Form dieses Anzugs entscheiden soll; bestehet aus drei Ärzten, drei Philosophen und drei Schneidern. — Große Uneinigkeit in diesem Conseil, sogar einige Prügeleien. — Cülottisten und Sanscülottisten durch das ganze Reich. — Sieg der erstern, weil sich mit Recht die Geistlichkeit zu ihnen schlägt. — Der Prinz bekommt Hosen. — Dreitägige öffentliche Ausstellung derselben und Urtheile der Welt darüber. Verzeichniß von Schriften darüber, die sich an die 200 belaufen. — Neigungen des Doppelprinzen fangen an zu keimen. Der eine zeigt viel Hang zur Speculation und einem sitzenden Leben, der andere zum activen. — Sonderbare Scenen, die sich daraus schon jetzt ergeben. — Ärzte und Schneider lachen, der Klerus und die Philosophen weinen. — Doppelte Pagen, doppelte Kammerdiener und doppelte Hofmeister. Es will sonst nicht gehen *). Hiermit schließt sich der erste Theil. — —

Indem ich zum zweiten Theil übergehen will, sehe ich mit schriftstellerischem Entsetzen, aus der Überschrift dieses Artikels,

*) Die Fragmente, welche in Beziehung auf den beabsichtigten Roman, worin ein doppelter Prinz die Hauptperson sein sollte, unter den Papieren des Verfassers aufgefunden wurden, sind Th. 1, S. 50 ff. mitgetheilt.

daß ich mich verloren habe, und fürchte fast, daß die Verwünschung, die sie enthält, über mich und meinen doppelten Prinzen, von manchem Leser möge ausgesprochen worden sein. Ich bitte um Vergebung; es kam in meinem Eigenthum Feuer aus, da dieses nun so ziemlich geborgen ist, so habe ich die Ehre, versprochenermaßen, aufzuwarten.

Alles Folgende sind die eigenen Worte meines in dem zweiten Viertel dieses Jahres (1798) leider! verstorbenen Freundes. Die Anrede ist an mich wie folgt:

„Du weißt, mein Theuerster, daß es seit jeher eines meiner Lieblingsgeschäfte in müssigen Stunden gewesen ist, deutsche Nationalflüche und Verwünschungen zu sammeln, um daraus gelegentlich einige zur endlichen Bestimmung des Nationalcharakters nöthiger und noch fehlender Elemente durch Philosophie zu scheiden. So wie Leibnitz schon gesagt hat, daß die Menschen sehr viel sinnreicher in ihren Spielereien, als in ihren ernsten Geschäften wären, so habe ich auch gefunden, daß, ohne deßwegen die Flüche unter die Spielereien zu rechnen, der Mensch sehr viel charakteristischer flucht als betet, vielleicht, weil er meistens aus dunkelem Gefühl seines hohen Werthes flucht und verwünscht, und aus einem ähnlichen Bewußtsein seines Unwerthes und seiner Abhängigkeit betet. Um Etwas dieser Art auszufinden, legte ich mich neulich mit meinem Dir bekannten Zettel zu Bette, in der Absicht Etwas dieser Art, vor dem Einschlafen, auszufinden, was ich am Morgen in meine sogenannte Noctes G....es (G....sche Nächte)

eintragen könnte. Ich stieß sehr bald auf die in manchen Gegenden Deutschlands sehr bekannte Verwünschung: Daß du auf dem Blocksberge *) wärst. Ich weiß nicht, was mich eigentlich bei dieser Zeile zum Stillstand brachte, ich ruhete dabei aus und schlief ein. Sogleich saß ich in einem leichten Wagen mit Vieren, und fuhr in einer Nacht bei sternenhellem Himmel frisch zu. Ich kann nicht sagen, daß mir die Fahrt sehr gefallen hätte. Vermuthlich hatte sich beim Einschlafen Etwas von Walpurgisnacht auf meinen Traumapparat niedergeschlagen, so daß ich mich bei meinem Postillion nicht viel besser befand, als Bürger's Lenore gegen das Ende ihrer Reise

*) So heißt unser Brocken in einem großen Theile von Deutschland, und ist unter diesem Namen selbst Kindern, die 100 Meilen von ihm leben, bekannt. Man wünscht oder verwünscht gewöhnlich Dinge dahin, deren man im hohen Grade überdrüssig ist. Die Verwünschung verträgt sich wirklich mehr als eine mit christlicher Liebe; sie thut nämlich dem Affect Genüge und hebt die Wiederkehr des Verwünschten nicht auf, wodurch sie sich sehr von andern unterscheidet, die man, im christlichen Deutschland wenigstens (denn von der deutschen Türkei ist hier noch nicht die Rede), und mit einem Anfangsbuchstaben und Punkten druckt. Wer eine sehr merkwürdige, neuere Verwünschung, auf den Blocksberg, lesen will, wird sie im 2ten Hefte des IVten Bandes der neuesten Staatsanzeigen S. 142 finden. Der Verwünscher ist ein rechtschaffener Mann, der Franziskaner, Pater Guido Schulz.

Anmerk. des Verfassers.

bei ihrem Dragoner. Indessen ich faßte Herz. Schwager, fragte ich, was ist das dort oben? Ist das ein Nordlicht?

Schwager. Wo?

Ich. I! dort oben, sieht er das Licht nicht?

Schw. O! Wissen Sie denn das nicht? Morgen ist Neujahrstag.

Ich. Das weiß ich wohl, aber was hat denn das Nordlicht mit dem Neujahrstage zu thun?

Schw. (lachend) Ich führe doch wohl keinen Emigranten? Sie sprechen gut Hochdeutsch.

Ich. (etwas auffahrend) Hanswurst, sei kein Narre, und sage, was Du willst mit Deinem Geschwätze da.

Schw. Dank für ihr Du. Wissen Sie denn nicht, daß heute große Ausstellung ist.

Ich. Was für eine Ausstellung?

Schw. Auf dem Blocksberge. Das ist der Blocksberg dort mit dem Lichte. Mit Ihrem Nordlichte! Ist denn dort Norden? (Der Kerl hatte Recht, das Licht lag gerade in Südosten, und dieses Gefühl von Unrecht gab mir mein Blut wieder.)

Ich. O! sag er mir kurz und gut, lieber Freund, was er mir sagen will, und am Ende auch sagen wird: Was ist das?

Er. Nun wenn Sie so befehlen, aber, sagen Sie mir: haben Sie einen armen Schwager nicht zum Besten?

Ich. Auf Ehre nicht! nur zu, frei heraus mit der Sprache. Ich verstehe noch zur Zeit von Allem Nichts.

Er. Nun gut denn, wenn Sie es so haben wollen. Diese Nacht stehet auf dem Blocksberge Alles öffentlich aus, was in dem ganzen vergangenen Jahre hinauf ist gewünscht worden. Alles prächtig illuminirt, so helle wie am Tage.

Ich. O! lieber Herzensschwager, da laß uns hin. Das muß ich sehen. Aber ists nicht schon zu spät?

Er. Das nicht, aber haben Sie eine Frau *)?

Ich. Was ist denn das nun wieder?

Er. O ich meinte nur, ob Sie verheirathet wären. (Dabei hörte ich sogar, daß er in den Bart lächelte.)

Ich. Ja, ich bin verheirathet. Was nun weiter mit allem dem infamen Zaubern? Ich bin verheirathet.

---

*) Es thut dem Herausgeber Leid, daß er die Reden des Schwagers nicht in der plattdeutschen Sprache des Originals herzusetzen wagen darf. Die des Plattdeutschen kundigen Leser können sich indessen diesen Verlust leicht ersetzen. Für die übrigen kann man zwar den Sinn der Worte wiedergeben, und das ist hier geschehen, aber die unaussprechliche Naivität dieser Äußerungen, das Colorit des Sinnes zu empfinden, muß man unter diesen Menschen gelebt haben. Da, wo der gemeine Mann eine von der Sprache der höhern Stände verschiedene Sprache redet, wird es diesen leichter die Simplicität der Gesinnungen und Bemerkungen von jenen zu empfinden. Wo der gemeine Mann hingegen die Sprache der höhern Welt spricht, ist der Cours gegen ihn. Mit der Gemeinheit der Sprache, geht das Eigenthümliche der Empfindung verloren. Anm. des Verf.

Er. Lieber Herr, ich meine es gut, das können Sie glauben. Ich habe lange keinen so freundlichen Herrn gefahren.

Ich. Nun gut, gut, heraus mit der Sprache.

Er. I! wenn Sie es so haben wollen. Ich meine nur (hier wieder gefälliges, hörbares Lächeln), es wäre möglich, daß Ihre liebe Frau Sie im vergangenen Jahre auf den Blocksberg gewünscht hätte.

Ich. Und was denn da?

Er. Da würden Sie sich selbst denn dort oben herum marschiren sehen, so wie Sie da in der Kutsche sitzen, gerade so, Tracht und Alles, wie im Spiegel; vor so was graut einem.

Ich. (laut lachend) Ehrlicher Teufel. Also das meintest Du? O! wenn es weiter Nichts ist, guter Kerl, habe keine Sorge. Gesetzt, ich sähe mich auch da, muß es denn gerade meine Frau sein, die mich dahin gewünscht hat? das könnten ja andere Leute sein. Ich kenne ihrer eine Menge, die mich auf den Blocksberg wünschen. Das weiß ich und mache mir eine Ehre daraus. Jeder rechtschaffene Mann in dieser Welt zählt ihrer leicht ein Dutzend, eben weil er ein rechtschaffener Mann ist.

Er. Gut, lieber Herr, das weiß ich wohl, aber wenn der Zettel nicht wäre.

Ich. Was für ein Zettel?

Er. I! der Zettel auf dem Rücken.

Ich. Ich bitte Dich ums Himmels willen, sprich fort, wir kommen sonst um die Hochzeit. Was sind denn das für Zettel?

Er. Ein jeder trägt da einen Zettel auf dem Rücken, darauf steht mit feurigen (hier eine Pause), mit feurigen, feurigen Buchstaben geschrieben.

Ich. Was denn?

Er. Von wem man herauf gewünscht worden ist, und wie viele Male.

(Hier eine Pause von meiner Seite. In der That wurde mir doch hierbei nicht ganz recht zu Muthe. Denn man kann in einer sehr vergnügten Ehe leben, und dann doch zuweilen auf den Blocksberg gewünscht werden. Es war mir um die Leute zu thun. Ich dachte nach, und erinnerte mich einiger kleinen Vorfälle, dieses merkte der Schwager.)

Er. Schlafen Sie? Sie sind ja so stille?

Ich. Wer wird schlafen, bei einer solchen Reise mit einem so angenehmen Schwager? Aber höre Er. Gesetzt, ich fände nun meine Frau auch da, würde Sie mich kennen?

Er. Nein! Als bloßen Passagier und Zuschauer nicht. Die sind unsichtbar für die Verwünschten. Aber die Verwünschten selbst sehen einander. Die bloßen Passagiere sehen Alles, ohne gesehen zu werden. Erblicken Sie also Ihre liebe Frau oben, so werden Sie es am besten wissen, was das sagen will. Erblicken Sie sich selbst und Ihre Frau Arm in Arm, so hat dieses nichts zu bedeuten. Das können immer gute Ehen sein. Nur auf den Kopfputz kommt alsdann viel ar

Ich. Ich sehe, der Schwager ist sehr informirt.

Er. O! Ich müßte ein Dummkopf sein, wenn ich es nicht verstände. Ich habe Hunderte hinaufgefahren, auch wieder herunter, wenn sie sich nicht — — Sie verstehen mich wohl.

Ich. Nein, lieber Schwager, ich verstehe es nicht.

Er. O doch.

Ich. Nein wahrlich nicht.

Er. Ich meine, wenn sie sich nicht droben erhenkt haben.

Ich. Also haben sich wirklich Passagiere droben erhenkt?

Er. O! mehr als einmal.

Ich. Und weswegen denn?

Er. Von wegen des Kopfputzes, von dem ich vorher geredet habe.

Ich. Kopfputz? Gibt es denn einen zum Erhenken?

Er. O ja.

Ich. Was für einen?

Er. Wenn Sie nicht wollen für ungut nehmen — Hörner.

Ich. Kannst Du mich, lieber Schwager, wohl in einer Stunde hinführen?

Er. O! in — in — einer Minute. Ich sehe, Sie wissen nicht, wer Sie fährt. Ich habe meine geheimen Verbindungen hier, bin aber Ihr guter Engel, fürchten Sie nichts.

In diesem Augenblicke fühlte ich mich weit über Alles erhoben, was die Welt Chausseen nennt. Ich schwamm, wie an einem Luftballon hängend, sanft dem Nordlicht entgegen. Alles, was noch in mir wog und zog, waren einige schwere Gedanken

über die Folgen dieser Aufklärung, über wichtige Punkte des vergangenen sowohl, als künftigen Lebens, der ich jetzt entgegenging, und die der Himmel so weislich in Dunkel hüllt. Ich tadelte im Grunde meiner Seele nunmehr meine Verwegenheit, denn mein ganzes Leben zielte gar nicht auf einen solchen Überfall hin. Wer hätte auch so was denken sollen? Nach wenigen Minuten sanken wir auf den kleinen Brocken nieder, mechanisch sanft, aber für mich, mit einer Art von elektrischem Stoße aus dem Boden der Weissagung, der durch alle Glieder ging. In diesem Augenblicke war mir der Brocken heilig.

Man kann sich keinen himmlischern Anblick denken, der ganze höhere Gipfel des Brockens, der vor uns lag, stand wie im Feuer. Alles noch etwas fern. Mein Postillion, der, wie ich nun deutlich sah, weder die braunschweigische, noch die kaiserliche Montur trug, faßte mich bei der Hand, schüttelte sie lächelnd. Ich bin noch immer der alte Schwager im Thale. Sie denken nach; haben Sie keine Sorge, und (setzte er, Gottlob! lächelnd, hinzu) zum Erhenken ist immer Zeit. Nun ging ich mit Muth dem Berge zu.

Himmlischer Anblick überall. Überall wie Junius Licht an einem heitern Mittage. Aber selbst in der Allee, der wir uns näherten, erschien keine Spur von Schatten. Was ist das? fragte ich meinen Führer, sind das Harztannen? J! mein Himmel, Sie wissen nicht, wo Sie sind, versetzte er, das Licht blendet Sie. Das sind Bäume, die Deutschland hierher gewünscht hat. In dem Augenblick sah ich, daß es Freiheitsbäume

waren, roth, blau und weiß gestreift; oben Bänder von gleicher Farbe. Bravo, meine lieben Landsleute, dachte ich, und nun fing ich an zu verstehen. So viel kommt auf einen guten Wink an. Trotz meines Unterrichts im Thale, hielt ich Alles hier für ein Paradies, und hatte gänzlich vergessen, daß ich mich unter lauter verwünschten Dingen befand. — Der Glanz hatte alle Schuld. An den Bäumen wehten Flaggen mit Zahlen. Was soll die Zahl da? fragte ich meinen Führer. Das ist die Zahl der Verwünschungen, sagte er. Nun dachte ich, willst du doch eine wenigstens behalten. Es war ein herrlich gehobelter und verzierter Baum, oben mit vier Schilden, nach den vier Weltgegenden, mit Inschriften, die ich nicht lesen mochte. Es war mir mehr um die Zahlen zu thun, woraus sich auf die Inschriften schließen ließ. Es war zum Erstaunen: voran stand eine Eins, und, dafür stehe ich, hinterher zum allerwenigsten fünf Nullen. Also war dieser Baum wenigstens hundert tausend Mal verwünscht worden. Das dachte ich wohl, sagte ich zu mir selbst, so mußte es kommen. Unter den Bäumen spazierten einige Officiere mit gestickter Uniform, Arm in Arm mit Leuten, die nicht in Uniform waren. Es wurde viel Französisch gesprochen, aber von Einigen so schlecht und breit, daß man wohl hören konnte, es waren Deutsche, die es erst in späteren Jahren aus ökonomischer Desperation gelernt hatten. Was ist denn das für ein Trupp dort unter jenen Freiheitstannen, der keine Uniform trägt? fragte ich. Das sind Lieferanten an sich, antwortete mein Führer. Hierbei konnte ich

mich kaum des herzlichsten Lachens enthalten, über meine eigne Ideenverbindung, versteht sich. Mir fielen dabei die Dinge an sich der neuen Philosophie ein, und so gewann der Ausdruck, im Munde eines Postillions, also eigentlich des Mundstücks zum Mundstücke des Posthorns, ein etwas drolliges Ansehen. Der gute Kerl, der sich meinen Schutzengel nannte, war ganz unschuldig dabei. Er verstand unter Lieferanten an sich, eine sehr bekannte Species von Lieferanten, die bloß an sich selbst liefern, und dieses Ungeziefer, deutsches und französisches, auf dem Blocksberge zu finden, war nicht unerwartet. Wer würde diese Strichvögel nicht lieber in der Halsschlinge sehen, als hier im Freien streichend?

Gleich hinter der Freiheitstanne erblickte ich eine Menge Buden mit Kleidern; alle waren weiß, braun und schwarz. Ich glaubte in Monmouth-street *) in London zu sein. Als ich etwas näher trat, sah ich aus der Überschrift, daß es lauter Ordenshabite waren, vorzüglich Habite junger Nonnen; ich glaube nicht zu irren, wenn ich die Sammlung auf 5000 schätze. Sie waren systematisch aufgehängt, zwischen einem Paare Nonnenkleidern hingen immer einige Mönchshabite. Capuciner,

*) Eine Straße, worin nicht sowohl vor Alter gestorbene Kleider, als vielmehr solche, die die Pest der Mode oft in der Blüthe ihrer Jahre hingerafft hat, ihre Auferstehung erwarten, die denn auch nicht ausbleibt; wenn man die Erlaubniß, in den Provinzen und im Auslande zu spüken, Auferstehung nennen kann. Anm. des Verfassers.

Francisfaner und die von La Trappe konnte ich deutlich erkennen. Sie schienen sich wie zu umarmen. Jetzt fing ich an, diesen Tag zu preisen, der meine Theorie vom Menschen so sehr bestätigte. Leid that es mir, als ich in denselben Buden einige protestantische Krägelchen, schwarzen Rock und Mantel und schwarz gebundene Bücher mit vergoldetem Schnitt erblickte. Wie ist das in aller Welt möglich? sagte ich ganz laut. Was möglich! versetzte mein Führer, es ist Alles möglich, fort, fort, wir haben keine Zeit. Es wird besser kommen. Das Nächste war ein kaum übersehbares Gehäge, worin es von wilden Schweinen, Hirschen, Rehböcken und Hasen wimmelte. In der Mitte glänzte auf einer erhöhten Tafel in feuriger Schrift:

Von den sämmtlichen Unterthanen.

Was Henker, fragte ich, haben denn die wilden Schweine in Deutschland Unterthanen? — Hier nicht viel gefragt. Sehen Sie, sehen Sie dort die herrlichen Equipagen! Es war zum Entzücken. Zum wenigsten zehn sechsspännige Wagen von einer Leichtigkeit, daß ein Pferd ihrer sechs gezogen hätte, rennten unter Begleitung von menschlichen Rennthieren, schön wie Engel, in ihrem Silbergeschirr *), vorüber. Ich kannte keinen von den Herrn darin, doch glaube ich, vier bis fünf Tonsuren bemerkt zu haben, zwei fuhren rückwärts, und vorwärts saßen Damen. Nonnen waren es nicht. O! da hätte

*) Vermuthlich Läufer. Anm. des Verfassers.

ich die Kehrseite sehen mögen, rief ich. Geschwind, Geschwind! Sehen Sie, da stehts auf den Kutschen hinten, rief mein Führer. Es war nicht zu verkennen. Die Flammenschrift hieß:

Von den sämmtlichen Unterthanen.

Das haben wir schon einmal gehabt, sagte ich. Nun öffnete sich der Schauplatz immer mehr. Gänge, gedrängt wie die Börse zu Amsterdam um Mittag, zeigten sich zu beiden Seiten. Es war nicht auszukommen, der Geist ermüdete. Ich las bloß einige Aufschriften. Z. B. *Gang der alten Tanten. Gang der Ehemänner.* Allgemeine Rückendevise: *Von der Frau. Promenade der Hofmeister.* Hier erkannte ich zwei oder drei. Ganz voran stand unser lieber N. mit seinem abgespannten Passionsgesichte. Er hatte seinen kleinen Dollond in der Hand, und sah gerade nach mir. Ich wollte ihn grüßen, als mir einfiel, daß ich unsichtbar für ihn wäre. Ich sah mich also in der Richtung seines Fernglases um, und siehe, da stand der junge Schurke hinter mir, der gewiß diese gute Seele, zum Dank für ihre weise und väterliche Leitung, tausendmal heraufgewünscht hatte. Ich suchte den Revers des Buben zu gewinnen, um zu sehen, wem er seine Brockenreise zu verdanken hätte. Das Zettelchen glühte ganz fein: *von seinem ewig treuen Engel, Signora Cassandra, an dem Tage da Monsieur aufhörte zu zahlen.* Recht so, dachte ich. Vielleicht zielte der kleine Dollond nach dieser Inscription. Indem ich noch diesem infamen Geschöpfe meine tiefste Verachtung durch Freude bezeigen wollte*), stieß mich

*) Hieraus können manche Leser lernen, was Dictate reiner

mein Führer fast etwas unsanft an. Ums Himmels willen erschrecken Sie nicht! — Was, was ist denn? — Sehen Sie denn nicht dort den Herrn? — Wo, wo? J, dort! Sie kennen doch auch wahrlich alle Menschen, und sich selbst nicht. — Wie ein Donnerschlag ging es mir durch alle Glieder, nicht was mein Führer sagte (das wußte ich längst), sondern der Anblick von meinem Ich nicht Ich, zum erstenmale in der Welt, außerhalb des Spiegels, und mit Bewegungen, die mit den meinigen gar nicht in katoptrischer Harmonia praestabilita standen. Ich stand, wie eine Bildsäule versteinert; das Ich nicht Ich hingegen war sehr munter, schaute umher, und schien sehr viel vergnügter, als sein Er nicht Er. Offenbar mußte Etwas zwischen Uns sein, was weder Er noch Ich war, und wovon Keiner von uns Etwas wußte. — Es war ein unbeschreiblicher Anblick, Sich selbst so, ohne Sich selbst, gehen zu sehen, wo man bei jedem Tritt der Abbildung zu erblicken fürchtet, was man nicht sieht, wenn man ihn selbst thut. — Aufrichtig zu reden, so gefiel ich mir nicht sonderlich. Ich würde den Hut anders gesetzt, den Stock anders getragen, und mich nicht so oft umgesehen haben, wie Ich nicht Ich. Indeß dachte ich:

---

praktischer Vernunft sind. Ich wußte, daß mich der Kerl nicht sah, und daß ihn meine Freude weder verwunden, noch heilen konnte. Dessenungeachtet machte ich das ganze Exercitium an ihm durch, wie an einer Gliederpuppe.

Anmerk. des Verfassers.

es ist Alles sonst so genau und richtig, also vermuthlich auch das, was du nicht für so genau hältst. Nun wohlan, sagte ich zu mir selbst, das soll mir der Keim zu einer Theorie des Schauspiels sein. Dieses war eine kleine Autorregung, ein Intermezzo, das der Kopf der Autoren ihrem Herzen oft zum Besten gibt, wenn er etwas Besseres geben könnte, oder sollte. Nun kam der Mensch in mir wieder. — Mir gefiel in Wahrheit der Hut mit dem hohen Deckel, den Ich nicht Ich trug, nicht so ganz, ob Ich gleich selbst einen solchen auf hatte. Mir fiel der Kopfputz ein. Meine Unruhe und meine Neugierde war unglaublich. Ich hätte einen Fürstenhut darum gegeben, diesen Filz abheben zu können. Auf einmal begegnete meinem Repräsentanten ein alter guter Freund von uns, den vermuthlich seine Haushälterin, mit ihrem verlobten Exspectanten, hierher gewünscht hatte. Mein Schowesen zog den Hut ab. Gerechter Himmel! Was für ein Anblick! Wenn Dir je, theuerster Leser, an dem zweiten oder dritten Abend deiner ersten Liebe, der aufgehende Vollmond durch das Blüthengitter deiner Laube in dein begeistertes Auge geblickt hat, so hast du den Vollmond ganz mit dem Wonnegefühl gesehen, mit dem ich durch ein Gedränge von Bändern, Federn und anderen wehenden und nicht wehenden Kopfzierden, meinen kahlen Scheitel erblickte. Er war es völlig, so wie ich ihn noch diesen Morgen vor dem Spiegel gesehen hatte; glatt freilich, aber auch ohne alle Spur von jenen kleinen, aber solideren Sprößlingen, die oft der bloße geheime Wunsch des Weibes schon keimen machen soll. Also

nicht einmal der Spießer*) bist du, dachte ich. Eigentliches Gehörn hatte ich nie gefürchtet. Dieses erfüllte mich mit einem Muthe. — O! ich glaube, ich wäre dem Leidigen selbst entgegengegangen.

Ich. Komm, komm, guter Freund, geschwind, sagte ich zu meinem Führer.

Er. Was denn, was wollen Sie denn?

Ich. Ich muß die Inscription lesen.

Er. Was für Inspection?

Ich. Guter Tropf, ich will wissen, wer mich auf den Blocksberg gewünscht hat.

Er. O thun Sie das nicht. Es wäre doch wohl möglich.

Ich. Was möglich? Ich fürchte keine Möglichkeit. Komm, komm.

Wir eilten. Ich las den Zettel, und lächelte. Es war *nichts* Neues. Ich erblickte zwei Namen. Der eine war der von einem sonst scheinbar guten Schlucker, der eine entfernte Anwartschaft auf mein Amt hat, der mir immer zum neuen Jahre gratulirt, und des Monats wenigstens einmal bei mir speist. Der andere, der von einem Bedienten, der nicht mehr allein in Keller gehen darf. — Ich gratulire, gratulire aus Ihrem Gesichte, lieber Herr, sagte mein Führer, indem er mir die

---

*) Ein junger Hirsch, der das erstemal auffetzt, und daher nur Spieße, statt des Gehörnes, hat. Adelung.

Anm. des Verfassers.

Hand drückte. — Auf einmal sah er sich um und stutzte — Wat — die — schwere — — rief er, indem er meine Hand wegwarf und lief. Ich wußte in der Welt nicht, was dem guten Kerl angekommen war. — Auf einmal löste sich das Räthsel. Ich sah nämlich das Ich nicht Ich meines treuen Führers einherschreiten, nicht als Spießer, sondern mit dem vollkommensten Gehörn, das ich in meinem Leben gesehen habe, und von Ast zu Ast glänzte die Inschrift: *von seiner lieben Ehefrau.* Die Worte galten bloß die Verwünschung, das Gehörne bedurfte keiner Inschrift. — Ich muß bekennen, weil der Kerl rüstig, jung und schön war, und ich einige Ursache hatte zu glauben, daß *seine liebe Ehefrau* auch hier irgendwo noch in gleichem Putz spüke, so konnte ich mich des herzlichen Lachens nicht enthalten. Nach dem Gehäge mit ihm, nach dem Gehäge, rief ein Gedränge von Menschen, worunter selbst einige Spießer waren. Meine Bewegung über diesen sonderbaren Vorfall wurde immer heftiger und so — erwachte ich. — — Das, was aber von meinem eigentlichen Ich wieder zuerst recht wieder zu sich kam, war doch wieder der Autor. Ich dachte an meine neue Theorie vom Schauspiele, und fand nun wachend, zu meinem nicht geringen Verdruß, daß das Alles längst bekannte Sachen waren; längst gedachte und gesagte, wenigstens aber zum erstenmal lebhaft empfunden. Das ist doch immer etwas werth. Ich kam hierbei auf deinen alten Satz, lieber Freund. Du sagtest einmal bei dem Sprichworte: hierüber muß ich mich beschlafen, es gelte

bei verwickelten Angelegenheiten des Lebens, wo es gewöhnlich gebraucht werde, nicht vom Schlaf, sondern vom Wachen im Bette, und hauptsächlich dem Erwachen am Morgen; von Gegenständen der schönen Künste hingegen, in mehr eigentlichem Verstande, doch sollte man da lieber sagen: hierüber muß ich mich beträumen. Die größten Dichter und Künstler seien immer Menschen gewesen, die dieses wachend gekonnt, und immer in desto höherem Grade, je weniger sie sich auf das obige Beschlafen verstanden hätten. — Schade nur, lieber Freund, daß Deine Regel den traurigen Umstand mit dem besten gemein hat, daß sie der, der sie versteht und fühlt, nicht nöthig hat, und der, der sie nöthig hätte, vice versa u. s. w.

Leuchtende Kartoffeln.

(Götting. Taschenkalender 1791. S. 164—167. unter der Rubrik: Neue Entdeckungen ꝛc.)

Es gibt Leute, die glauben, daß sich aus Kartoffeln Alles machen lasse, was der Mensch zur Nothdurft gebraucht, und das Meiste von dem, was er zum Überfluß, also eigentlich zum Unnöthigen, nöthig hat. Freilich, wenn man etwa die verschiedenen Zeuge zu Kleidern und manchen Geräthschaften, die zu dieser Metamorphosirung der Kartoffeln nöthig sind, ausnähme, so hätten diese Leute so gar unrecht eben nicht: selbst bei Kleidungsstücken ließen sich noch hier und da Auswege finden. Daß man z. B., wo nicht Schuhe, doch Holschen aus Kartoffeln machen könne, wird Niemand bezweifeln, der weiß, daß man die elegantesten Dosen und Spiegelrahmen aus ihnen macht; ja selbst für die Perücken sehe ich schon eine Möglichkeit, seitdem ich gehört habe, daß ein Genie die kühnen Gedanken gehabt habe, Perücken aus Papier maché zu machen und aus Gyps zu gießen, die des Puders eben so wenig bedürfen, als sie es vertragen. Was ich zur Bestärkung jener Leute in ihrem Glau-

den eigentlich hier beibringen wollte, ist, daß man nun wohl künftig auch einmal ohne weiteres Zuthun bei Kartoffelschein im Dunkeln wird lesen und schreiben können. Meine Hoffnung ist Scherz, aber folgendes Factum ist Ernst. Am 7. Jänner dieses Jahrs (1790) ging ein Officier zu Strasburg des Abends um 11 Uhr an den Casernen vorbei und bemerkte in einem Zimmer der gemeinen Soldaten noch Licht. Da dieses den Leuten scharf verboten ist und also Feuer zu vermuthen war, so verfügte er sich sogleich nach dem Zimmer. Als er hineintrat, fand er die Leute im Bette sitzend und voller Vergnügen über leuchtende Körper, mit denen sie auf der Decke ihr Spiel trieben. Auf Befragen, was das sei, hörte er, daß es Stücke einer rohen Kartoffel wären, die sie, als sie welche für die morgende Suppe geschälet, beim Anschneiden untauglich befunden und weggeworfen, nachher aber leuchten gesehen und wieder aufgenommen hätten. Der Officier ließ sich einige Scheiben geben, um sie zu untersuchen, und fand, daß sie von einer Kartoffel waren, die bereits in die Keimungsgährung übergegangen war. Sie leuchtete so stark, daß man bequem dabei lesen konnte. Am Tage untersucht, fand er sie wenig mehlig, mit weißen Adern durchlaufen und mit einer Menge, dem bloßen Auge kaum sichtbarer, Theilchen besäet, die einen fast metallischen Glanz hatten; sie hatten den frischen Champignongeruch, den man auch beim leuchtenden faulen Holze bemerkt. Am 8ten Jänner leuchteten sie noch, aber schwächer; den 9ten noch schwächer; am 10ten war alles Licht verschwunden. Merkwürdig ist doch hierbei, daß man dieses Phänomen

nicht öfter bemerkt, da die Kartoffeln so häufig aus dunkeln Kellern geholt werden müssen: vielleicht ist es aber auch nöthig, daß man sie durchschneidet. Bekäme man den Prozeß, Kartoffeln leuchtend zu machen, und zwar durch bloßes Keimen-lassen, in seine Gewalt, so würden sie unstreitig einen neuen Vortheil, zumal den Armen, bei manchen Verrichtungen gewähren. Noch muß ich anmerken, daß der bekannte Hr. Valmont de Bomare*) ein Sendschreiben dieses Officiers über diese merkwürdige Erscheinung in der königl. Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues vorgelesen hat.

*) Jacob Christoph Valmont de Bomare, geb. zu Rouen 1731, gest. 1807. Bekannt durch sein Dictionnaire raisonné universel d'histoire naturelle, das zuerst 1765 in 5 Th. 8. erschien, und zuletzt, mit Supplementen, zu Lyon 1800 in 15 Theilen.

Lieutenant Riou.

(Götting. Taschenkalender 1791. S. 167—171, unter: Neue Entdeckungen ꝛc.)

Vielleicht erinnern sich unsere Leser noch einer Geschichte aus den Zeitungen, vom Frühjahr 1790, die vieles Aufsehen in England machte: daß nämlich ein gewisser Schiffslieut. Riou, der ein Schiff, the Guardian, commandirte, in einer Entfernung vom Cap, wo so etwas gar nicht zu erwarten war, auf eine Eisinsel stieß, wodurch sein Schiff einen solchen Leck bekam, daß man die Boote aussetzte und ein Theil des Volks das Schiff verließ; daß aber Lieut. Riou es nicht verließ, und zwar nicht etwa aus Verwirrung, oder sonst zufälligen Ursachen, sondern mit kaltem Blute sich dazu entschloß, und sogar noch dem Secretair der Admiralität mit wenigen Worten seinen Entschluß in einem Billet meldete, das er den Flüchtenden mitgab; daß dieser Lieut. Riou aber endlich wohlbehalten am Cap mit seinem baufälligen Schiffe ankam ꝛc.*). Bei Lesung dieser Geschichte

*) Man hat diese Begebenheit sogar auf das Theater gebracht. Anm. des Verfassers.

fielen mir einige Gedanken des großen Franklin wieder ein, die er in einem Schreiben an Hrn. Le Roy *) zu Paris äußerte, und die von Commandeuren sowohl, als Eigenthümern von Schiffen nie genug beherzigt werden können: Ich lese nun (schrieb der philosophische Greis im August 1785, und zwar auf der See am Bord des londonschen Packetboots) fast siebzig ganzer Jahre Zeitungen, und wenige Jahre gingen vorbei, daß ich nicht Nachrichten gelesen hätte von Schiffen, die man ohne eine Seele am Bord, und mit Wasser im Raum herumschwimmend angetroffen hätte, oder von andern, die in gleichem Zustand ans Land geworfen worden wären. Die Besatzung hatte nämlich in diesen Fällen das Schiff verlassen, war vielleicht glücklich angekommen, vielleicht aber auch nicht. Die Nachricht, die dergleichen Leute von ihrem Unfall geben, lautet gewöhnlich so: Das Schiff hätte ein Leck bekommen, sie hätten lange gepumpt, da aber das Wasser immer mehr gewonnen, so haben sie sich in das Boot geworfen u. s. w. Daß dieses sehr oft viel zu voreilig geschehe, ist Hrn. Franklin sehr wahrscheinlich, und er gibt Folgendes als Ursachen an, die den Muth der Leute ohne Noth zu sehr niederschlagen. Das Schiff ist nach unten zu viel enger als oben, also ein Leck, der von Anfang schnell zu füllen scheint, wird nachlassen, wenn das Wasser höher kommt; ferner wenn

*) Joh. David Le Roy, Mitglied des franz. Instituts; geb. 1728, gest. 1803. Schrieb unter Andern: Nouvelle voilure proposée pour les vaisseaux etc.

der Leck unten ist, so füllt sich auch deßwegen das Schiff schneller, weil die äußern Wassersäulen durch ihre Höhe stärker drücken; allein so wie sich das Schiff füllt, und die innern Wassersäulen sich der Gleichheit mit den äußern nähern, so verlieren die äußern ihre Gewalt, das Wasser in das Schiff zu treiben, immer mehr. — Allein, so wie das Wasser im Schiffe steigt, so erreicht es nach und nach eine Menge leichter Körper, z. B. leere Kisten und hauptsächlich leere Wasserfässer, die, wenn sie befestigt sind, daß sie nicht frei schwimmen können, nun das Schiff sehr mächtig zu unterstützen anfangen. Auch besteht die Ladung der Schiffe selbst oft aus einer Menge von Dingen, die specifisch leichter sind als das Wasser, die, so lange sie über Wasser sind, das Schiff belästigen, sobald sie aber in das Wasser zu liegen kommen, das Schiff heben helfen; Salz und Zucker, die specifisch schwerer sind als Wasser, schmelzen, fließen fort und erleichtern das Schiff rc. Alle diese Umstände wird Niemand unbedeutend finden, der bedenkt, daß es von dem Gewicht einer Unze abhängen kann, ob ein Schiff flott bleiben oder sinken soll. Franklin ist überzeugt, daß manches Kriegsschiff, wo wegen der Größe der Consumtion die Zahl der leeren Wasserfässer sehr beträchtlich sein muß, in der Schlacht noch vom Sinken hätte gerettet werden können, wenn man es zur beständigen Regel gemacht hätte, die ausgetrunkenen Fässer jedesmal fest zuzuschlagen, und an solche Orte in Verwahrung zu bringen, wo sie nicht frei schwimmen können. Er billigt daher das Verfahren der Chinesen sehr, die den Schiffsraum in eine Menge

kleiner Kammern abtheilen, die alle wasserdicht verschlossen werden können, so daß, wenn ein Leck springt, immer nur eine davon gefüllt wird, wodurch das Schiff, wenn sie sich auch bis zur Wasserlinie füllte, nicht zum Sinken gebracht werden kann. Wir haben, sagt er, diesen Gebrauch nicht nachgeahmt, vielleicht weil man Packraum verliert; allein dieses meint er, ließe sich wieder durch die geringere Assecuranz und ein höheres Geld, das der Passagier bezahlte, der sich gewiß bei großen Reisen, lieber einem solchen Schiff anvertrauen würde, als einem andern, wieder gewinnen. Unsere Seeleute, fährt er fort, sind aber ein unerschrockenes Volk, das dergleichen Vorschläge bloß aus der Furcht verwirft, man möchte sie für Memmen halten, es kennt keine andre Furcht, als die, für furchtsam gehalten zu werden.

Wie weit manche Vögel zählen können.

(Götting. Taschenkalender 1792. S. 168—172, unter: Miscellaneen Nr. 2.)

Ich hatte eine Nachtigal, der ich des Tages zweimal, jedesmal drei von den Larven des Mehlwurms zu essen gab. Dabei hielten wir es so: Ich öffnete die Thüre, die an der schmalen Seite ihres länglich viereckigen Cabinets war, da sie denn, die meine Absicht kannte, sogleich auf die Stange zunächst der Thüre sprang, mich mit ihren großen Augen ansah und die Speise erwartete. Sobald sie einen Wurm empfangen hatte, hüpfte sie mit demselben auf die entfernteste Stange, gar nicht aus Furcht, denn sie ließ mich sonst oft Minuten lang bei offenem Thürchen ihr ganz nahe in die Augen sehen, sondern vermuthlich weil es bei Nachtigallen so der Gebrauch ist. Dort wendete sie ihn einige Mal im Schnabel herum und verschlang ihn alsdann ganz und auf einmal. Hierauf sprang sie wieder an die Thüre, um den zweiten zu empfangen, mit dem sie es eben so machte, und eben so empfing sie auch den dritten, allein

nie kam sie wieder hervor, nachdem sie diesen empfangen hatte, ob ich gleich immer in der Stellung stehen blieb, und sie unmöglich bemerken konnte, daß keine Würmer mehr da waren. Um genau zu wissen, ob dieses wirklich Anlage zur Rechenkunst in dem Vogel war, oder bloß Sättigung, so wurde ihr, wiewohl selten, ein vierter Wurm angeboten, da sie denn sogleich mit Begierde hervorsprang. Meine Nachtigall konnte also bis auf drei zählen. Gern hätte ich versucht, sie bis zur Zahl vier zu bringen, allein das wäre dem guten Thier schädlich gewesen, und ich wußte damals schon aus eigener Erfahrung, daß es im Ganzen ein sehr schnöder Gewinn im Leben ist, den Kopf auf Kosten des Magens zu bereichern. Nachher hörte ich, daß man bei einer Eule etwas Ähnliches bemerkt hatte. Drei Freunde pflegten des Abends öfters nach einer Felsenhöhle spazieren zu gehen, in welcher eine Eule genistet hatte. Wenn diese den Besuch kommen hörte, pflegte sie heraus zu fliegen und sich nicht weit von dem Eingange hinzusetzen, und sogleich wieder hinein zu fliegen, wenn diese alle Drei wieder heraus waren, allein nie flog sie hinein, so lange sie nur Zwei außen bemerkte. Dieses sieht auch aus wie zählen, jedoch da 3 Menschen ein anderer Haufe sind als 2, und das Ganze anders aussieht, so ist die Sache leichter, als bei der Nachtigall, indessen will ich auch nicht entscheiden, durch was für eine Art von Anschauung die Nachtigall zu jenem Begriff gelangt sein möge. Also vom Vogel der Liebe (wenigstens verdiente die Nachtigall es zu sein, so gut als die Taube oder der — Sperling), und dem Vogel

der Weisheit, wissen wir, daß sie wenigstens auf 3 zählen können, vom Vogel der Juno, also der Macht, dem Pfau, habe ich nie so etwas gehört, er ist auch viel zu stolz und zu schön geputzt, als daß sich von Seiten des Geistes viel von ihm erwarten ließe.

Von einer in dieser Kaffeezeit seltenen weiblichen Erscheinung.

(Götting. Taschenkalender 1793. S. 123—128, unter: Miscellaneen Nr. 2.)

Unter den vielen Ähnlichkeiten, die das reine Wasser mit der Tugend hat, ist gewiß die keine von den geringsten, daß es viel gelobt und wenig geachtet wird. So wie diese wird es in seiner reinsten Form, wie es vom Himmel strömt, am wenigsten geschätzt; man verlangt bei beiden immer Etwas von Beimischung dessen, was bei der einen keine eigentliche Tugend und beim andern kein eigentliches Wasser mehr ist. Man leitet es daher, um es trinkbar zu machen, in unzählige Töpfe, Kessel und Schalen, um sich in denselben mit fremden Stoffen zu verbinden, oder läßt es von der Sonne durch die Fibern von tausend Wurzeln, Hölzern und Stängeln treiben, da man es dann mannichfaltig gewürzt, entweder aus Früchten saugt oder, zu Wein geadelt, mit Wohlbehagen trinkt. Ja im letzten Fall zählt man sogar die Jahre seiner Erhebung über das verächtliche Regenwasser wie Ahnen, und schätzt den, so wie in den weisesten Staaten die Menschen, am meisten, der ihrer die mei-

sten zählt. Es darf da nichts Wässeriges in der Composition sein; Rhein- und Moselweine werden immer desto mehr gesucht, je weniger von dem Rhein und der Mosel selbst unmittelbar hineingelaufen ist. Da nun wegen der fast allgemeinen Gleichgültigkeit der Menschen gegen die Tugend, immer diejenigen, die eine besondere Parteilichkeit gegen dieselbe geäußert haben, von den Geschichtschreibern, wenn nämlich Platz dazu war, einiges Andenkens gewürdigt worden sind, so können wir aus einem ähnlichen Grunde einer exemplarischen Wassertrinkerin in unsern kleinen Annalen unmöglich eine Stelle versagen. Hier ist Raum genug, und wir zeichnen uns dadurch gar sehr von den eben erwähnten Geschichtschreibern aus, bei denen, mut. mut., die Wassertrinker, vor der Menge von Weinsäufern, Kaffeeschwestern und Schnapsbrüdern, gar nicht zukommen können.

Katharina Bonsergent wurde, wegen ihres außerordentlichen Durstes, schon in ihrer frühesten Kindheit merkwürdig, und zog die Aufmerksamkeit sorgfältiger Beobachter auf sich. Bis in ihr drittes Jahr hatten sie ihre Eltern andern Leuten übergeben, am Ende desselben nahmen sie sie aber zu sich ins Haus. Hier bemerkten sie bald, daß eine ungewöhnliche Menge Wasser im Hause aufging, und fanden endlich, daß ihre kleine Tochter täglich ungefähr zwei Eimer voll zu sich nahm. Im Anfange glaubten sie, sie sei bloß verwöhnt. Sie suchten sie daher durch Liebkosungen und endlich durch Drohungen vom Trinken abzuhalten. Man versagte ihr das Wasser, verkleinerte die Portionen, aber Alles war umsonst. Sie sahen mit Er-

staunen, wie listig sie sich heimlich Wasser zu verschaffen wußte. Im Sommer trank sie das erste das beste, was ihr vorkam, und im Winter nahm sie ihre Zuflucht zu Eis und Schnee. Besonders trug sie Sorge, sich jedesmal für die Nacht einen reichlichen Vorrath zu ersparen. Als ihr aber endlich doch ihr seltsamer Hang üble Begegnung von ihren Eltern zuzog, entlief sie und kam nach Paris, wo sie sich als Magd vermiethete, und eine bessere Aufnahme fand. Ihrer übrigen guten Aufführung wegen übersah man ihr diese kleine Schwelgerei; denn man muß sich erinnern, daß in Paris das Wasser Geld kostet, nämlich eine Tracht, zu zwei Eimern gerechnet, sechs Sols. Bald darauf, in ihrem zwei und zwanzigsten Jahre, verheirathete sie sich an einen Schuhflicker Namens Fery. Diesem verschwieg sie ihre sonderbare Capacität bis nach der Hochzeit, da denn der arme Teufel öfters die Folgen davon sehr bitter empfand. Er verdiente nicht selten des Tages kaum so viel, als nöthig war, den Durst seiner lieben Ehehälfte zu stillen (vom Wasser abstrahirt), gerade so wie bei uns. Indessen müssen sie sich doch gut vertragen haben, denn mit diesem Manne hat sie eilf Kinder gehabt. Merkwürdig ist, daß sie, während ihrer Wochen, da man denken sollte, daß sie vielleicht Verlangen nach stärkenden Getränken haben würde, das Wasser allen andern vorzieht. Ja ihr Durst darnach ist alsdann weit stärker, und sie trinkt gewöhnlich vier Quartier ohne abzusetzen. In dem kalten Winter 1788, da sie mit dem zehnten Kinde schwanger war, trank sie täglich vier gestrichene Eimer voll. Dieses

fiel dem Hrn. Fery sehr schwer, er nahm daher seine Zuflucht zum Schnee, den er von den Dächern kratzte. Daß man doch die Kaffeebohnen bei uns nicht auch von den Dächern kratzen kann! Sie trinkt übrigens Nichts als Wasser, keinen Kaffee!! keinen Branntwein und keinen Wein. Ein einziges Glas des letztern ist im Stande ihr Ohnmachten zuzuziehen. Sie spuckt nie aus, ist nicht wassersüchtig, liebt gesalzene Sachen nicht, auch trinkt sie im Sommer nicht mehr als im Winter. Sobald sie sich übel befindet, läßt der Durst nach. Sie ist von mittlerer Statur, von feiner zarter Haut, etwas sommerfleckig und von röthlicher Gesichtsfarbe, übrigens eher fett als mager, doch sind ihre Arme verhältnißmäßig etwas magerer, als der übrige Körper. Die Unterlippe ist etwas dick, springt öfters auf und schmerzt alsdann. Von den eilf Kindern hat sie indessen nur zwei aufgebracht, wovon das älteste mit einem Ausschlag behaftet ist. Von den Ursachen, die eine so seltsame Disposition hätten bewirken können, hat sich Nichts gefunden, als daß die Großmutter, bei welcher sie sich vor ihrem dritten Jahre aufhielt, den Wein liebte, und dem kleinen Kinde öfters welchen gegeben haben soll. — Der Raum des Taschenbuchs verstattet nicht, die Beweise von der Wahrheit dieser Geschichte beizubringen. Sie ist aber außer allem Zweifel. Wer sich davon selbst überzeugen will, kann die umständliche Erzählung in den Medical Facts des Dr. Simmons Nro. 68. nachsehen.

Hupazoli und Cornaro, oder: Thue es ihnen nach wer kann.

(Götting. Taschenkalender 1793. S. 137—143, unter: Miscellaneen Nr. 5.)

Ich glaube kaum, daß Hupazoli, wenn man Alles zusammennimmt, je seines Gleichen gehabt hat, wenigstens in der Zeit des neuen Testaments nicht. Er ward den 15ten März 1587 zu Casale geboren, und starb den 27sten Jänner 1702 in seinem 115ten Jahr. Er lebte also in drei Jahrhunderten, ein Glück, das selbst der 169jährige Henry Jenkins, wiewohl nur um zwei Jahre verfehlte: er wurde nämlich 1501 geboren und starb 1670 *). Er heirathete fünf Frauen, mit denen er

*) Der berühmte Thomas Parr war hierin bei seinem geringeren Alter glücklicher: er wurde 1583 geboren, und starb 1735, wurde also 152 Jahre alt, und lebte in drei Jahrhunderten. Anm. des Verfassers.

Aus der Note zu dem Aufsatze: Das Neueste über die Kröten (götting. Taschenkalender 1797. S. 190), fügen wir



vier und zwanzig Kinder zeugte, und außerdem zählte er noch fünf und zwanzig Bastarde. Er trank nie etwas Anderes als Wasser, rauchte keinen Tabak, aß wenig, aber gut, besonders Wildpret und Früchte, und weil er glaubte, daß ihn diese hinlänglich mit Feuchtigkeit versähen, so trank er öfters ganze Monate hindurch Nichts als den Saft der Skorzonerwurzel *). Er wohnte nie einem Schmause bei, um allzeit früh zu Abend essen und eine halbe Stunde nachher zu Bette gehen zu können. Er ließ nie zur Ader und brauchte keine Arznei als seine Diät (dieses Wort klingt neben den neun und vierzig Kindern ein wenig sonderbar, indessen ist auch nur die Rede von seiner

---

obiger biographischen Notiz noch hinzu, daß Thomas Parr nicht vor Alter, sondern an einer Indigestion starb, die er sich aus der königlichen Küche am 5. Nov. 1735 holte. Als Carl I. eines Tags zu ihm sagte: Parr, ihr habt länger gelebt als andere Menschen, was habt ihr mehr gethan, als andere? antwortete er sogleich aus dem Stegreif: Ich habe im hundertsten Jahre Kirchenbuße gethan. Er heirathete noch einmal in seinem 120. Jahre. Nach seinem Tode genoß er die Ehre — von dem großen Harvey secirt zu werden.

*) Dieses ist nicht sehr präcis gesprochen: Er trank nie etwas Anderes als Wasser — und weil er Feuchtigkeit genug hatte, so trank er ꝛc. Vermuthlich gebrauchte er den Skorzonersaft nicht als regelmäßiges Getränk, sondern nur zuweilen in kleinen Dosen, oder man muß diesen Trank mit zu dem Saft aus Früchten rechnen. Anm. des Verfassers.

Diät). Im 100sten Jahre wurden seine grauen Haare wieder schwarz, im 109ten verlor er die Zähne, und im 111ten bekam er wieder zwei neue. Er hinterließ zwei und zwanzig Bände, worin Alles aufgeschrieben war, was er in seinem Leben verrichtet hatte. Ich entlehne diese Geschichte, deren Wahrheit ich weiter nicht verbürgen kann, aus dem hannöverschen Magazin (1787. St. 38), in welches sie aus dem berliner Intelligenzblatt gekommen ist. Man wird da noch mehrere Umstände aufgezeichnet finden. — Ob dieser Mann noch etwas außer seiner Diät in der Welt getrieben hat, weiß ich nicht. Weiter nachzusuchen gestattet mir jetzt die Zeit nicht. Im Jöcher, den ich bei der Hand habe, habe ich ihn vergeblich gesucht, und freilich, wenn er weiter nichts geschrieben hat, als seine zwei und zwanzig Bände, so geben ihm diese so wenig ein Recht auf eine Stelle in jenem Werk, als seine fünf und zwanzig Bastarde. Obwohl diese Bände irgendwo vorhanden sein mögen? Ein merkwürdiges Manuscript wäre es allemal, und ich möchte wohl lieber einmal einen Blick in dasselbe thun, als in ein gedrucktes Opus von so vielen Bänden, das ich kenne. Strenge und ununterbrochene Mäßigkeit in Essen und Trinken, die nach dem gewöhnlichen Maßstabe geschätzt, fast an Mangelleiden grenzt, durch dauerhafte Gesundheit und ein hohes und kraftvolles Alter belohnt zu sehen, hat etwas sehr Angenehmes und zu Nachahmung Reizendes, und das Lesen solcher Geschichten ist daher sehr am Geburts- oder Neujahrstage zu empfehlen. Freilich taugt dazu Hupazoli's Geschichte weniger, als die des bekann-

teren Cornaro*), weil bei Ersterem die offenbare Parteilichkeit der Natur, bei der Aussteuer seines Körpers, eher niederschlagend als aufmunternd ist. Die Geschichte des Letzteren hingegen wird man nicht ohne lebhaftes Vergnügen in einem vortrefflichen Aufsatz des Herrn Hofmed. Hufeland in Weimar (deutsch. Mercur 1792. St. 3. S. 256) über die Verlängerung des Lebens lesen. Man sieht da deutlicher, welches Ursache und welches Wirkung ist. Er führte bis in sein vierzigstes Jahr ein sehr schwelgerisches Leben, und zog sich dadurch eine fürchterliche Krankheit zu. Die Ärzte gaben ihn nicht bloß auf, sondern bestimmten ihm, so zu sagen, schon die Stunde seines unvermeidlichen Todes. Indessen er genaß (vielleicht weil ihn die Ärzte verlassen hatten), und unterwarf sich nun einer Diät und hielt sie mit einer Präcision, die freilich von ungewöhnlicher Seelenstärke und Macht über sich selbst zeugt. Wo ich nicht irre, so waren es nicht viele Unzen**), was er täglich aß, und

*) Ludovico Cornaro aus Venedig, starb zu Padua 1566 im 104ten Jahre. Schrieb: Discorsi della vita sobria, in verschiedene Sprachen übersetzt, namentlich ins Deutsche durch Ludovici, Leipzig 1707.

**) Zusatz des Verfassers von S. 201 des bezeichneten götting. Taschenkalenders:

„Damit — der Ausdruck: nur wenige Unzen, Niemanden von einem Leben à la Cornaro abschrecken möge, so füge ich hier die bestimmte Zahl für diejenigen bei, die etwa den deutschen Mercur nicht gleich bei der Hand haben. Er

so brachte er sein Leben über hundert Jahre hinaus. O! wenn man doch alle die Gewichte und Gegengewichte kennte, wodurch der große Mann einen so schweren Entschluß auf einer so feinen und zerbrechlichen Spitze, über ein halbes Jahrhundert durch, so weg balancirte, ohne auch nur zu wanken, als hätte Alles auf der gleichen Erde gestanden! Liebe zum Leben oder zu körperlichem Wohlbehagen war es schwerlich allein. Vielleicht Gefallen an der Sache selbst, Ehrgeiz, hohe überspannte Begriffe von der Würde des Menschen, religiöse Büßung oder sonst Etwas, das man nicht erfahren hat. Der Himmel führt seine Heiligen wunderlich. — Ich bin überzeugt, daß die Hälfte des menschlichen Geschlechts, wenigstens des zahmen Theils desselben, den man den gesitteten nennt, über die Hälfte zu viel ißt, denn was man, zumal unter den höhern Classen, Hunger nennt, ist meistens mehr ein Appetit nach Hunger, als der eigentliche Bedürfnißhunger selbst. Was müßte nicht ein allgemeines Essen à la Cornaro bewirken, in den Körpern und in den — Finanzen! Ich sagte so eben, daß man bei Cornaro's Geschichte deutlicher sähe, was Ursache und was Wirkung hierin sei. Ich glaube nämlich, daß in mancher von dergleichen Geschichtserzählungen beide verwechselt worden sind. Ich habe mehr

---

aß täglich 24 Unzen und trank 26. Mehr sage ich nicht, denn meine Absicht war eigentlich, auf Hrn. Hufeland's vortreffliche Schrift aufmerksam und nicht die Lesung derselben entbehrlich zu machen."

alte Leute gekannt, die einen großen Theil ihrer Zeit damit hinbrachten, das Logbuch, bei ihrer uninteressanten Reise über das leidige Mare mortuum des Lebens, mit großer Pünktlichkeit zu führen, so wie Hupazoli. Sie waren überhaupt pünktlich. Die sogenannten Leute nach der Uhr werden gewöhnlich alt. Das Handeln nach der Uhr aber setzt innere uhrmäßige Anlage voraus, wovon Ersteres nur die Fortsetzung und Sichtbarmachung ist. Alles, was man treibt, ut apes Geometriam, führt gewiß zum Zweck der Natur. Umgekehrt könnte Zwang, auch wenn ihn die Vernunft gut hieße, zuweilen wenigstens eben so wirken, wie Mangel an Diät, und es auch in manchen Fällen wirklich seyn. Nun — so eben bemerke ich erst, daß ich bei der besten Absicht Mäßigkeit und ein Leben à la Cornaro zu empfehlen, unvermerkt Gefahr laufe, der Vertheidiger des Gegentheils zu scheinen. Einen kräftigeren Wink für einen Schriftsteller, abzubrechen, gibt es wohl in der Welt nicht. Also kein Wort weiter.

Vom Würfel.

(Götting. Taschenkalender 1793. S. 146—149, unter: Miscellaneen Nr. 7.)

Der geometrische Würfel ist derjenige reguläre Körper, der von sechs Quadraten begrenzt wird. Weitere Bestimmungen seiner Eigenschaften sind für unsere gegenwärtige Betrachtung unnütz. Was die Betrachtung desselben hierher bringt, ist die wirklich besondere Unbestimmtheit, womit man sich im gemeinen Leben ausdrückt, wenn man von ihm spricht, und die vielleicht den Psychologen wichtig werden kann. Nichts ist gemeiner als den Würfel viereckt zu nennen. Ein junger Engländer, den ich unterrichtete, nannte ihn zum erstenmal a solid square, ein solides Quadrat, und ein berühmter deutscher Schriftsteller von sonst großen Verdiensten in der Naturgeschichte, spricht sehr deutlich von den vier Seiten eines Würfels, und meint unstreitig damit alle. Auch wurde in den Relationen von dem schwedischen Königsmord in vielen Blättern von viereckigen Kugeln gesprochen, das ist nun freilich arg. Was diese ganze Würfelgeschichte dem Philosophen aber noch besonders merkwür-

dig machen muß, ist der Umstand, daß unter allen regulären Körpern, der Würfel gerade der einzige ist, der in allen Läden mit numerirten Seiten verkauft wird. Die Seiten desselben werden eins, zwei, drei bis sechs allen Menschen vorgezählt, man würfelt, gewinnt und verliert damit, und wenn man davon, als einem Körper, überhaupt spricht, so ist das viereckige und vierseitige immer wieder da. Am ganzen Würfel ist schlechterdings Nichts, was etwas von vieren an sich hätte, als die Seite des Quadrats, deren sechs er zu Grenzen hat. Der Würfel hat sechs Seiten, jede ein Quadrat; er hat acht Ecken, solide Winkel, deren jeder von drei rechten ebenen Winkeln, und zwölf Eckseiten, deren jede durch den Durchschnitt zweier auf einander senkrecht stehenden Ebenen formirt wird, und endlich die vier und zwanzig ebenen rechten Winkel seiner sechs Seitenflächen. Also hier haben wir deutlich, sechs, acht, zwölf, und vier und zwanzig, was den ganzen Körper angeht, aber Etwas, das nur viermal vorkäme, bloß bei einzelnen Seitenflächen. Also den Würfel viereckt nennen, heiße ich doch wirklich ein sehr solides Wesen, ja den Maßstab der Solidität selbst, sehr superficiell und sehr einseitig, im strengsten Verstande des Worts, betrachten. Man hat ihn, wo ich nicht irre, bisher als Emblem der Dauer und Beständigkeit gebraucht, weil er schwer zu wälzen ist, und eher rutscht, als überschlägt. Es ist die Frage, ob man ihn nicht, wo nicht als Sinnbild, doch als eclatantes Beispiel der Einseitigkeit und Superficialität anführen

könnte, wenn man ihre Folgen in wissenschaftlichen Dingen beleuchten will. Doch jede Wissenschaft hat ihre eigenen soliden Quadrate und viereckte Würfel, die sich bequemer dazu gebrauchen lassen. Vielleicht haben an dieser sehr gemeinen falschen Vorstellungsart, oder eigentlich an dem falschen Ausdruck, unsere Wohnzimmer Schuld. Man sagt, zwischen seinen vier Wänden sitzen, und nennt überhaupt ein Zimmer viereckt, wenn es vier Wände hat. Allein da ist auch der Ausdruck ganz richtig, weil das Wort Wand weder von dem Fußboden, noch von der Decke eigentlich gebraucht werden kann.

Von Maculaturbleichen *).

(Götting. Taschenkalender 1793, unter: Einige physikalische Merkwürdigkeiten Nr. 7 und 8, S. 158—160.)

Wenn man doch auch Maculaturbleichen hätte, es (das Papier) noch einmal wieder bedrucken zu können, wenn die Dessins darauf aus der Mode kommen, oder eigentlich gar nicht recht Mode werden wollen! — Ich sehe gar nicht ein, warum man gleich jeden Wisch eines Anfängers mit eben der permanenten Farbe druckt, mit welcher die Werke der Meisterhand gedruckt werden. Denn so gering auch immer die Dauer des Wisches sein mag, so dauert er doch immer so lange als das Papier, worauf er gedruckt ist, und das ist viel zu

*) Der Verfasser wurde auf diesen Gedanken wohl dadurch geleitet, daß in dem unmittelbar vorhergehenden Artikel des Taschenbuchs (7), von dem künstlichen Bleichen der Leinwand die Rede war. Obiger kleiner Aufsatz kommt übrigens, als solcher, im Taschenbuche nicht vor, er ist vielmehr aus dem Schlusse des oben bemerkten 7ten und einem Theile des 8ten zusammengesetzt; und haben wir die ursprüngliche Fassung wieder hergestellt.

lange. Nun aber erfordert unser Durst nach Wissenschaft, von der einen Seite, immer mehr Papier, und von der andern, unser Freiheitssinn, immer mehr Lumpen zu Bandagen und Charpie. Wo will das am Ende hinaus? Da wäre nun mein unmaßgeblicher Vorschlag, Druckerfarbe von verschiedener Dauer zu erfinden, wenigstens noch eine außer der jetzigen. Diese müßte so beschaffen sein, daß man sie in einer einzigen Nacht wieder wegbleichen könnte. Geschähe dieses durch einen wohlfeilen Zusatz zum Wasser, so riskirte man nicht, bei dem gewöhnlichen Gebrauch in der Haushaltung, Etwas von dem Buche durch Wasser zu verlieren. Wäre nun der Werth des Buches entschieden, so druckte man die folgenden Auflagen, oder wäre es der Werth des Mannes, gleich die erste auf die jetzige Weise. Was das für eine Freude für einen jungen Schriftsteller sein müßte, wenn er nun zum erstenmal mit stehenbleibenden Buchstaben gedruckt würde! Es wäre eine Art von literarischer Majorennität. Freilich müßte, wenn die Sache Eingang finden sollte, kein Spötter darüber kommen und gewisse Schriftsteller alsdann etwa Gens de Couleur nennen, oder gar anfangen, von Mulatten zu sprechen, das würde den ganzen Handel verderben. Allein ganz im Ernst: ich sehe nicht ein, warum man unserm Druck eine so ungeheure Festigkeit gibt, daß man ihn fast durch keine Kunst wegbringen kann. Etwas weniger Festigkeit würde der Hauptabsicht gar nicht schaden, und in mancher Rücksicht z. B. auch bei der Verarbeitung gedruckter Bücher zu Papiermasse, von beträchtlichem Nutzen sein.

Urnen und Aschenkrüge von einer neuen Art.

(Götting. Taschenkalender 1794. S. 178—181, unter: Neue Entdeckungen ꝛc. Nr. 8.)

Wenn man von dem Scheitel seiner Silhouette durch die Mitte des Halses eine gerade Linie zieht, wodurch also der Schatten des Kopfes in zwei Theile getheilt wird, und nunmehr diejenige Hälfte, die das Gesicht enthält, sich um diese Linie drehen läßt, bis sie wieder in die erste Lage kommt, so beschreibt jeder Punkt des Umrisses einen Kreis, auf dessen Ebene jene Linie (die Achse) senkrecht steht, und das Silhouettenstück selbst wird einen Körper beschreiben, der in den meisten Fällen, zumal wenn die Lage der Achse gut gewählt wird, einer gewöhnlichen Urne nicht unähnlich ist. Zuweilen entstehen sogar herrliche hetruscische Formen, und gemeiniglich geben die schönsten Frauenzimmerköpfe die schönsten Urnen. Fallen sie etwas breit und nicht schlank genug aus, so darf man nur die Achse der Umdrehung etwas mehr nach vorn zu nehmen; der Anfang der erhabenen Brust gibt immer ein gutes Fußgestell. Die Lage

der Achse auch gegen den Anfang der Frisur und die Form dieses Anfangs selbst tragen oft etwas zur Verschönerung bei. Wer versuchen will, was für eine Urne sein Schattenriß gibt, kann sich davon vorläufig auf folgende Weise leicht überzeugen. Man falzt ein Blättchen Papier zusammen, öffnet es wieder und zeichnet das Vordertheil der Silhouette mit Bleistift so hinein, daß der Bruch des Papiers die Achse der Umdrehung vorstellt; alsdann fährt man den Zügen schnell mit Dinte nach, und falzt während die Dinte noch naß ist, die andere Hälfte des Blättchens wieder darauf, so druckt sich die Zeichnung auch darauf ab, und beide Gesichter stellen nun einen Januskopf vor, der zugleich den Umriß der Urne darstellt, wonach denn die Urne selbst leicht verfertigt werden kann. Vermuthlich werden unsere Leser schon solche Stockknöpfchen, oder andere Knöpfchen, die hier und da zu Handhaben kleiner Deckel dienen könnten, gesehen haben, deren Profile Silhouetten vorstellen. Ich habe unter andern ein solches Knöpfchen gesehen, das die Silhouette Ludwig des XVI. vorstellte, das sehr gut gearbeitet war. Ich glaube aber, es ist eben nicht gerade das schmeichelhafteste Denkmal, das man geliebten Personen in seiner Haushaltung stiftet, wenn man ihre Köpfe zu Stockknöpfen oder zu Handhaben an Deckeln von Rauchtabacksdosen gebraucht. Ich denke, wenn man ja solche, leicht zu verfertigende und dabei in eine nicht unangenehme Mystik gehüllte Denkmäler nun doch einmal haben will, so wähle man lieber dazu die Urne. Ich bin überzeugt, daß manche solche Urnen selbst geschmackvolle

Grabmäler nicht verunzieren würden, und ein geringer Verstoß gegen die Schönheit, würde ja wohl durch die Erinnerung zugedeckt, daß das Gefäß zugleich den Profil des Verstorbenen enthalte. Daß aber schöne und zumal jugendliche Gesichter gehörig behandelt, auch schöne, geschmackvolle Urnen geben, hätte ich gern mit einer Zeichnung bewiesen, wenn die Zeit nicht zu kurz gewesen wäre. Freilich ist der Welt mit solchen Urnen auf Grabmälern, so wie überhaupt mit solchen jugendlichen Köpfen auf Kirchhöfen, wenig gebient. — Geometrischen Lesern braucht man übrigens nicht zu sagen, daß nicht alle Gesichter zu solchen Urnen taugen, nämlich diejenigen nicht, bei denen ein Perpendikel aus irgend einem Punkt des Umrisses auf die Achse, den Umriß noch einmal oder zweimal schneidet. Dahin gehören z. B. die Gesichter mit den überhängenden Habichtsnasen u. s. w., wovon man den Beweis leicht selbst finden wird.

Ein Wort über das Alter der Guillotine.

(Götting. Taschenkalender 1795. S. 157—165, unter: Miscellaneen Nr. 1.)

Der lyoner Arzt Jean Baptiste Guillotin*) wird gewöhnlich, und wie ich glaube, mit Recht, für den Erfinder

*) Die dem Verfasser vorgelegenen biographischen Notizen über den Arzt Guillotin stimmen zum Theil mit den später gesammelten, welche einer ruhigern Zeit angehören, nicht überein. Nach diesen war der Arzt Joseph Ignatius Guillotin 1738 zu Saintes geboren. Er war der Verfasser einer «Petition des citoyens domiciliés à Paris du 8 Decembre 1788,» so wie eines «Résultat du Conseil d'Etat du Roi, et très-humble adresse de remerciment présentée au Roi par les six «Corps de la ville de Paris.» Der freie Ton, in dem er geschrieben, brachte ihn dem Schaffot nahe, endigte aber mit seinem Triumph. Er wurde Mitglied der Etats généraux, und beschäftigte sich, im Auftrage des Comité de législation, mit einer Untersuchung, welche die Erfindung der s. g. Guillotine zur Folge hatte. Er starb als geachteter praktischer Arzt zu

der berüchtigten Maschine gehalten, durch die er selbst am 14. März 1794, weil er einer verdächtigen Correspondenz mit Turin beschuldigt wurde, sein Leben endigen mußte. Des Mannes Absicht war gut, denn, wenn doch einmal Köpfe abgeschlagen werden sollen, so ist nicht leicht eine vollkommnere Maschine zu dieser Absicht möglich, als die Guillotine. Sie wird indessen nunmehr das so unsichere Schwert, oder das nicht viel zuverlässigere Beil, bei uns nicht mehr verdrängen, seitdem die Hunnen des achtzehnten Jahrhunderts sie zu einer Absicht genützt haben, die mit ihrer eigentlichen ersten Bestimmung fast eben einen solchen Contrast macht, als Herrn Guillotin's Vornahme (Johannes der Täufer) mit Herrn Guillotin's Erfindung selbst. Man hat darüber gespottet, daß ein Arzt eine Köpfmaschine erfunden habe; gerade als wenn es so etwas Seltenes wäre, daß Ärzte Mittel erfänden, die Menschen geschwind aus der Welt zu schaffen. Es ist noch eine große Frage, durch welche Erfindung mehr Menschen gefallen sind, durch die Guillotine, oder durch die beliebten Pülverchen des Hrn. Doctor Ailhaud*).

Paris am 26ten Mai 1814, wo ihm Dr. Bourru die Leichenrede hielt. (S. Biographie universelle ancienne et moderne. T. XIX, Paris 1817. und J. M. Quérard, La France Litéraire ou Dictionnaire Bibliographique. T. III. Paris 1829.)

*) Jean Ailhaud, behauptete der Erfinder des nach ihm genannten Pulvers zu sein, dessen Verkauf ihm große Reichthü-

Man hat bisher in verschiedenen Blättern Nachrichten über das Alter dieser Erfindung geliefert, wovon mir vermuthlich die wenigsten zu Gesicht gekommen sind, weil ich überhaupt nicht darnach gesucht, sondern mir nur angemerkt habe, was ich in Schriften fand, die ich ohnehin würde gelesen haben. So wird in dem European Magazine, January 1794 S. 7 die Erfindung auf das Jahr 1590 zurückgeführt; im Gentleman's Magazine, January 1794 S. 40 bis auf 1553. In den hamburger Addreß-Comtoir-Nachrichten 1794 Nro. 65 bis auf 1552. In allen diesen Nachrichten wird sich auf Abbildungen bezogen. Die älteste mir vorgekommene Nachricht von einem Werkzeuge, das sich hierherziehen läßt, befindet sich aber in einem Werke, dessen man, wo ich nicht irre, einmal in der jenaischen Literaturzeitung zu gleichem Zweck gedacht hat, das mir aber vor schon geraumer Zeit, von unserm Herrn Bibliothekar Reuß*) aus hiesiger Bibliothek mitgetheilt worden ist. Ich setze den Titel

---

mer verschaffte. Schrieb: Traité de l'origine des maladies et des effets de la poudre purgative 1738, wovon mehrere Ausgaben erschienen sind. Starb zu Aix 1756. Sein Sohn Jean Caspar Ailhaud, Baron de la Pellet, kaufte die Stelle eines Secrétaire du Roi, und starb 1800. Er schrieb: Médecine universelle prouvée par le raisonnement etc. 1760. 1764.

*) Jeremias David Reuß, geb. zu Rendsburg 1750, gest. zu Göttingen 1837. Verfasser des Repertorium Commentationum a Societatibus literariis editarum etc.

her: Catalogus Sanctorum et gestorum eorum ex diversis voluminibus collectus etc. a Dom. Petro de Natalibus*) de Venetiis, Dei gratia Episcopo Equilino. Impressum Lugduni per *Jacobum Saccon.* Anno 1514. In diesem Werke, dessen nicht sehr elegante Holzschnitte die Inspection aller derer verdienen, die einmal Willens sind, neue Martermaschinen zu erdenken, befindet sich auch Fol. 16, 18, 85, 89 eine solche Maschine abgebildet. Nämlich ein schweres Beil, das, wie der Block einer Ramme, zwischen Rahmen aufgezogen, auf den Hals des Opfers herabfällt, und ihn, auf einen Klotz gelehnt, abhackt. Dieses allein beweisen alle diese antiquarischen Untersuchungen. Aber das ist keine Guillotine. Alle diese Anstalten, so weit man sie aus den Abbildungen beurtheilen kann, sind so sehr von der Guillotine unterschieden, als das Hackemesser von dem Krauthobel. Das herabfallende schwere Beil hackt den Kopf ab, aber die Guillotine schneidet ihn ab. Das ist doch offenbar zweierlei, und, wo ich mich recht erinnere, hat auch Hr. Guillotin hierauf einen besondern Accent gelegt. Es ist ein sehr großer Unterschied zwischen abhacken und abschneiden. Die Unterscheidung findet sich ja schon sogar in der Sprache, wenigstens in der unsrigen. Bei

*) Petrus de Natalibus, Bischof von Isola, im venetianischen Gebiete, in Venedig geboren, lebte zu Ende des 14ten Jahrhunderts. Sein «Catalogus» erschien zuerst zu Vicenza 1493 in folio.

allen den alten Köpfmaschinen, die man für Guillotinen ausgibt, fällt die Schneide des Messers oder Beils horizontal herab, faßt also alle Fibern des Halses nach der Breite auf einmal, und bleibt, nachdem der Kopf (wenn der Himmel will) ab ist, auf dem Klotze liegen. Auch ist von der ganzen Schneide des Beils nur ein geringer Theil wirksam, nämlich gerade so viel davon, als die Breite des Halses beträgt. Bei der Guillotine hingegen ist die Schneide stark gegen den Horizont geneigt, das fallende Messer greift also nur anfangs wenige Fibern des Halses an, und bahnt sich so unvermerkt den Weg zu dem stärkern Theil. Daher auch der Hals bei der Guillotine in einer Aushöhlung, oder gar in einer Art von Halsband, das durch Breter formirt wird, liegen muß, um bei dem ersten Anfall nicht von der Seite auszuweichen, und das Messer bleibt nicht auf einem Block liegen, sondern geht an den Bretern ganz vorbei, über den abgeschnittenen Hals hinaus, wie der Hobel. Der wirksame Theil der fallenden Schneide ist hier sehr viel größer, als bei dem hackenden Beil, und richtet sich nach dem Neigungswinkel der Schneide gegen den Horizont. Wird nun übrigens dafür gesorgt, daß die Zeit des Durchgangs des Messers durch den Hals nicht größer ist, als die zum Abhacken nöthige, so wird auch dieser kleine Zeitraum bei der Guillotine minder empfindlich sein, als bei dem fallenden Beil. Die Sache ist einer mathematischen Darstellung fähig, womit ich aber unsere Leser verschonen will. Ich habe gehört, daß das Messer der

Guillotine einen Fall von 32 Fuß haben soll. Das Gewicht desselben ist mir unbekannt. Das Beil klemmt zugleich, indem es schneidet, so wie die Scheere, und ist schmerzhaft, weil die Muskelfibern der senkrecht auf ihre Länge eindringenden Schneide den größtmöglichen Widerstand leisten, und ohne Klemmung des Ganzen nicht getrennt werden können. Der Leidende stirbt freilich in beiden Fällen (wenn die Maschine kräftig genug ist) in einem Augenblick; aber die Schmerzen dieses Augenblicks haben ihre Grade, wo nicht immer für den Leidenden selbst von Dauer, doch für die Zurückgebliebenen, die sich diesen Punkt mit Recht, in seinem Namen, zu Minuten ausdehnen. Aber auch was der Leidende in dem kritischen Punkt, in welchem er leidet, von Zeit zu wenig für die Empfindung hat, das hat er sehr oft im Vorauswissen zu viel. Wer da weiß, daß er unter dem Beil sterben muß, in einem Augenblick, betrachtet diesen Augenblick durch ein Vergrößerungsmittel. Unter solchen Umständen, glaube ich, ist es Pflicht, selbst für die praktische Mechanik, jene schwere Passage nach allen Kräften zu erleichtern.

Wenn ich anders recht gesehen habe, so verbindet schon das Schwert selbst, Beil und Guillotine. Die Spitze des Schwerts beschreibt beim Abhauen nicht durchaus einen Kreis, sondern der erste Einhieb ist ein Abhacken, und der zweite Theil ein Schnitt, wobei das Schwert von dem Scharfrichter angezogen wird. Aus diesen wenigen Betrachtungen, mit Jedes eigner Erfahrung im Leben bei Verwundungen zu-

sammen gehalten, wird leicht erhellen: Daß die **Guillotine** mit **langer** Schneide, großem Gewicht, und hohem Falle, das sanfteste Mittel ist, den Kopf vom Rumpf zu trennen; sie allein **schneidet**, im eigentlichen Verstande; das Beil hackt und klemmt; das Schwert hackt und schneidet, und **klemmt** also auch, weil es **hackt**; die Scheere klemmt und schneidet; die Säge, das schmerzhafteste Werkzeug unter allen, **zerreißt** durch **Dehnung** und schneidet. Wenn also nichts Näheres über die fallenden Messer der Alten bekannt wird, so ist und bleibt die Erfindung der Guillotine eine Erfindung des Herrn **Jean Baptiste Guillotin** zu **Lyon**. Denn wenn man einmal in der Geschichte der Erfindungen nicht subtiler distinguiren wollte, als hierbei bisher geschehen ist, so wäre offenbar der Erfinder der **Holzart** auch der vom **Aderlaßschnepper**.

Zum Beschluß füge ich, gewisser Leser wegen, ein Paar Anmerkungen bei, aus welchen die übrigen machen können, was sie unmaßgeblich wollen.

In Herrn Hofrath **Richter's** chirurgischer Bibliothek finde ich im IXten Bande S. 178, die Nachricht, daß die **vier** Ärzte, denen der unglückliche König im Jahr 1782 die Untersuchung von **Mesmer's** Magnetismus übertrug, waren: **Bortin**, **Sallin**, **d'Arcet** und **Guillotin**. War dieses wohl der Erfinder der Maschine? Das wäre die erste Bemerkung. Die zweite ist kürzer. Des unglücklichen und guten Königs Amme hieß **Guillot**. Die Sache ist, wenn man

Zeitungen trauen darf, gewiß. Ich habe es in mehreren bemerkt gefunden. Dessenungeachtet könnte ein lügenhafter Franzos leicht das Ammenhistörchen hingeworfen haben, ein Sinngedichtchen darauf zu pflanzen. Ich habe aber wenigstens das Pflänzchen nicht gesehen.

Nachschrift der Herausgeber.

Als durch den vorstehenden Artikel unmittelbar veranlaßt, lassen wir das interessante Gutachten Sömmerring's über die Guillotine, welches er dem Verfasser schickte, nebst dem Übersendungsschreiben, — da dieses auch in Beziehung auf den Th. 5, S. 340 ff. abgedruckten Aufsatz, über einige wichtige Pflichten gegen die Augen, nicht ohne Interesse ist, — folgen. Beide sind nach den in unserm Besitze befindlichen Originalen abgedruckt; das Gutachten findet sich in französischer Sprache im Magasin encyclopédique 1795 und ist jüngst in derselben Sprache abgedruckt in Sömmerrings Leben von R. Wagner S. 270.

Frankfurt, den 26ten Mai 1795.

Ich muß Ihnen doch, mein Theuerster, meine Gedanken über die Guillotine schicken, da sie hauptsächlich durch Ihren Aufsatz im Taschenbuch veranlaßt wurden; können Sie sie für das folgende Jahr gebrauchen, so geschieht ihnen große Ehre.

Meine Auflage Ihres Aufsatzes über die Pflichten gegen die Augen hat so guten Abgang gefunden, daß mich die Verleger bitten, baldmöglichst einen neuen Abdruck zu besorgen, weil

kein Exemplar mehr übrig ist, und sie doch Bestellungen annehmen. Hätten Sie also noch Einiges hinzuzufügen, so verbänden Sie das Publikum und uns insbesondere, wenn Sie mir solches mittheilten.

Ich bin gewiß, daß wenigstens einige hundert Personen weniger vom schwarzen Staare leiden, als ohne die Bekanntmachung dieser heilsamen Warnungen.

Ich lebe hier halb emigrirt, also nicht zum angenehmsten, desto mehr freue ich mich, daß Ihre Zirkel nicht gestört worden sind.

Vale cum Tuis et me ama Tuum

Sömmerring.

Bei Einführung dieser Art der Hinrichtung scheint die Idee obgewaltet zu haben: daß man, mittelst derselben, nicht nur auf die schnellste unfehlbarste, sondern hauptsächlich auch mit den kürzesten Schmerzen verbundene, Weise dem Leben ein Ende machen könnte; allein an eine Nachempfindung, an ein Nachfühlen, an ein fortdauerndes Bewußtsein nach der Hinrichtung, scheint man gar nicht gedacht, geschweige die Dauer dieses Bewußtseins nach der Hinrichtung in Anschlag gebracht oder berechnet, am allerwenigsten bezweckt zu haben.

Und doch dünkt mich, ist nichts leichter, als dies Jemanden zu beweisen, der nur einige Kenntniß von der Einrichtung und den Lebenskräften unseres Körpers besitzt, und ein wenig nachdenken will, indem hierbei ausgemachte bekannte Data, nicht Vermuthungen oder Hypothesen zum Grunde liegen.

Diejenigen, die von der Wahrheit folgender zweier Sätze, nämlich, 1) Alles Bewußtsein ist im Hirne, 2) Zum Bewußtsein ist der Kreislauf des Bluts durchs Hirn auf eine Zeitlang nicht nothwendig, — überzeugt sind, brauchen auch nur dieser Winke, nur der Zusammenstellung dieser beiden Sätze, um den Schluß sogleich daraus zu ziehen: daß diese Todesart höchst grausam deßwegen sein müsse, weil der vom Rumpf getrennte Kopf, in dem alles Bewußtsein, die wahre Personalität, das eigentliche Ich noch eine Zeitlang übrigbleibt, die dem Halse zugefügten schrecklichen Schmerzen nachfühlt, nachempfindet.

Wenn also der Satz, Alles Bewußtsein hat seinen Sitz im Hirne, unwidersprechlich wahr ist, so muß die wichtige Folgerung daraus auch unwidersprechlich wahr erscheinen, daß nämlich

> so lange das Hirn seine Lebenskraft behält, auch die Seele, das ist der eigentliche Mensch, Bewußtsein,

daß aber ein vom Rumpf getrennter Kopf noch eine Zeitlang seine Lebenskraft behält, und äußert, beweisen die auffallenden Erscheinungen an selbigem, die von gültigen Beobachtern bemerkt wurden. So sagt

> *Haller* (Elem. Physiologiae Tom. 4, p. 354): in homine legimus caput resectum *mire torvum* respexisse, cum digitus in medullam spinalem immitteretur.

Weikard (philosophischer Arzt. 1790, Erster Band S. 221) sah selbst an einem abgehauenen Menschenkopf sich die Lippen bewegen.

Leveling (S. Haller's Grundriß der Physiologie, Erlangen 1793, S. 330) machte mehreremale, selbst auf meinen Vorschlag, auf Richtstätten den Versuch, in den abgeschlagenen Köpfen das Rückenmark zu reizen, und sagt, daß die convulsivischen Bewegungen des Gesichts schrecklich gewesen wären.

Es thut mir freilich leid, ihn selbst zu diesen Versuchen ermuntert zu haben, eh ich es besser bedacht hatte. Ich bin überzeugt, ginge noch Luft gehörig durch die am Haupte unversehrt gebliebenen Sprachorgane, solche Köpfe würden noch sprechen.

Meine eigenen, an abgeschnittenen Köpfen verschiedener Thiere gemachten, Versuche, wo ich nach Verlauf mehrerer Minuten noch Lebenskraft in den Kopfmuskeln spürte, will ich nicht anführen, ohngeachtet sie das Gleiche beweisen, weil das Verhältniß des Hirns zum Kopfe durchaus bei allen Thieren von dem beim Menschen zu sehr verschieden ist. Indessen kann man die Wahrheit, daß getrennte Thierköpfe noch eine Zeitlang die Trennung überleben, täglich in Küchen und Schlachtbänken bestätigt sehen.

Wenn also das Hirn im getrennten Menschenhaupte eine Zeitlang in so hohem Grade wirksam blieb, daß es sogar die Gesichtsmuskeln in Bewegung zu setzen vermochte, so läßt sich wohl gar nicht zweifeln, daß es so lange ebenfalls Empfindung und Bewußtsein behält. Wie lang dieses anhält, ist noch nicht entschieden.

Darf man nach den Versuchen mit dem galvanischen Reizmittel an den Nerven der Glieder, die man vom lebenden Menschen amputirte, urtheilen, so möchte es über eine Viertelstunde um so länger anhalten, als der Kopf, seiner Dicke und Rundung wegen, nicht sobald seine Wärme verliert.

Ferner ist es ja bekannt genug, daß oft die Kraft des Hirns, Bewegung in den Muskeln zu bewirken, schon verschwunden ist, wenn das Vermögen zu empfinden noch übrigblieb.

Wer nur ein wenig auf sich selbst achtete, wird bisweilen sich in dem Zustand befunden haben, daß er unvermögend war, seine Glieder zu bewegen, während daß die sinnlichen Empfindungen ungestört blieben, z. B. im Winter erstarren die Finger so, daß sie zum Schreiben ohnmächtig oder wenigstens ungeschickt werden, während daß ihre Empfindung bleibt. — Sterbende sehen und hören noch, nach längst verlorner Kraft die Muskeln zu bewegen. — Ja man hat sogar Beispiele, daß für todt gehaltene Leute Alles um sich hörten, fühlten, ja sogar sahen, die doch zur geringsten Äußerung einer Bewegung ihrer Muskeln unfähig, ohnmächtig waren.

Ein anderer Gedanke, der sich mir bei Betrachtung der Stelle, welche das trennende Eisen trifft, aufdringt, ist: daß der Hals diejenige Stelle unseres Körpers ist, die unter allen übrigen, wegen der meisten an ihm liegenden Nerven, gerade der bei weitem allerempfindlichste ist. Am Halse nämlich liegen die Stämme aller Nerven der obern Gliedmaßen, die

Stämme aller Eingeweidenerven, der Brust und des Unterleibes (der sympathische, der Stimmnerve und Zwerchmuskelnerve), und das Rückenmark, als Urquell selbst derjenigen Nerven, die den untern Gliedmaßen gehören. Folglich ist auch der Schmerz bei Zertrennung, oder nach dem, wie ich die Guillotine wirken sahe, möchte ich lieber sagen, bei Zermalmung oder Zerquetschung, des Halses (denn an eine reine Abschneidung läßt sich, schon bloß wegen der knöchernen Wirbelsäule, gar nicht denken) der allerheftigste, allergrößte, der sich nur denken läßt.

Wahrlich, man muß diese Nerven kennen, und in der Natur selbst gesehen haben, um sich von der Größe dieser Schmerzen einigen Begriff machen zu können.

Und währte auch dieser schreckliche Schmerz, welches aber nach oben Gesagtem gar nicht wahrscheinlich ist, nur wenige Secunden lang, so bleibt noch immer die Frage:

Kann die kurze Dauer die horrende Intensität des Schmerzes aufwiegen?

Wozu also diese entsetzlichen Qualen, die man dem Unglücklichen gleichsam noch nach dem Tode zufügt?

Mit innigem Bedauern hörte ich daher so manche würdige Männer, wenn von der Ungewißheit unseres Schicksals in dermaligen Zeiten, von der Tugend, die geradezu aufs Schaffot führte, die Rede war, die Idee äußern, wenn sie denn hingerichtet werden sollten, so wünschten sie, es geschähe durch die Guillotine. Die guten Leute wußten wahrlich nicht, was sie

wollten, denn mit dieser Äußerung sagten sie gerade das Gegentheil von dem, was sie meinten.

Von der Hinrichtung durchs Schwert und Beil gilt das Nämliche. Die Frage, die so natürlich auf das Vorhergesagte zu folgen pflegt: Welche Art der Hinrichtung, welche Art der Entseelung ist die sanfteste, und in dieser Hinsicht vernünftigste? läßt sich meines Erachtens mit einem Worte beantworten: Hängen.

Alle nämlich, die theils sich selbst aufgehängt hatten, theils von Andern aufgehängt worden waren, und wieder zum Leben kamen, und von denen ich Mehrere selbst sprach, bezeugten einstimmig, daß man sich die Empfindung beim Erhängen vollkommen als ein sanftes Einschlafen denken könne. In dem Augenblick der Erwürgung hätte sie, ohne alle besondere Schmerzen, ohne alle Empfindung, ohne irgend eine gefühlte Ängstlichkeit, der tödtliche Schlummer übernommen, aus dem sie endlich wie aus einer süßen Ohnmacht erwacht wären.

Es wird wenig Ärzte von einigermaßen ausgebreiteter Praxis geben, denen solche Fälle nicht mehreremale vorgekommen wären, die folglich nicht im Stande wären, redende Zeugen für diese Wahrheit aufzuführen.

Dieser Beweis a posteriori also ist ganz unwiderleglich, da man mehrere Leute hat, die aus diesem Tode wieder ins Leben zurückkamen, also die Empfindung beschreiben konnten, welches in Ansehung der Köpfung unmöglich ist.

Allein ein wenig Nachdenken findet auch den Beweis für

diese Wahrheit a priori. Ein Mensch nämlich, dessen Hirn an einer Stelle, wo nach einer Verletzung des Schädels ein Stück der Hirnschale fehlt, anhaltend mit den Fingern gedrückt wird, schläft unter der Hand ein. Da nun gerade das Nämliche erfolgt, wenn das Hirn durch angehäuftes Blut zusammengedrückt wird: so läßt sich folglich schließen:

Bei einem Gehängten häuft sich das durch die großen Arterias vertebrales (welche, weil sie in den Knochenkanälen des Halswirbels hinauflaufen, NB. nicht zusammengeschnürt werden können) ins Hirn strömende Blut an, während das durch die Venen aus dem Hirn zurückkehrende Blut durch das den Hals zusammenschnürende Band im Hirne zurückgehalten wird, das Hirn drückt, und in wenig Secunden einen Schlaf bewirkt, welcher endlich in die wirkliche Entseelung, in den wahren Tod, ohne ferneres Bewußtsein des Schlafenden übergeht. Denn daß im Schlaf unser Bewußtsein aufhört, ist ja bekannt. Der entgegengesetzte Fall ist beim Enthaupten, hier wird Blut dem Hirne entzogen.

Die Zuckungen, die bisweilen, denn gewöhnlich sind sie schlechterdings nicht, wie man so oft in London sehen kann, erfolgen sollen, sind Nichts weniger, als Zeichen einer Beängstigung oder eines sonstigen Schmerzens.

Denkenden Männern beweisen zu wollen, daß es eitles Vorurtheil sei, in dieser Todesart etwas Schimpfliches zu finden, wäre Thorheit.

Schreckliche Zuckungen sieht man ebenfalls an den Guillo-

tinirten, nebst allen den gräulichen Zurichtungen, dem unbarmherzigen Binden, schaudervollen Haarabscheeren, unanständigen Entblößungen, Besudelungen des zerstückten Leichnams, alle barbarische Gräßlichkeiten der Schlachtbank, kurz alle wahrlich die Menschheit entehrende Abscheulichkeiten, die diese grausame schmerzhafte Art der Hinrichtung begleiten.

Neuer Gebrauch der Hunde.

(Götting. Taschenkalender 1795, S. 195—198, unter: Neue Entdeckungen ꝛc. Nr. 8.)

Unter den vielen Gegenständen der Natur, die unsere Bewunderung verdienen, aber selten im Ernst damit beehrt werden, gehören die Hundsnasen gewiß nicht unter die letzten. Man findet die erstaunliche Unterscheidungskraft, die in der Nase dieses häuslichen Thieres liegt, nicht außerordentlich, weil sie etwas Alltägliches ist. Aber etwas Alltägliches in einem Sinne des Worts, kann in einem andern etwas sehr Ungemeines sein, und in diese Classe gehört namentlich die Erscheinung, von der wir hier reden. Der Hund findet das Schnupftuch seines Herrn, das er in das Feld geworfen hat, wieder, nach einer Entfernung von Tausenden von Schritten und weiter. Er findet sogar unter einer Menge Geld die Münze aus, die sein Herr darunter gesteckt hat, und ihn selbst in dem Gedränge, wo sich die Gerüche von unzähligen Herren, wovon jeder der seinige sein könnte, wie Lichtstrahlen durchkreuzen. Daß ihn zwar hier das Gesicht zuweilen unterstützen mag, ist wahrscheinlich, aber was

unterstützt ihn bei der Fährte des entfernten Wildes oder bei der tief verborgenen Trüffel? Die Frage ist also: hat man wohl von der Nase dieses nützlichen Thieres schon allen den Gebrauch gemacht, den man von ihr machen kann? Ich für mein Theil glaube es gar nicht. Nur einige Beispiele. Es ist bekannt, daß die Ärzte sich bei manchen Krankheiten im Anfange in großer Verlegenheit finden, wenn sie ausmachen sollen, welcher Natur sie sei, gallichter oder inflammatorischer, ob Brechmittel oder Aderlaß den Anfang machen müsse. Ich glaube, ein im Hospital gut abgerichteter Hund würde dieses in einem Augenblick entscheiden. Er würde z. B. den Schwanz hängen lassen, und die rechte Vorderpfote aufheben, wenn die Krankheit gallicht, oder ihn ausstrecken und die linke lüften, wenn sie inflammatorisch wäre. Man lächelt vielleicht hierüber, zumal, wenn man sich den Arzt denkt, wie er, mit seiner Kuppel von Dachshunden, Pudeln, Spitzen und Hühnerhunden begleitet, einmarschirt. Aber hier ist fürwahr nichts zu lachen. Lächeln würde man mit Recht, wenn man die Reihe falscher, verführerischer Hypothesen sehen könnte, mit denen er nach dem Tode des Patienten ausmarschirt, und wie sie alle den Schwanz hängen lassen, und nun zu Hause privatim durchgeprügelt werden. — Worüber die jetzige Welt lächelt, lächelt deßwegen die Nachwelt noch nicht, und Kalender haben ein Recht auf die Nachwelt. Und nun gar die Chemie mit ihren reagentibus! Man hat eine bekannte, alte, lustige Bemerkung: das, was in der Apotheke, wenn man hineinkomme, zuerst

rieche, sei die Nase. Hier ist also der Hund recht zu Hause. Mich dünkt, es müßten sich Hunde für das Oxygen, das Hydrogen, das Phlogiston und den Kohlenstoff abrichten lassen, so gut als für die Trüffel. — Wozu nun alles das? Antwort: dafür: In unserer Stadt genießen die Hunde eines nicht gemeinen Schutzes; sie heulen und bellen auf den Straßen die ganze Nacht. Ich tadle dieses keineswegs, eben weil ich es für nichts weiter ansehe, als für dringende Bitte um Brot und Beförderung bei unleugbarem Verdienst, und folglich für ein Getöse, das sich auf Recht gründet, und so hat es, durch eine Vorstellung gedämpft, nichts Widriges für mich. So und in solchen Fällen ist es verstattet, sich selbst zu helfen, wenn sonst Niemand helfen kann oder will.

Wie die Schinesen ihr großes Papier verfertigen.

(Götting. Taschenkalender 1796, S. 169—171, unter: Neue Erfindungen 2c. Nr. 6.)

Wer das Papier der Schinesen bloß aus ihren Büchern kennt, kann sich kaum einen Begriff von der Schönheit desjenigen machen, das sie zu ihren großen Zeichnungen verfertigen. Es kommt an Weiße, Stärke und Dicke dem besten französischen gleich. Was es aber ganz vor allen europäischen Papieren auszeichnet, ist, daß sie Bogen von acht bis neun Fußen in der Länge und von verhältnißmäßiger Breite ganz aus einem Stücke zu machen verstehen. Was den letzten Umstand, nämlich die Größe der Bogen betrifft, so hat uns Franklin gelehrt, wie sie dabei zu Werke gehen. In der Mitte zwischen zwei Wannen, eigentlich aus Backsteinen mit einem Cement verstrichenen wasserdichten Trögen, die etwas größer sind als der Bogen Papier werden soll, steht ein niedriger Ofen, eben so lang als die Tröge, aber breiter, mit einem etwas niedrigen Dache. Die beiden Ebenen, die das Dach des Ofens formiren, sind gegen die Tröge zu geneigt, und jede dieser Ebenen ist ungefähr der

Größe des zu verfertigenden Papiers gleich. Hieraus, und aus der Neigung der Ebenen, die nur gering zu sein braucht, ergibt sich die Breite des Ofens. Diese Abdachungen des Ofens verfertigen sie aus einer Art von Stucco, das eine gute Politur annimmt. In den Trögen befindet sich die Papiermasse zum Ausschöpfen bereitet. Das Sieb, womit der Bogen geschöpft wird, erhält seine Steifigkeit gerade so, wie unsere gewöhnlichen Siebe, durch einen dünnen und hohen, und daher zugleich starken und doch leichten Rand. Dieses Schöpfsieb ist, um die Arbeit noch mehr zu erleichtern, an beiden schmalen Enden durch Gewichte balancirt, die an Schnüren hängen, welche man über Rollen an der Decke des Zimmers führt, so daß also die beiden Arbeiter, die das Schöpfen verrichten, von dem Gewichte des Siebes fast nichts zu tragen haben, und folglich zu den übrigen dabei nöthigen Operationen die freie Kraft ihrer Arme gebrauchen können. Ist nun der Bogen geschöpft, wobei, wie es sich wohl von selbst versteht, der Rand des Siebes nach unten gekehrt sein muß, so wird er, nachdem das Wasser abgelaufen ist, auf die zunächst befindliche gehörig erwärmte Abdachung des Ofens angedrückt. Hier erhält er sehr bald Trockenheit genug, daß ihn ein Knabe davon durch Aufrollen abnehmen kann. Eben dieses geschieht durch zwei andere Arbeiter und einen andern Knaben an der andern Seite des Ofens. Um dem Papier den nöthigen Leim zu geben, vermischen sie bloß ein Decoct von Reis mit der Masse desselben.

Über Bücherformate.

(Götting. Taschenkalender 1796, S. 171—178, unter: Neue Erfindungen ꝛc. Nr. 7.)

Da hier von Papierform die Rede war, so stehen wohl einige Bemerkungen über unsere Bücherformate hintendrein nicht ganz am unrechten Orte. Sollte dieser kleine Artikel manchen Leserinnen etwas zu mathematisch scheinen, so müssen wir ihnen zu bedenken geben, daß dieses Verfahren ganz *à l'Angloise* ist, eine Mode, die sie sonst so sehr schätzen. Man hat bekanntlich in England ein *Gentleman's Magazine* und ein *Lady's Magazine* *), also eins für den Mann von Stand und eins für die Dame. Der Inhalt dieser beiden Monatsschriften steht nicht selten in einem Verhältniß, das gerade das umgekehrte von demjenigen ist, in welchem, nach der irrigen Meinung einiger Herren, die Fähigkeiten von Herren und Damen stehen sollen. Um das erstere lesen zu können, ist bloß nöthig, daß man wacht und die Augen des Leibes aufthut; die Abbildungen von

*) Bei Wilkie, auf St. Pauls Kirchhof.
Anmerk. des Verfassers.

alten Klöstern und halb verwesten Grabsteinen fallen alsdann von selbst hinein. Hingegen ist es mit den Wurzelzeichen und geometrischen Figuren des andern nicht also, da muß noch mehr aufgethan werden — die Augen des Geistes. Eine so große Anstalt ist nun bei unserer Betrachtung nicht nöthig, sie wäre, ein kleines Wurzelzeichen abgerechnet, fast ganz für das *Gentleman's Magazine*. — Die Papiersorten, worauf unsere Bücher gedruckt werden, haben die Form von Rechtecken, in welchen die Verhältnisse der Seiten sehr variiren, einige nähern sich der Gleichheit sehr, indessen ist mir wenigstens noch kein Druck- oder Schreibpapier vorgekommen, das ganz gleichseitig gewesen wäre. In hiesiger Gegend wird aber schon ein Conceptpapier verfertigt, worin die beiden Seiten des ganzen Bogens sich verhalten wie 6 : 7, dieses gibt ein langes, unangenehmes Folio von einem Seitenverhältniß von 7 : 12, worauf denn das Quarto wiederum 6 : 7 und Octavo wieder 7 : 12 bekommt, vorausgesetzt, daß, bei jedem Bruch des Bogens, allemal die größere Seite gebrochen wird, welches auch gemeiniglich geschieht. Nennen wir also bei unserm Papier die beiden Seiten a und b, wo wir b größer setzen wollen als a, so sind die Verhältnisse der Seiten in den gewöhnlichen Formaten diese:

Patentform	$a : b = a : b$
Folio	$\frac{1}{2}b : a = b : 2a$
Quart	$\frac{1}{2}a : \frac{1}{2}b = a : b$
Octav	$\frac{1}{4}b : \frac{1}{2}a = b : 2a$
Sedez	$\frac{1}{4}a : \frac{1}{4}b = a : b$

Aus dem Anblick der letzten Columne erhellet, daß sich die Formate immer abwechselnd ähnlich werden, und daß das verächtliche Sedez mit dem majestätischen Patent einerlei Verhältnisse bekommt. Bricht man immer bloß die kürzere Seite, so erhält man zuerst ein langes Folio, und dann ein verhältnißmäßig noch längeres Quarto u. s. w. Die Stammtafel dieser Formate ist: $\frac{1}{2}a : b$; $\frac{1}{4}a : b$; $\frac{1}{8}a : b$ rc. Hiervon sind die ersten noch zu gebrauchen, und kommen in Rechnungsbüchern, Musterkarten, allerlei Arten von Listen, als Demokratenlisten u. s. w. hier und da vor. Sehr weit geht es indessen mit dieser Reihe nicht, für Bücher wenigstens; sie verlieren sich bald in Schuster- und Schneidermaße und Unterlagen für die Pastetenbäcker. Ein Schicksal, das freilich auch manchen andern Büchern droht, aber nicht des Formats wegen. Bricht man abwechselnd erst nach der langen Seite, und dann nach der kurzen, so sieht das Geschlecht so aus $\frac{1}{2}b : a$; $\frac{1}{4}b : a$; $\frac{1}{4}b : \frac{1}{2}a$; $\frac{1}{8}b : \frac{1}{2}a$ . . . rc. In dieser Reihe kommen einige nicht unangenehme längliche Formate im Kleinen vor, die man hier und da zu Spruchbüchern, Beichtbüchern, manchen Tabellen, und überhaupt solchen Hülfsbüchelchen zu nutzen pflegt, die man wie Terzerolen bei sich trägt. — Hier entsteht nun die Frage: 1) könnte man nicht dem Papier eine solche Form geben, daß alle Formate einander ähnlich würden? und 2) wäre ein solches Format bequem und schön? Die erste Frage wird jeder Anfänger in der Algebra beantworten können. Wir wollen die Auflösung hersetzen. Weil hier immer eine Seite

des Bogens so groß angenommen werden kann, als man will, so wollen wir die kleinere wiederum a, die größere aber, die gesucht wird, x nennen, so wäre also bei diesem Papier,

die Patentform $a:x$ und folglich, x gebrochen, gäbe für das

Folio . . $\frac{1}{2}x : a = x : 2a$, wie oben. Weil nun aber diese Formate einander ähnlich sein sollen, so ist $a : x = x : 2a$; also $x^2 = 2a^2$ und $x = a\sqrt{2}$. So wäre also dieses Verhältniß der Seiten bei der

$$\text{Patentform} = a : a\sqrt{2} = 1 : \sqrt{2}$$

$$\text{bei Folio} = \frac{\sqrt{2}}{2} : 1 = 1 : \sqrt{2}$$

u. s. w. ins Unendliche. Da nun bekanntlich das Verhältniß von $1 : \sqrt{2}$ das Verhältniß der Seite des Quadrats zu dessen Diagonale ist: so kann sich Jedermann sogleich ein Blatt von dieser Form schneiden. Vielleicht ergeht es ihm alsdann wie mir vor mehreren Jahren, da ich unvermuthet gewahr ward, daß der Bogen Papier, den ich für das Beispiel zuschneiden wollte, schon die Form hatte, die ich ihm zu geben willens war. Unser gewöhnliches Schreibpapier in klein Folio hat nämlich hier zu Lande wirklich diese Form schon, und es war mir angenehm, zu finden, daß irgend Jemand schon bei der ersten Bildung des Papiers, sogar die Figur desselben eines Gedankens gewürdigt hatte, also einer Ehre, die ihm nachher im Dienste selbst, bald beim Schreiben, bald beim Lesen

nicht selten versagt wird. Wer dieses Papier kennt, oder sich die Mühe nehmen will, ein solches Blatt zu schneiden, wird finden, daß es ein sehr gefälliges und bequemes Format ist. So viel zur Beantwortung der beiden Fragen, und nun zum Beschluß noch ein paar Bemerkungen. Das Beschneiden des Papiers beim Binden der Bücher setzt freilich der genauen Anwendung dieser Theorie große Schwierigkeiten entgegen. Denn man sieht leicht, daß, wenn das Verhältniß der Seiten nun auch beim beschnittenen Buche noch Statt finden soll, worauf es hier hauptsächlich ankommt, die beiden Dimensionen der Blätter beim Beschneiden auch in eben dem Verhältniß vermindert werden müßten, in dem sie selbst stehen. Indessen trifft hier der Umstand ein, daß sie nach der kleineren Dimension nur eine, hingegen nach der längeren zwei Verkürzungen erleiden, die einander nicht ganz gleich sind. Dieses, und daß das Auge geringe Abweichungen von der Regel nicht bemerken kann, trägt zusammen dazu bei, daß, wie wir aus der Erfahrung wissen, das Gefällige dieses Verhältnisses durch diese Buchbinderoperation nicht verloren geht, und alle Formate sich sehr ähnlich sehen. Wenigstens wird dadurch dem unangenehmen Sprung von einem langen Format zu einem fast quadratförmigen, wie dieses der Fall bei manchem Folio und Quart ist, sehr gut vorgebeugt. Auch würde man bei etwas größerm Papier nicht nöthig haben, zwischen Octav und Sedez noch eine halbe Staffel, ein Duodez, einzuschalten, so wenig als man, um längliche Formate zu gewin-

nen, jetzt zwischen Folio und Quart noch eine Terz eingeschaltet. Denn das Sedez, das sich bei dem gewöhnlichen Papier dem Quadrat sehr nähert, welches die unangenehmste Figur ist, die ein kleines Format haben kann, würde nun in linea recta descendente, die angenehme Bildung seiner Vorgänger erben.

Z e r o.

(Götting. Taschenkalender 1796, S. 193, unter: Miscellaneen Nr. 5.)

Ich bin zuweilen gefragt worden, wo das französische Wor
Zero, das eine Nulle bedeutet, herkomme? Unstreitig ist e
einerlei mit *cyphra* und *cypher*, die im Lateinischen und Eng
lischen noch jetzt Nullen bedeuten, und die man am beste
von dem hebräischen *saphar*, zählen, und *sephar*, *Zählung*,
herleitet. Menage (Les origines de la langue *françoise*, art
chifre) sagt: Les Espagnols ont premièrement emprunté c
mot des Arabes. Das wäre *Zefro*. Wer nun überdieß weiß
wie oft die Spanier das f mit h vertauschen, wird *Zehro* un
Zero nicht unnatürlich finden.

Vom bibliopolischen Jahre.

(Götting. Taschenkalender 1796. S. 194 f.)

Dieses wichtige, aber wenig bemerkte, Jahr fängt sich gewöhnlich sechs, bisweilen acht Wochen vor dem sogenannten Kirchenjahre an, und ein ganzes Viertel vor unserer gewöhnlichen Zeitrechnung. Bücher im Augustmonat 1795 gedruckt, erhalten die Jahrzahl 1796, als wären es Kalender. Sie sollen nämlich auf der Ostermesse des künftigen Jahres noch immer als frische — Häringe erscheinen. Die Absicht ist gut, und kein Mann von Gefühl wird etwas darwider haben, wenn auch nur das kümmerliche Schmetterlingsleben eines einzigen armen Buchs dadurch nur ein paar Monate hingehalten wird. Sterben müssen doch alle! Allein, wie alle wohlthätige Anstalten, hat auch diese ihre großen Nachtheile, zumal hier, wo die Herrn Directoren nicht immer Einsicht genug besitzen, zu beurtheilen, ob nicht ihre wohlgemeinte Vorsicht dem Liebling am Ende schade. Ich erinnere mich sehr wohl einer gewissen Schrift, worin von Witterungsprophezeihungen die Rede war. Der Verfasser hatte darin, vielleicht bloß durch einen glücklichen

Griff, wirklich einen kalten Winter ein Vierteljahr vorausgesagt. Das Buch erschien um Michaelis mit der Jahrzahl des folgenden Jahres auf dem Titel. Hierdurch riskirte der Verfasser ganz um die Ehre selbst des glücklichen Griffs zu kommen, wenn der zweite Winter warm gewesen wäre. Indessen übersehen ist ihm sein Verdienst nicht worden. Der göttingische Recensent hat den Umstand bemerkt, und nachdem die Prophezeihung eingetroffen war, dem Verfasser die so verdienten Honneurs gemacht. — Dieses erinnert uns im Vorbeigehen an eine Vorsicht, die denen sehr zu empfehlen ist, die die englische Geschichte des vierten Decenniums dieses Jahrhunderts aus gedruckten Urkunden bearbeiten wollen, da herrscht oft ein wahres Babel in den Zeitangaben. Folgendes Beispiel wird die Sache erläutern. Im Februar 1735, nach unserer Art zu zählen, kamen in London an demselben Tage Zeitungen heraus, *die das* Jahr 1734 hatten, obgleich denselben Monat, weil sie nämlich ihr neues Jahr, der alten Gewohnheit nach, erst mit Lady-Day (25. März) des unsrigen anfingen, und dieses erzeugte folgende allerdings merkwürdige Verwirrung: In derselben Woche erschien in London die Rede des Königs mit dem Datum 1732—3; die Addresse des Oberhauses wegen dieser Rede, mit 1732, und die der Gemeinen mit 1733.

Trost bei trauriger politischer Aussicht.

(Götting. Taschenkalender 1796. S. 196 f.)

Diesen Trost habe ich in einem Buche gefunden, das wenig gelesen wird, wovon ich aber jetzt, nachdem ich es ausgefunden habe, Woche für Woche einige Blätter lese — und dieses ist: der Band politischer Zeitungen vom vorigen Jahre. Man muß den Versuch selbst machen, um sich zu überzeugen, was das für eine Unterhaltung ist. Natürlich liest man allemal nur die Blätter daraus, die praeter propter dasselbe Datum mit dem heutigen Tage führen. Betrachtungen in hundertfacher Form strömen einem alsdann so zu, daß man sich ihrer kaum erwehren kann. Bald ruht man nachdenkend aus, bald lächelt man und bald lacht man, und wie unschuldig ist nicht diese Beschäftigung? Freilich leiden die heutigen Zeitungen ein wenig, wenn man sie neben jenen liest. Es ist kaum möglich, nicht an das hodie mihi cras tibi zu gedenken: Heute an mir, morgen an dir; was ich war, bist du jetzt, und wirst dereinst sein, was ich bin.

Etwas Stoff zu Montagsandachten.

(Götting. Taschenkalender 1796. S. 197 ff.)

1) Alle einander **gleich** zu sein, erwarten wir erst im Himmel gewiß. Es ist viel darüber gestritten worden, ob sich dieser Zustand früher erwarten ließe, oder nicht. Allein die streitenden Parteien, wenigstens die besten unter ihnen, sind nicht so verschieden als man glaubt. Die **Gleichheit** der einen möchte wohl nichts Anderes sein als die **Ungleichheit** der andern. Die **Gleichheit**, die der Mensch hier verlangen kann, ist sicherlich: **der erträglichste Grad der Ungleichheit.** Schade, daß dieses Gleichgewicht sich nur durch Druck und Gegendruck erhalten läßt, und daß sich die zuletzt anordnende Partei immer, **zur Sicherheit** für die Zukunft, einen kleinen Ausschlag vorbehält, und vorbehalten wird.

2) Das Gesetz ehrt und fürchtet man, aber **lieben**, im eigentlichen Verstande, kann man es nicht. Was für ein großer Gedanke daher, ihm einen Repräsentanten zu geben, den man nicht bloß ehren und fürchten, sondern auch **lie-**

den kann, einen guten Regenten. Die Welt würde sich dem Himmel nähern, wenn dieses von beiden Seiten anerkannt würde. Ohne etwas Anthropomorphismus läßt sich selbst Gott bloß fürchten und ehren, aber nicht lieben. Der Grund hiervon liegt sehr tief in unsrer Natur, aber sicher und unabänderlich. Verehrung von Tyrannen und Anbetung der Heiligen sind bloße Abartungen des Triebes, zeugen aber immer von der Realität der Art. Hierbei werden wir wohl ruhen müssen. Noch hat keine Götterdemokratie eine Welt erschaffen und erhalten, oder sie alle waren Eins, und was heißt das?

3) Lord Shaftesbury sprach einmal mit einem Freunde über Religion. In derselben Stube befand sich ein Frauenzimmer, die sich, um die Unterredung nicht zu stören, mit ihrer Arbeit in einen entfernten Winkel gesetzt hatte. Shaftesbury sagte: Verschiedenheit der Meinungen in Religionssachen fände sich nur unter Menschen von mittelmäßigen Fähigkeiten und Kenntnissen; Leute von Geist hätten durchaus nur Eine Religion. Und was ist das für eine, Mylord? fragte das Frauenzimmer, begierig auffahrend. Das sagen Leute von Geist nicht, war die Antwort.

4) Furcht, sagt Lucrez, hat die Götter geschaffen, aber wer schuf diese allmächtige Furcht?

If fear *Gods*, who made *almighty* fear?

5) „Sie wollen keinen Herrn; Selbst Herren sein wollen Sie.“

Bishops they would not have; but they would be.

6) Da die Handlungen eines jeden Menschen sich nothwendig ungleich sein müssen: so frage dich: welches ist die schlechteste, die du in deinem Leben begangen hast? Die Antwort pflegt guten Menschen bald einzufallen. Diese Frage kann auch am Sonntage gethan werden, und desto sicherer ohne Schaden, da die Antwort außer uns selbst, nur noch von einem Einzigen gehört wird.

7) Du dringst auf Preßfreiheit. Recht gut. Nur frage ich dich: würdest du sie auch alsdann verstatten, wenn dein von dir gekränktes, hülfloses Weib, dein von dir tyrannisirtes Gesinde, dein hingehaltener Gläubiger, und vor allen Dingen der Mann anfangen wollte, von dir drucken zu lassen, der durch seine höhere Einsicht dich mit deinem ganzen Compilatorruhm, durch einen Federstrich vielleicht, in Staub verwandeln könnte?

8) Die große und untrügliche Kunst, sich in Gesellschaft allgemein lieben, ja selbst verehren zu machen, ist sicherlich nicht die, eignen Witz, Verstand und Kenntnisse an den Tag zu legen, sondern: ohne Zudringlichkeit und als brächte es die Natur der Unterredung so mit sich, jedem der Gegenwärtigen, wo möglich, Gelegenheit zu geben, zu zeigen, daß Er Witz oder Verstand oder Kenntnisse besitze. Jedem nach seiner Art. Wenn doch dieses beherzigt würde, was würde nicht aus den Gesellschaften werden? Diese große, aber freilich etwas seltene Gabe, die immer in dem Sub-

jecte Menschenliebe und Weltkenntniß, und überdieß bescheidenes Gefühl von eigenem anerkannten Werth voraussetzt, wird nicht leicht Jemand in einem höhern Grade besitzen können, als sie unser unsterblicher Möser besessen hat. Wahrlich, sagte einmal ein Mann von Geist zu uns, wenn man mit Mösern oft in Gesellschaft kommt, so fängt man an zu glauben, man wisse Etwas und sei Etwas.

Kohlengruben unter der See, und Etwas von negativen Brücken.

(Götting. Taschenkalender 1799, S. 205—209, unter: Neue Erfindungen ꝛc. lit. e.)

Daß es in Schottland Steinkohlengruben gibt, die sich weit unter der See weg erstrecken, ist eine bekannte Sache. Ich bringe dieses auch nicht seiner Sonderbarkeit oder gar Neuheit, sondern einer artig ausgedrückten Betrachtung wegen hierher, die Faujas St. Fond*) in seiner Reise durch England und Schottland dabei anstellt, und hoffentlich vielen unserer Leserinnen und Leser nicht unwillkommen sein wird. Sie steht im ersten Theile S. 155. 156. der wiedemannischen Übersetzung dieses Werks: „Wir kamen, heißt es, nach Alva, Clackmannan und Kulroß, wo ein starker Bau auf sehr schönen Kohlengruben getrieben wird. — Sehr merkwürdig ist es, daß diese so reichen Steinkohlenlager sich auf eine ziemlich beträcht-

*) Barthelemi Faujas St. Fond, geb. 1750 zu Montelimart, gest. 1819 zu Paris als Oberaufseher des Museums der Naturgeschichte.

liche Strecke unter das Bette des Meeres fortsetzen, und daß die Arbeiter in diesen Gruben, wo sie gegen einiges Durchsintern durch Dampfmaschinen gesichert sind, welche das Wasser aus den Schachten heben, mit Sicherheit fortarbeiten, ohne sich über die ungeheuren Wassermassen, welche über ihren Köpfen schweben, zu beunruhigen. Während also diese unermüdeten, kühnen Grubenarbeiter, schwach beleuchtet von dem traurigen Schimmer ihres Lämpchens, diese tiefen Höhlen von den Schlägen ihrer Hacken wiederhallen machen, gehen Schiffe, von günstigen Winden getrieben, mit vollen Segeln über ihren Köpfen hin, und die Matrosen drücken, über das heitere Wetter erfreut, ihre Zufriedenheit durch frohe Lieder aus; zu einer andern Zeit aber zieht ein Wetter auf, der Horizont steht in Flammen, der Donner brüllt, das Meer tobt wüthig, Alles ist in Bestürzung, die ganze Mannschaft zittert; dann singen die Grubenarbeiter, unbewußt dessen, was zu dieser Zeit vorgeht, froh und zufrieden im Chore mit Freuden ihre Lust und ihre Liebe, während das Schiff über ihren Köpfen zu Trümmern geht und versinkt: leider das zu treffende Bild des täglichen Wechsels im menschlichen Leben!" So weit Faujas St. Fond. — Was würde, kann man wohl hier fragen, Horaz gesagt haben, wenn man ihm, als er sein berühmtes: *Illi robur et aes triplex* etc. *)

*) Od. I, 3, 9 sqq. Illi robur, et aes triplex
Circa pectus erat, qui fragilem truci
Commisit pelago ratem
Primus etc.

niederschrieb, von Menschen geredet hätte, die es dereinst mit glücklichem Erfolg wagen würden, hoch über seinem zerbrechlichen Schiff und den Wogen seines tückischen Meeres dahin zu schweben, sich auf dem Boden eben dieses Meeres Stunden lang aufzuhalten, und mit dem zerbrechlichen Schiffchen ruhig herauf zu correspondiren *), und endlich andern, die von oben herab gezählt, sogar in einer vierten Etage unter allen diesen, nach Steinkohlen wühlen würden? Mit seinem *Nil admirari* **), mit dem einem zuweilen bei solchen Gelegenheiten begegnet wird, hätte der große Mann gewiß nicht geantwortet, denn er verstand seinen Horaz besser, als manche Neuere den sogenannten ihrigen; er bewundert ja den ersten Schiffer selbst. Vielleicht hätte er gesagt: es ist Nichts unmöglich, so wie der Schwager, der meinen Freund nach dem Blocksberge fuhr ***), und da hätte er Recht gehabt, wie bei seinem *Nil admirari*; nur muß dort erklärt werden, was für ein Unmögliches verstanden wird, so wie hier was für ein Bewundern. Da es sich denn finden wird, daß, so wie der letzte Satz eine der größten moralischen Wahrheiten, so der erste eine der größesten Aufmunterungen für den menschlichen Geist zu Muth und Thätigkeit enthält. Nun das Fernere von negativen Brücken.

---

*) Dieses hat der große Halley gethan.

Anm. des Verfassers.

**) Horat. Epist. I, 6, 1.

***) S. oben S. 210.

Wenn man sich den Durchschnitt eines Strombettes als einen Zirkelabschnitt gedenkt, dessen Chorde die Wasserlinie vorstellte, so heißt hier eine positive Brücke ein zusammenhängender Weg von einem Ende an das andere, oberhalb dieser Linie, trockenen Fußes zu gelangen; eine negative hingegen eben ein solcher Weg, auf welchem aber dieser Zweck unterhalb dieser Linie erreicht würde. Hier gibt es aber, wie bei den chemischen Auflösungen, zwei Fälle, einen nassen und einen trockenen Weg. Von dem letzten ist hier nur allein die Rede. Eine negative Brücke wäre also ein Weg, der unter dem Strombette weg von einem Ufer nach dem andern ginge, so wie die schottischen Kohlengruben und Stollen unter der See. Ein solcher Gang könnte gewölbt und mit Laternen erleuchtet werden. So lächerlich dieser Gedanke, flüchtig angesehen, scheint, so wäre doch wohl ein Fall gedenkbar, wo die negative Brücke weniger kostete, als die positive. Denn die positiven müssen 1) des Tageslichts wegen und wegen ihrer Ansichten aus der Nähe und Ferne, oft vielen unnützen und architektonischen Staat machen, den die negativen füglich sparen können; 2) hindern erstere die freie Fahrt bemasteter Fahrzeuge, und solcher, die von Menschen oder Pferden gezogen werden müssen, sehr; 3) der Eisgang macht öftere, kostbare Reparaturen bei ihnen nöthig; 4) beengen sie ferner den Strom, welches, bei starkem Zufluß des Wassers, den Benachbarten sehr gefährlich werden kann. Alles dieses fällt bei letztern weg. Hierzu kommt noch, daß gerade an solchen Stellen, wo das höchste Interesse der einander gegenüber

Wohnenden eine positive Brücke nöthig machte, das Interesse Anderer, zumal der Schiffer, solches verbietet, und Gerechtsame Statt haben, die nicht verletzt werden dürfen. Ein solcher Fall mag wohl Ursache sein, daß man, wie ich höre, aber bis jetzt noch nicht verbürgen kann, willens ist, ein Paar Grafschaften in England auf diesem trockenen Wege unter der Themse weg mit einander zu verbinden. Wer die Werke Brindley's und des Herzogs von Bridgewater und englische Indüstrie kennt, wird an der Ausführung nicht zweifeln; es ist bei diesem Volk hierzu Nichts weiter nöthig, als die Überzeugung, daß es nöthig ist, und höchstens die Freude, einem auf den Buchstaben seiner Rechte sich stützenden, hartnäckigen Opponenten einen unvermutheten Streich über oder unter diesem Buchstaben weg zu spielen, und also auch von der Seite zu triumphiren*).

*) Bekanntlich ist ein solcher „trockner Weg unter dem Strom„bette der Themse, gewölbt und mit Laternen erleuchtet," — der Tunnel — etwa zwei Meilen unterhalb der londoner Brücke, wo der Fluß 1000 Fuß breit ist, zwischen Rotherhithe und Wapping, in neuerer Zeit ausgeführt, und sind dadurch die Grafschaften Surrey und Middlesex vereinigt.

Der von dem Ingenieur Isambert Brunel, einem geborenen Franzosen, 1823 entworfene Plan wurde 1824 vom Parlamente genehmigt, und die Arbeit, wobei man mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, und die namentlich, — in Folge eines großen Durchbruchs der Themse vom Januar 1828, — sieben Jahre ruhte, gleichwohl binnen acht Jahren, bis zu der am 25. März 1843 erfolgten Eröffnung des Durchgangs für

Fußgänger, mit einem Aufwande von ungefähr 460,000 Pf. St. beendigt. Die erforderliche Vorrichtung für das Hinein- und Herauffahren von Wagen ist dabei noch nicht gerechnet.

Es besteht der Tunnel übrigens aus zwei von Backsteinen aufgemauerten, unmittelbar neben einander herlaufenden Bogengängen, von überhaupt 1300 Fuß Länge, 38 Fuß Breite und 22 Fuß Höhe, die zwei gepflasterte Fahrwege, nebst angemessenen Fußsteigen, von überhaupt etwa 14 Fuß Breite, bilden. Diese Gänge sind durch 63 offene Bögen, in deren jedem zwei Gaslichter brennen, mit einander verbunden; an jedem Ende leuchtet ein großer Stern von Gasflammen.

Interessant ist vielleicht noch die Angabe, daß vom 25. März 1843 bis 5. März 1844 den Tunnel 2,038,477 Fußgänger passirten, und daß bei seinem Baue nur sieben Arbeiter umkamen, während dies Loos beim Bauen der neuen londoner Brücke — März 1824 bis August 1831 — vierzig traf.

Jüdische Industrie neben holländischer Frugalität.

(Götting. Taschenkalender 1799. S. 210. 211.)

Stedman erzählt in seinem bekannten Buche *) allerlei Wunder, die er in Surinam angetroffen hat, von großen halbschwarzen idealischen Schönheiten, großen Schlangen, neuen Affen, neuen giftigen Insecten, alten Christen, die ihre Knechte leichter Vergehungen wegen zu Tode peitschen lassen; einer holländischen christlichen Schönen, die das Kind ihrer Sclavin, weil dessen Schreien ihren zarten Ohren lästig fiel, ins Wasser

*) Narrative of a five years expedition against the Negroes of Surinam. II Voll. 4to. London 1796. Mit 80 Kupfertafeln. (Deutsch übersetzt im Auszuge. Hamb. 1797. 8.)
Anmerk. des Verfassers.

Joh. Gabriel Stedman, geb. in Schottland 1748. Officier in einem schottischen Regimente in holländ. Solde; ging 1772 als Volontair mit nach Surinam. Gest. zu Tiverton 1797. Henry übersetzte seine Reise ins Französische 1799. 3 Voll. 8.

werfen ließ, und dergleichen mehr. Unter allen aber hat mir am besten gefallen, was er im zweiten Bande S. 198 erzählt, nämlich, daß er zu Paramaibo bei einem gewissen Herrn Reynsdorp, einem Pflanzer, einen Juden angetroffen habe, der dessen Kinder in der christlichen Religion unterrichtete, also im eigentlichen Verstande einen christlichen Religionssprachmeister von angeborner jüdischer Religion. Ist das nicht herrlich? Es geht doch Nichts über die Juden. Man will es nur nicht immer recht erkennen. Man erlaube uns hierbei nur die einzige Frage: würde wohl Herr Reynsdorp, wenn er ein Liebhaber von Mettwürsten gewesen wäre, die Verfertigung derselben in seinem Hause einem Juden anvertrauet haben, gesetzt auch, der Jude habe sich, nach einem gegebenen Recept, damit befangen wollen? — Allein hier erfordert es denn doch Humanität sowohl als Wahrheitsliebe zu Herrn Reynsdorps, und folglich seines Juden, Ehre, anzuzeigen, daß Herr Stedman an einem andern Orte von Herrn Reynsdorp sagt: „auf seinen Kaffeeplantagen herrscht Friede, Milde und wahrhaft menschliches Verfahren gegen die Sclaven, keine Klagen, keine Banden u. s. w., und ein Mann von solchen Gesinnungen übergibt seine Kinder einem Juden zum Unterricht in der christlichen Religion? Hier scheint etwas zu fehlen, welches auszumitteln Herr Stedman, ein sonst braver Soldat, nicht Philosoph genug war. Ich habe in der Überschrift dieses Verfahrens Herrn Reynsdorps Frugalität zugeschrieben. Ich brauche wohl nicht zu erinnern, daß Geiz von Frugalität un-

terschieden ist, wie Hungerleiden von weiser Diät. Wie wenn der Holländer bei seinem Erziehungsplan nicht sowohl Geld- als Geistesausgaben zu ersparen gesucht, und etwa seinen Juden genauer gekannt hätte, als sich aus dem bloßen Wort schließen läßt. Getauft war er nicht, sonst wäre wohl die ganze Geschichte keiner Aufzeichnung werth gewesen, aber er war ein portugiesischer Jude, das ändert die Sache schon etwas. Wäre der Herr ein berlinischer aus Mendelssohn's Schule gewesen, so getraue ich mir nicht allein Hrn. Reynsdorps Charakter, sondern die ganze peitschen- und bandenfreie Haushaltung auf dessen Plantagen, daraus zu entziffern, auch wohl über die Bedeutung der Worte Christ und Jude in dieser Stelle einige Auskunft zu geben.

